

Sind Singles anders als die anderen?

Ein Vergleich von Singles und Paaren

Inaugural –Disseration
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie in
der Fakultät für Psychologie
Ruhr-Universität Bochum

vorgelegt von
Beate Küpper

1. Gutachter: Prof. Dr. Hans-Werner Bierhoff
 2. Gutachter: Prof. Dr. Manfred Hassebrauck
- Datum der mündlichen Prüfung: 7.7.2000

INHALT

VORWORT	6
1 EINLEITUNG: AUF DER SUCHE NACH EINER NEUEN LEBENSFORM	8
1.1 WER IST EIN SINGLE? - ZUR BEGRIFFSKLÄRUNG.....	13
1.1.1 <i>Definitionsversuche</i>	13
1.1.2 <i>Definitionskritik und eigener Vorschlag zur Begriffsfassung</i>	15
1.1.3 <i>Single-Typen</i>	17
1.2 LEBENSFORMEN - EIN KURZER ÜBERLICK ÜBER SINGLES UND ANDERE.....	19
1.2.1 <i>Was ist normal, was gilt als nichtkonventionell?</i>	20
1.2.2 <i>Singles als eine nichtkonventionelle Lebensform unter vielen</i>	21
1.2.3 <i>Für immer? - Die nichtkonventionelle Lebensform Single als Lebensphase</i>	22
1.3 WIEVIELE SINGLES GIBT ES? - HÄUFIGKEITEN VON LEBENSFORMEN.....	24
1.3.1 <i>Alleinwohnende und Alleinstehende</i>	24
1.3.2 <i>Nichteheliche Lebensgemeinschaften und Alleinerziehende</i>	25
1.3.3 <i>Singles</i>	26
1.3.4 <i>Gibt es immer mehr Singles? Zweifel an einer Standardbehauptung</i>	28
1.4 SPEKULATIONEN ÜBER DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG EINER LEBENSFORM.....	29
1.4.1 <i>Die Existenz von partnerlosen Singles - abhängig von Ehenorm und Sexualmoral</i>	30
1.4.2 <i>Partnerlose in der Geschichte - ein historischer Abriß</i>	32
1.4.3 <i>Fazit</i>	39
1.5 THEORETISCHE EINORDNUNG DES PHÄNOMENS "SINGLE".....	41
1.5.1 <i>Welcher Trend durchzieht die Gesellschaft? Individualisierung und Pluralisierung</i>	41
1.5.2 <i>Die Qual der Wahl - die neue Wahlfreiheit und ihre Risiken</i>	44
1.5.3 <i>Kritische Punkte an Individualisierung, Pluralisierung und Wahlfreiheit</i>	46
1.5.3.1 1.) Was bedeuten Individualisierung und Pluralisierung? Theoretische Unklarheiten.....	47
1.5.3.2 2.) Was bedeutet Wahlfreiheit und wie werden Entscheidungen getroffen?.....	49
1.5.3.3 3.) Wird Wahlfreiheit subjektiv wahrgenommen und läßt sich von Handlungen auf Bewußtsein schließen?.....	53
1.5.3.4 4.) Gibt es überhaupt eine Individualisierung und Pluralisierung?.....	54
1.5.3.5 5.) Sind Individualisierung und Pluralisierung tatsächlich neue Trends?.....	57
1.5.3.6 6.) Gibt es die Individualisierung und Pluralisierung in allen gesellschaftlichen Schichten?.....	58
1.5.4 <i>Nachtrag: Von der Entdeckung des Singles oder der Konstruktion einer Lebensform</i>	60
1.5.4.1 a) Sind Singles eine (akademische) Schimäre?.....	60
1.5.4.2 b) Die Entdeckung des Single durch die Medien.....	62
1.6 DER NEUE SINGLE ? ZUSAMMENFASSUNG EINER ENTDECKUNG.....	65
2 WIE SIND SINGLES? HYPOTHETISCHE UND ÜBERPRÜFTE MERKMALE	69
2.1 LIEBES- UND ANDERE BEZIEHUNGEN.....	71
2.1.1 <i>Glück und Einsamkeit in Abhängigkeit von der Beziehung zu anderen</i>	73
2.1.2 <i>Beziehungserfahrungen und Partnerwunsch</i>	76
2.1.3 <i>Bindung</i>	78
2.1.3.1 <i>Die Bindungstheorie</i>	78
2.1.3.2 <i>Bindungsstile bei Kindern und Erwachsenen</i>	79
2.1.3.3 <i>Die Erfassung des Bindungsstils bei Erwachsenen</i>	81
2.1.3.4 <i>Befunde zum partnerbezogenen Bindungsstil</i>	83
2.1.3.5 <i>Implikationen für die Singles</i>	87
2.1.4 <i>Liebestile</i>	87
2.1.4.1 <i>Die sechs Farben der Liebe</i>	88
2.1.4.2 <i>Die Erfassung der Liebestile und Befunde</i>	89
2.1.4.3 <i>Implikationen für die Singles</i>	91
2.1.5 <i>Romantizismus</i>	92
2.1.5.1 <i>Die Erfassung des Romantizismus und Befunde</i>	93
2.1.5.2 <i>Implikationen für die Singles</i>	95
2.1.6 <i>Exit: Verlassen als Reaktion bei Beziehungskonflikten</i>	95
2.1.6.1 <i>Die Erfassung von Konfliktreaktionen und Befunde</i>	97
2.1.6.2 <i>Implikationen für die Singles</i>	98
2.1.7 <i>Zusammenfassung</i>	99
2.2 EINSTELLUNGEN UND WERTHALTUNGEN.....	100
2.2.1 <i>Die Hypothese vom Wertewandel</i>	101
2.2.2 <i>Ehe, Familie und Beruf</i>	104
2.2.2.1 <i>Die allgemeine Wertschätzung von Ehe, Kindern und Beruf</i>	104
2.2.2.2 <i>Die Wertschätzung von Ehe, Kindern und Beruf in verschiedenen Lebensformen</i>	106

2.2.2.3	Der persönliche Lebensplan: Erfassung und Befunde.....	109
2.2.2.4	Implikationen für die Singles.....	111
2.2.3	<i>Die Einstellung zur Geschlechtsrolle und die geschlechtsstereotypen</i>	
	<i>Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität.....</i>	<i>111</i>
2.2.3.1	Theoretischer Hintergrund der Einstellung zur Geschlechtsrolle und von Maskulinität/Feminität ...	113
2.2.3.2	Einstellung zur Geschlechtsrolle: Erfassung und Befunde.....	118
2.2.3.3	Maskulinität und Feminität: Erfassung und Befunde.....	119
2.2.3.4	Implikationen für die Singles.....	122
2.2.4	<i>Die Soziale Dominanz Orientierung</i>	<i>123</i>
2.2.4.1	Theoretischer Hintergrund: Ranking und Linking.....	123
2.2.4.2	Soziale Dominanz Orientierung: Erfassung und Befunde.....	124
2.2.4.3	Implikationen für die Singles.....	126
2.2.5	<i>Zusammenfassung.....</i>	<i>126</i>
2.3	PARTNERWAHL- UND SEXUALVERHALTEN.....	128
2.3.1	<i>Erwünschte Partnermerkmale.....</i>	<i>128</i>
2.3.1.1	Erfassung der Präferenzen bei der Partnerwahl.....	130
2.3.1.2	Befunde zur Präferenz von Partnermerkmalen.....	131
2.3.1.3	Der eigene "Marktwert": Attraktivität und Anspruchsniveau	134
2.3.1.4	Implikationen für die Singles.....	136
2.3.2	<i>Die Soziosexuelle Orientierung: Restriktivität versus Freizügigkeit.....</i>	<i>138</i>
2.3.2.1	Die Erfassung der Soziosexuellen Orientierung und Befunde.....	138
2.3.2.2	Implikationen für die Singles.....	140
2.3.3	<i>Zusammenfassung.....</i>	<i>141</i>
3	FRAGESTELLUNG.....	145
3.1	ÜBERGREIFENDE FRAGESTELLUNG.....	145
3.2	KONKRETE FRAGESTELLUNG UND HYPOTHESEN	150
3.2.1	<i>Bindungs- und Liebesvermögen.....</i>	<i>150</i>
3.2.2	<i>Einstellungen und Werthaltungen.....</i>	<i>154</i>
3.2.3	<i>Partnerwahl- und Sexualverhalten</i>	<i>156</i>
3.3	ZUSAMMENFASSUNG.....	159
4	METHODE.....	161
4.1	REFLEXION ZUR GEWÄHLTEN METHODIK.....	161
4.2	VORUNTERSUCHUNG I A UND I B: ÜBERPRÜFUNG DER MEßINSTRUMENTE UND BILDUNG VON KURZSSKALEN	163
4.2.1	<i>Voruntersuchung Ia.....</i>	<i>163</i>
4.2.1.1	Durchführung.....	163
4.2.1.2	Rücklaufquote.....	164
4.2.1.3	Stichprobe.....	165
4.2.2	<i>Voruntersuchung Ib.....</i>	<i>165</i>
4.2.2.1	Durchführung.....	165
4.2.2.2	Stichprobe.....	165
4.2.3	<i>Beschreibung und Überprüfung der neuen Meßinstrumente und die Bildung von Kurzskalen</i> <i>166</i>	
4.2.3.1	Demographische Variablen.....	167
4.2.3.2	Der persönliche Lebensplan.....	167
4.2.3.3	Romantizismus	169
4.2.3.4	Soziosexuelle Orientierung.....	171
4.2.3.5	Soziale Dominanz	173
4.3	HAUPTUNTERSUCHUNG: BESCHREIBUNG VON SINGLES UND DER VERGLEICH ZU PAAREN.....	174
4.3.1	<i>Datengewinnung.....</i>	<i>174</i>
4.3.1.1	Vorüberlegungen.....	175
4.3.1.2	Durchführung.....	175
4.3.1.3	Rücklaufquote.....	176
4.3.1.4	Stichprobe.....	177
4.3.2	<i>Beschreibung der Meßinstrumente</i>	<i>177</i>
4.3.2.1	Demographische Merkmale.....	178
4.3.2.2	Merkmale der Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit des Beziehungsstatus	178
4.3.2.3	Lebensglück und Lebenszufriedenheit	178
4.3.2.4	Einsamkeit und Isolation	179
4.3.2.5	Bindungsstil	180
4.3.2.6	Liebesstil.....	181
4.3.2.7	Romantizismus	182
4.3.2.8	Konfliktreaktion Verlassen (Exit).....	182
4.3.2.9	Lebensplan.....	183
4.3.2.10	Einstellung zur Geschlechtsrolle	183

4.3.2.11	Maskulinität und Feminität	184
4.3.2.12	Soziale Dominanz Orientierung.....	185
4.3.2.13	Erwünschte Partnermerkmale.....	185
4.3.2.14	Soziosexuelle Orientierung.....	186
4.3.3	<i>Überprüfung der Meßinstrumente der Hauptuntersuchung</i>	186
4.3.3.1	Reliabilitätsanalysen.....	187
4.3.3.2	Faktorenanalysen.....	188
4.3.3.3	Interkorrelationen	194
4.3.3.4	Sequenzeffekte.....	195
4.3.4	<i>Planung der statistischen Auswertung: Der Vergleich von Singles und Paaren</i>	196
4.3.4.1	Voraussetzungen der statistischen Analysen und ihre Überprüfung.....	198
4.3.4.1.1	Voraussetzungen der Faktorenanalyse: Stichprobengröße und Multikollinearität	198
4.3.4.1.2	Voraussetzungen der Varianzanalyse: Zellenbesetzung, Normalverteilung und Dispersionsgleichheit	199
4.3.4.2	Vergleich der Merkmalsstruktur bei Singles und Paaren	202
4.3.4.3	Schlußfolgerung für die Durchführung der geplanten Analysen	208
4.4	ZUSAMMENFASSUNG.....	209
5	ERGEBNISSE: DER VERGLEICH VON SINGLES UND PAAREN	211
5.1	SUBGRUPPEN VON SINGLES UND PAAREN	212
5.2	DEMOGRAPHISCHE MERKMALE	213
5.2.1	<i>Zusammenfassung: Demographische Merkmale</i>	218
5.3	BINDUNGS- UND LIEBESVERMÖGEN VON SINGLES IM VERGLEICH ZU PAAREN.....	220
5.3.1	<i>Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Beziehungsstatus</i>	220
5.3.1.1	Korrelationen zwischen den Merkmalen der Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit des Beziehungsstatus 221	
5.3.1.2	Merkmale des Beziehungsstatus und der Stellenwert einer Partnerschaft	222
5.3.1.3	Bisheriges Beziehungsleben.....	226
5.3.1.4	Der "Wendepunkt 30" - zum Einfluß des Alters.....	230
5.3.1.5	Zur Hypothese 1a	231
5.3.2	<i>Glück, Einsamkeit und soziale Beziehungen</i>	232
5.3.2.1	Partnerlos, alleinwohnend, alleinstehend: Korrelationen mit dem Wohlbefinden und den sozialen Beziehungen	234
5.3.2.2	Zur Hypothese 1b.....	235
5.3.3	<i>Bindungsstil</i>	236
5.3.3.1	Bindungsangst und Bindungsvermeidung.....	236
5.3.3.2	Vier Bindungstypen	237
5.3.3.3	Zur Hypothese 1c	239
5.3.4	<i>Liebesstil</i>	240
5.3.4.1	Zur Hypothese 1d.....	241
5.3.5	<i>Romantizismus</i>	241
5.3.5.1	Zur Hypothese 1e	242
5.3.6	<i>Konfliktreaktion Verlassen (Exit)</i>	243
5.3.6.1	Zur Hypothese 1f.....	243
5.3.7	<i>Dimensionen des Bindungs- und Liebesvermögens</i>	244
5.3.8	<i>Zur Leitfrage: Unterscheiden sich Singles und Paare im Bindungs- und Liebesvermögen?</i>	247
5.3.9	<i>Partnerlos, alleinstehend, alleinwohnend: Korrelationen mit dem Bindungs- und Liebesvermögen</i>	247
5.3.10	<i>Profil</i>	248
5.3.11	<i>Diskussion</i>	249
5.3.12	<i>Zusammenfassung</i>	258
5.4	EINSTELLUNGEN UND WERTHALTUNG VON SINGLES IM VERGLEICH ZU PAAREN.....	260
5.4.1	<i>Der Lebensentwurf</i>	260
5.4.1.1	Heirats- und Kinderwunsch.....	260
5.4.1.2	Der persönliche Lebensplan	262
5.4.1.3	Zur Hypothese 2a	264
5.4.2	<i>Die Einstellung zur Geschlechtsrolle</i>	265
5.4.2.1	Zur Hypothese 2b.....	266
5.4.3	<i>Maskulinität und Feminität</i>	266
5.4.3.1	Zur Hypothese 2c	268
5.4.4	<i>Soziale Dominanz Orientierung</i>	269
5.4.4.1	Zur Hypothese 2d.....	270
5.4.5	<i>Dimensionen der Einstellungsmerkmale: Ein globaler Traditionalismus?</i>	272
5.4.6	<i>Zur Leitfrage: Unterscheiden sich Singles und Paare in Einstellung und Werthaltung?</i>	278
5.4.7	<i>Partnerlos, alleinstehend, alleinwohnend: Korrelationen mit den Traditionalismus-Skalen</i>	278
5.4.8	<i>Profil</i>	279

5.4.9	<i>Diskussion</i>	280
5.4.10	<i>Zusammenfassung</i>	288
5.5	PARTNERWAHL- UND SEXUALVERHALTEN BEI SINGLES IM VERGLEICH ZU PAAREN	290
5.5.1	<i>Globaler Anspruch und der eigene Marktwert</i>	290
5.5.1.1	Attraktivität, Ressourcenpotential und Anspruch.....	292
5.5.1.2	Korrelate der Anspruchshöhe.....	294
5.5.1.3	Zur Hypothese 3a.....	295
5.5.2	<i>Erwünschte Partnermerkmale</i>	296
5.5.2.1	Dimensionalität der erwünschten Partnermerkmale.....	301
5.5.2.2	Zur Hypothese 3b.....	304
5.5.3	<i>Soziosexuelle Orientierung</i>	305
5.5.3.1	Zur Hypothese 3c.....	309
5.5.4	<i>Der Einfluß von Soziosexualität und Beziehungsstatus auf die Partnerwahl</i>	310
5.5.5	<i>Zur Leitfrage: Unterscheiden sich Singles und Paare im Partnerwahl- und Sexualverhalten?</i> 312	
5.5.6	<i>Partnerlos, alleinstehend, alleinwohnend: Korrelationen mit dem Partnerwahl- und Sexualverhalten</i>	312
5.5.7	<i>Profil</i>	313
5.5.8	<i>Diskussion</i>	314
5.5.9	<i>Zusammenfassung</i>	325
6	ALLGEMEINE DISKUSSION	327
6.1	ZUM UNTERSCHIED VON SINGLES UND PAAREN.....	327
6.2	WIE SINGLES SIND.....	328
6.3	SINGLE-SEIN ALS LEBENSPHASE.....	333
6.4	DER SINGLE-STATUS ALS INDIKATOR EINER INDIVIDUATION.....	335
6.5	AUSSAGE FÜR DIE UNTERSUCHTEN KONSTRUKTE.....	337
6.6	EINWÄNDE UND KRITIK.....	339
6.7	FAZIT UND IMPLIKATIONEN.....	341
7	ZUSAMMENFASSUNG	343
8	LITERATUR	345

ANHANG

Vorwort

Single - wer war das nicht schon einmal. Wenn der Freund/die Freundin einen verläßt, man verzweifelt eine(n) neue(n) sucht, aber keine(r) so recht passen will, man sich langsam mit der Situation arrangiert und bald anfängt, sein ungebundenes Leben zu genießen, so daß es irgendwann auf einmal Spaß macht, hier und da zu flirten, aber tunlichst niemanden zu nahe heran kommen zu lassen, bis man dann doch wieder einer neuen großen Liebe begegnet, sich halb zögernd, dann aber doch Hals über Kopf in eine neue Beziehung stürzt, ein immer festeres Paar wird und mit der Zeit unzertrennlich scheint ...

Die meisten werden wohl solche oder ähnliche Erfahrungen kennen, sich dabei selbst mehr oder weniger bewußt als "Single" oder als "Paarperson" wahrnehmen. Was auf den ersten Blick zwei sehr unterschiedliche "Spezies" zu sein scheinen, könnte sich bei näherer Betrachtung als ein und dieselbe Person - wenngleich zu unterschiedlichen Zeitpunkten - entpuppen. Will man Menschen ohne feste Paarbeziehung untersuchen, steht man vor dem Phänomen, daß von wissenschaftlicher Seite zwar bislang schon recht viel über Partnerschaften geschrieben wurde, kaum jedoch etwas über Partnerlose. Gleichzeitig ist das Thema aber von ganz anderer Seite okkupiert - das Thema Single ist ein Modethema. Und zwar so, daß es fast ein bißchen befremdlich erscheint, sich ernsthaft mit einem solchen "Klatsch- und Tratsch"-Thema zu beschäftigen. Wenn man es denn doch tut, entdeckt man die Singles jenseits der Frauenzeitschriften als bemerkenswertes Phänomen.

Sind die Singles nicht nur öffentliches, medial fast schon breit getretenes Thema, stehen sie auch im Fokus der zur Zeit wohl populärsten Gesellschaftsanalyse - der These von der zunehmenden Individualisierung. Individualisierung und die Singles als ihre reinsten Protagonisten werden so heiß debattiert, daß sie sich womöglich selbst vorseilen. Es scheint daher an der Zeit, innezuhalten, und trotz der Verlockung eines solch "großen Wurfes", wie ihn die Individualisierungsthese anbietet, auf bescheidenerer Ebene einmal zu prüfen, was denn tatsächlich dran ist am Phänomen der individualisierten Singles. Wie sind Singles? Sind sie überhaupt oder grundsätzlich anders als andere? Und wenn ja, in welchen konkreten Merkmalen unterscheiden sie sich von Nicht-Singles?

Die vorliegende Arbeit will die unterschiedlichen Beiträge zum Phänomen der "Singles" zusammentragen und miteinander verbinden. Geprüft werden soll, ob sich Singles in konkreten Merkmalen des Bindungs- und Liebesvermögens, der Einstellung und Werthaltung sowie des Partnerwahl- und Sexualverhaltens von Personen mit festen Paarbeziehungen unterscheiden. Als sozialpsychologische Arbeit gewissermaßen an der Schnittstelle zwischen der gesellschaftlichen, der interindividuellen und individuellen Ebene, versucht die

hier vorgestellte Untersuchung so etwas wie einen Brückenschlag zwischen der makroperspektivischen Diskussion der soziologischen Familienforschung und der mikroperspektivischen der Beziehungsforschung, die beide auf ihre Art enge Beziehungen fokussieren. Die Literaturliteraturbasis ist dementsprechend interdisziplinär. Eingestreute gängige Klischees und Alltagsbezüge sollen dabei nicht nur der Unterhaltung des Lesers dienen, sondern vor allem den Bogen zurück zum Thema spannen - Singles sind eben eine sehr alltagsnahe Phänomene, daß auch in der "wirklichen Welt" von Interesse ist - dies sollte als sein Vorteil verstanden werden.

Bei jeder Arbeit ist die Entscheidung zwischen einer breiten Betrachtung, die eher auf der Oberfläche bleibt und einer detaillierten, sehr spezifischen Analyse zu treffen. Die Arbeit versucht, der bisher eher dürftigen Bearbeitung des Themas gerecht zu werden - referiert also zunächst überblickartig den "Stand der Dinge", um dann Singles und Paare in konkreten, wenngleich breit gestreuten Einzelmerkmalen zu vergleichen. Dies geschieht mit dem Bewußtsein und oft auch dem Bedauern, an vielen Stellen auf eine sehr detaillierter Analyse verzichten zu müssen. Perspektiven für gezielte Einengungen können sich ergeben. Wie immer wenn "die Welt" und nicht eine Laborsituation untersucht werden, bringt dies natürlich mit sich, daß die Ausgangsbedingungen für die empirische Analyse besser sein könnten - was ein Nachteil für die Statistik ist, ist hier der Vorteile der ökologischen Validität (Haining, 1990).

Mein Dank gilt allen Singles und Nicht-Singles, die tapfer die mühselige Arbeit auf sich genommen haben, viele Fragen zu beantworten und denen, die bei der Datenerhebung mitgeholfen haben. Ohne die vielfältige Unterstützung, die ich bei der Arbeitseinheit Sozialpsychologie der Ruhr-Universität Bochum erfahren habe, wäre dies Arbeit nicht geschrieben worden. Mein ganz besonderer Dank gilt Herrn Prof. Dr. Hans Bierhoff, der die Arbeit betreut hat - für den Freiraum, da, wo es möglich und erwünscht war, für die Unterstützung und den Rat, wo es nötig und hilfreich war. Auch möchte ich meinen "Kolleginnen" danken, die mich während der langen Zeit des Verfassens dieser Arbeit tatkräftig und geduldig begleitet haben - Dr. Elke Rohmann, Martina Schmohr und Eva Neumann. Herrn Prof. Dr. Manfred Hassebrauck danke ich für seine ausführlichen, hilfreichen wie lehrsaamen Kommentare! Meinen Freundinnen Dr. Britta Leifeld und Dr. Melanie Tajsek danke ich für die akribische Textkorrektur und die vielen "Kneipen-Gespräche", die das Thema zwangsläufig, aber durchaus erfreulicherweise mit sich gebracht hat. An dieser Stelle möchte ich mich zudem ganz herzlich bei meinen Eltern bedanken, die mich immer zuverlässig und bedingungslos unterstützt haben.

1 Einleitung: Auf der Suche nach einer neuen Lebensform

"Liebe wird nötig wie nie zuvor und unmöglich gleichermaßen." (Beck & Beck-Gernsheim, 1990, S. 9). Gewinnt die Liebe und die Partnerschaft im Zeitalter der Individualisierung einen zentralen Stellenwert, so rücken vor allem die Menschen ins Blickfeld, die darauf verzichten - die *Singles*. Singles haben sich in den letzten Jahren zum "Modethema" entwickelt. Frauenzeitschriften (z. B. jeden Monat "100 neue Singles" in der AMICA), aber auch DER SPIEGEL (z. B. 10/2000), TV-Talk-Shows, Single-Seminare, Ratgeber und Lebenshilfebücher haben sich ihrer angenommen, Single-Reisen, Single-Menüs, Single-Möbel werden ihnen angeboten. Wahlweise gelten sie als lebenslustige, agile, konsumfreudige, junge Menschen, die bestens angepaßt sind an eine rasante, flexible, ich-bezogene, postmoderne Welt, oder als traurige, einsame, kümmerliche, beziehungsgestörte Gestalten, die außerhalb der Beziehungs- und Paarwelt vor sich hinvegetieren und sich nichts sehnlicher wünschen als daran teilnehmen zu dürfen. Aber wie sind Singles jenseits der genannten Klischees wirklich?

Lange wurden Singles jedoch als eigenständige, "für voll" zu nehmende Lebensform in der Öffentlichkeit und Wissenschaft ignoriert. Erst in den 70er Jahren bekamen sie überhaupt einen eigenen Namen. Seit den 80ern werden Singles zwar wahrgenommen, aber statt echter Erkenntnisse über eine neue oder neu entdeckte Lebensform werden bis heute eher Mythen kolportiert - mal werden die Singles pathologisiert und bemitleidet mal euphorisch begrüßt oder gar reißerisch zur Schau gestellt (s. o.). Inzwischen sind sie Wahrzeichen für alles mögliche - den Niedergang der sozialen Beziehung und das Heraufziehen einer neuen Kälte oder auch für den Niedergang patriarchaler Strukturen und das Heraufziehen einer neuen selbstbestimmten Freiheit bzw. den Siegeszug der Erlebnis-, Freizeit- und Konsumgesellschaft.

Singles scheinen geradezu zum Symbol oder Aushängeschild einer sich wandelnden Gesellschaft geworden zu sein, in der sie gewissermaßen den Endpunkt einer wahrgenommenen Individualisierung darstellen. Die Thesen von Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft sind wohl die aktuell am weitesten auch über ihre Grenzen bekannten soziologischen Gesellschaftsanalysen. Ihnen zufolge haben sich "in der Moderne die Wahlmöglichkeiten und Chancen des einzelnen deutlich erhöht, einen befriedigenden Lebensstil zu finden, sich selbst zu verwirklichen und unabhängig von Tradition und Herkunft seine eigenen Lebensperspektiven zu leben" (Bertam, 1995, S. 9). Die Aussagen zum Single in der gegenwärtigen Diskussion lassen sich in etwa so zusammenfassen: Der Single vereint

in sich die Forderung nach Flexibilität und Mobilität des Lebensstils zugunsten ökonomischer Bedürfnisse auf der einen und die Problematik der Vereinzelung, Vereinsamung und Erosion der tragenden (und reduzierten) Säule sozioökonomischer Stabilität - der Familie - auf der anderen Seite. Singles sind die idealen Arbeitnehmer und Konsumenten einer modernen Gesellschaft und zugleich - als Massenphänomen - das Schreckgespenst eben dieser Gesellschaft, deren zunehmende egozentrische Bindungsunfähigkeit und Werteverluste beklagt werden.

Singles sind als solche ein Angriff auf bestehende Verhältnisse und auf populäre wie (sozial-) wissenschaftliche Mythen von der heilen Familienwelt, sie führen mit ihrer Lebensform für unumstößlich gehaltene Gewißheiten und Lebensumstände vor.¹ Deshalb stiften sie Verwirrung. Plötzlich wird eine zuvor private Lebensform zu einem öffentlichen Politikum. Lüscher (1997a) bemerkt dazu, daß die Transformationen, die seit den 60er Jahren in Gang sind, nicht frei von strukturellen Widersprüchen sind - so ist die normative Vorgaben hinsichtlich eines bürgerlichen Familienmodells verknüpft mit einem Wandel der Produktionsformen, des Konsums und der Kommunikation: "Die für die Modernisierung kennzeichnenden Prozesse der Differenzierung haben einerseits die Familie durchdrungen und verändern nun auch das Verhältnis der Geschlechter, wodurch der Pluralisierung familialer Lebensweisen neuer Auftrieb verliehen wird. Andererseits werden diese Entwicklungen problematisiert, nicht zuletzt angesichts einer tatsächlichen oder vermeintlichen Radikalisierung von Tendenzen der Individualisierung." (S. 271)

Der Begriff "postmodern" spiegle die empfundene Widersprüchlichkeit wider: die Ambivalenz der "neuen Unübersichtlichkeit" erhöhe die Attraktivität vereinfachender politischer Programme sowie restaurativer und esoterischer Weltanschauungen. So wird der Single zum Spielball zwischen apokalyptischen Klagen vom Untergang der Familie und vom Verfall einer sich atomisierenden Gesellschaft auf der einen, euphemistischen Entdeckungsschreien einer 'schönen-neuen-Welt' oder auch voyeuristischer Seziererei auf der anderen. So oder so arbeitet sich an ihm die Gesellschaft ab! Singles haben Symbol-Funktion gewonnen, so daß aus dem Blick geraten ist - oder vielleicht auch gar nicht interessiert - wie

¹ Solche Gewißheiten die beispielsweise in den Aussagen des "Vaters" der amerikanischen Familiensoziologie, Ernest Burgess, deutlich werden: "Die Familie ist die Bastion der gesellschaftlichen Ordnung, ist die Keimzelle der Gesellschaft mit natürlichen und universellen komplementären Rollenverteilungen zwischen Mann und Frau; die Ehe ist dabei das Herz der Familie, und es wird nach Faktoren gesucht, [...]. Die Sphäre Familie ist privat und grundsätzlich verschieden von der öffentlichen." (Zusammenfassung nach Osmond, 1987).

sie denn eigentlich wirklich sind. So wird ein "Phantom" instrumentalisiert und damit sowohl trivialisiert als auch dämonisiert (dazu Lüscher, 1997b, S. 66)

Die soziologische Diskussion, die als erste das neue Forschungsfeld "Single" für sich entdeckt hat, stellt ebenso wie die öffentliche Debatte die Singles als "neue" gesellschaftliche Gruppe heraus, wirft aber gleichzeitig Fragen auf. Ist der Single tatsächlich eine Neuentdeckung, ein neu entdecktes Randphänomen oder nur ein von Medien und Soziologie erfundenes vielleicht auch erschaffenes Phänomen. Unklar ist dabei nicht nur, ob es tatsächlich den "neuen" Single gibt, sondern ganz generell, ob er sich von denen unterscheidet, die keine Singles sind, und wenn ja, wie. Lassen sich also Singles als eine zu anderen distinkte Gruppe fassen?

Die mit der Diskussion um das Single-Dasein verbundenen Kriterien, die Rückschlüsse über das Entstehen einer neuen Lebensform, eines neuen Milieus zuließen, wie Vereinzelung, Verunsicherung, Sinnbastelei und Bastelbiographie, also die tatsächliche Stabilität und Labilität von Beziehungen, wurde bisher kaum geprüft (Bertram, 1995) und insbesondere empirische Untersuchungen über den Single sowie die genannten Kriterien sind nach wie vor ein Forschungsdesiderat. So zählen bevölkerungstatistische Untersuchungen alle Alleinwohnenden oder wahlweise alle Alleinstehenden zu den Singles, andere begreifen darunter nur solche Personen, die freiwillig, dauerhaft und mit wechselnden Liebschaften allein leben.

Aus psychologischer Perspektive hebt Levinger (1994) umgekehrt hervor, daß die Untersuchung von zwischenmenschlichen Beziehungen in der Psychologie bisher vor allem auf Individuen oder auf das direkte Paar ausgerichtet ist. Er betont neben dieser mikroanalytischen Perspektive die makroanalytische, die den soziokulturellen Kontext miteinbezieht. Ein Grund für die bisher in der Psychologie so nachlässig behandelte Gruppe der Singles scheint in der einseitigen Konzentration der Beziehungsforschung auf Personen in tatsächlich vorhandenen "close relationships" zu liegen, die Paarbeziehung als imaginäres Konstrukt aber kaum zu beachten - was die Singles außen vor läßt. Hier kann über Gründe dieser auffälligen Beschränkung nur spekuliert werden. Vielleicht beschäftigen sich auch Forscher lieber mit Beziehungen als mit "Nicht-Beziehungen", eine Tendenz, die vielleicht auch bei ihren "Untersuchungsobjekten" festzustellen ist (vgl. auch Abschnitt 4.3.1.3. zur Stichproben-Rekrutierung) oder vielleicht gilt auch ihnen ein Beziehungsleben als das

"normale" und das Leben ohne feste Beziehung als "Besonderheit", die dann nicht mehr in das Arbeitsgebiet von Sozialpsychologen fällt.

Die vorliegende Arbeit will die Postulate beider Seiten aufgreifen und die soziologischen Analysen, die - eben anders als psychologische Untersuchungen - die Makroperspektive betrachten mit den sozialpsychologischen - die ihrerseits umgekehrt die Mikroperspektive thematisiert -, verbinden. Zunächst soll geklärt werden, welche Menschen überhaupt als Singles bezeichnet werden und wie der Begriff definiert werden kann (Punkt 1.1.1.). Als zentrales Definitionskriterium wird die Partnerlosigkeit begründet gewählt (Punkt 1.2.1.). Im weiteren wird versucht festzustellen, wie viele Singles es heute in Deutschland gibt (Punkt 1.3.). Der Single wird als nichtkonventionelle Lebensform neben andere gestellt (Punkt 1.2.). Anschließend wird ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung der Lebensform "Single" gegeben, der in die Frage mündet, ob es immer mehr Singles gibt (Kap. 1.4.). Zur theoretischen Herleitung des Themas der vorliegenden Arbeit - die Hervorhebung der Singles als besondere gesellschaftliche Gruppe und zugleich die Infragestellung ihrer Besonderheit, werden die Thesen einer Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft vorgestellt (Kap. 1.5.). Die von anderer Seite formulierte Kritik an der Individualisierungsthese (Punkt 1.5.3.) und die provokante These vom "Mythos des neuen Single" (Punkt 1.5.4.) führen zur übergreifenden Fragestellung der Arbeit, ob sich Singles von anderen unterscheiden.

Daran anschließend werden konkrete Merkmale, die sich in der sozialpsychologischen Beziehungs- und Geschlechterforschung als bedeutsam herausgestellt haben und bei denen vermutet werden kann, daß sich Singles darin von anderen unterscheiden, vorgestellt. Erhält der Beziehungsstatus zentralen Stellenwert bei der Unterscheidung von Lebensformen, also zunächst von Singles- und Nicht-Singles, so werden es damit auch die Befunde der Beziehungs- und Geschlechterforschung. Es werden ausgewählten Konstrukte der Bereiche "Bindungs- und Liebesvermögen" (Kap. 2.1.), "Einstellungen und Werthaltung" (Kap. 2.2.) und "Partnerwahl- und Sexualverhalten" (Kap. 2.3.) vorgestellt, Möglichkeiten ihrer Erfassung erörtert und für die Untersuchung von Singles relevante Befunde überblickartig referiert. Erklärungen für interindividuell differierendes Partnerwahlverhalten werden angerissen, denn wie Goldberg (1994) rekurrierend auf Bourdieu in Bezug auf die Wahl einer Lebensform feststellt, werden "individuelle Entscheidungen [...] nicht monokausal verursacht, sondern repräsentieren 'the entire system of biological, cultural and societal reproduction'" (Goldberg, 1994, darin zit. Bourdieu, 1976, S. 141). Die beiden Schwerpunkte

der Einleitung werden anschließend integriert und daraus überprüfbare Thesen über die Singles abgeleitet (Kap. 3.). Im Anschluß daran folgt die Darstellung einer eigenen Fragebogen-Studie zur Erarbeitung der konkretisierten Fragestellung "Sind Singles anders als die anderen?" (Kap. 4. - 6.).

1.1 Wer ist ein Single? - Zur Begriffsklärung

Zu Beginn soll geklärt werden, welche Personen als Singles bezeichnet werden können. Unterschiedliche Definitionen werden aufgeführt und die für diese Arbeit gewählte Definition von Singles als Personen ohne feste Partnerschaft begründet. Anschließend wird eine mögliche Binnendifferenzierung der Singles in verschiedene "Single-Typen" erörtert.

1.1.1 Definitionsversuche

Der Begriff "Singles" kam in den 70er Jahren aus den USA nach Europa (Hradil, 1995). "Single" wurde zunächst als Gegensatz zu "married" verstanden, also "einzeln, unverheiratet, ledig" (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998, S. 41). Schnell waren damit aber solche Personen gemeint, die im jungen Erwachsenenalter bewußt und freiwillig alleine lebten und weder eine Ehe und Familiengründung anstrebten, noch überhaupt eine feste Partnerschaft unterhielten. Besonders augenfällig war der "Swinging Single", der finanziell abgesichert einen Lebensstil führte, der sich vorrangig durch Wechsel in Freundes- Bekannten-, Partnerschafts und Liebesbeziehungen - auszeichnete (Hradil, 1995). Vermischt wurde bei dieser Begriffsauffassung die *Lebensform* "alleinlebend-zu-sein" mit einer bestimmten *Lebensweise*, die durch Diskontinuität und inneres wie äußeres "Nicht-festgelegt-sein" gekennzeichnet war.

Seit seiner "Entdeckung" hat der Begriff "Single" immer wieder neue Definitionen erfahren, die von einer sehr weiten bis zu einer sehr engen Auffassung reichen (dazu auch Bachmann, 1992; Bien & Bender, 1995; Burkart, 1997) und beinahe jeder neue Beitrag über Singles arbeitet mit einer eigenen Definition. Nicht alle Autoren scheinen sich dabei der Definitionsproblematik bewußt zu sein; ohne zu Zögern wird in einigen Beiträgen eine Definition als selbstverständlich vorausgesetzt. Wahlweise werden alle diejenigen, die allein leben, also einen "Einpersonen-Haushalt" führen, (insbesondere in bevölkerungswissenschaftlichen Statistiken), alle Ledigen (z. B. bei Pohl, 1994) oder auch alle die, die ledig sind und alleine wohnen (Datenreport des Statistischen Bundesamts, 1997) als Singles bezeichnet, was aber kaum Aussagen in Bezug auf Lebensstile und Lebensformen ermöglicht (Bauereiss & Bayer, 1995); so läßt sich die Lebensform Single in der amtlichen Statistik nicht von der Lebensform *living apart together (LAT)*² abgrenzen, die jedoch als eine Form

² *Living-apart-together* läßt sich nach Schlemmer (1995) als Lebensform begreifen, in der ein Paar nicht zusammen wohnt und haushaltet, also keine *nichteheliche Lebensgemeinschaft* führt, sich aber sehr wohl als festes Paar versteht. Diese Personen werden in einigen Beiträgen als *Singles mit Partner* bezeichnet (z. B. bei Pohl, 1995) in anderen aber zu den nichtehelichen Lebensgemeinschaften gezählt (z. B. bei Trost, 1989). Auch bei den LATs finden sich Unklarheiten und Uneinheitlichkeiten der Definition (Schlemmer, 1995) und selbst bei der traditionellen Lebensform *Familie* besteht keine Einigkeit (s. Kap. 1.4.).

von Partnerschaft gilt (z. B. bei Schneider, Rosenkranz & Limmer; 1998). Bien und Bender (1995) geben zusammenfassend vier Kriterien an, nach denen Singles definiert werden können:

- Ein Single ist jemand, der keine eigene Familie hat.
- Ein Single ist jemand, der keinen Lebenspartner hat.
- Ein Single ist jemand, der allein im Haushalt lebt (Alleinlebende)
- Ein Single ist jemand, der nicht verheiratet ist (Alleinstehende).

Bien und Bender (1995) meinen, daß jedes dieser vier Kriterien einen Anteil am Single-Dasein erklärt und schlagen vor, Single-Dasein als ein Kontinuum zu begreifen, auf dem die individuelle Ausprägung variiert, je nachdem wie viele der kritischen Merkmale zusammentreffen. Insgesamt ist die inflationäre Ausweitung des Begriffs wissenschaftlich wenig zweckdienlich, da auf diese Weise sehr verschiedene Personen als Singles gelten, wie u. a. die alte, unfreiwillig allein lebende Witwe und der junge, bewußt unabhängig und allein lebende Junggeselle mit wechselnden Liebschaften. Eine Zusammenfassung dieser Gruppen erscheint aufgrund ihrer augenscheinlichen Heterogenität wenig sinnvoll.

Neben einer sehr weiten Single-Definition findet sich aber auch eine sehr enge, wie z. B. die des oben beschriebenen "Swinging Single". Enge Definitionen betonen vor allem die Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Single-Lebens; d. h. es werden nur die Menschen als Singles bezeichnen, die diese Lebensform bewußt und freiwillig gewählt haben und diese Lebensform auch für eine ganze Weile führen oder dies vorhaben. Hradil (1995) verwirft eine enge Definition mit dem Argument, daß dann zu wenig Personen in die Gruppe der Singles fallen, als daß sie für eine wissenschaftliche Untersuchung interessant wären. Er stellt zwei alternative eigene Definitionen vor, die den Begriff weit bzw. eng fassen und zudem ein Alterskriterium integrieren. Danach sind in jedem Fall nur diejenigen als Singles zu bezeichnen, die allein leben und haushalten und die zwischen 25 und 55 Jahren alt sind. Sind Kinder im Haushalt, so gelten diese Personen grundsätzlich nicht als Singles, sondern als Alleinerziehende, wengleich Hradil selbst sagt, diese Personen hätten mit Singles so viel gemein, daß man sie auch als Singles mit Kind bezeichnen könnte. In der engen Begriffsauffassung wird dann der oben definierte Personenkreis eingeschränkt durch die Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit der gewählten Lebensform (auch bei Schneider, Rosenkranz & Limmer; 1998).

1.1.2 Definitionskritik und eigener Vorschlag zur Begriffsfassung

Bisher wurde bei der Definition von Singles vor allem das Alleinwohnen, also eine Haushaltsform, oder das Alleinstehend-Sein, also ein Familienstand betont. Die Lebensform, also ob jemand als nicht zusammenlebendes Paar oder partnerloser Single, mit oder ohne Kindern lebt, war dabei oft eher zweitrangig (zur Differenzierung von Haushaltsform und Lebensform s. Vaskovics; 1996). Demnach gelten alle diejenigen, die zwar einen festen, vielleicht langjährigen Partner oder eine solche Partnerin haben, mit diesem oder dieser aus welchen Gründen auch immer nicht zusammenleben (also die als LATs Bezeichneten), die vielleicht sogar verheiratet sind, aber aus z. B. beruflichen Gründen zwei verschiedene Wohnorte haben müssen, nach dieser Definition als Singles. Hingegen fallen diejenigen, die schon länger keinen festen Lebenspartner oder -partnerin hatten, mit dem sie zusammenwohnen könnten, sich dies aber sehnlichst wünschen und regelmäßig auf Kontaktanzeigen antworten, vielleicht alleinerziehend mit ihren Kindern zusammenleben oder aus finanziellen Gründen bzw. aufgrund mangelnden Wohnraums in einer WG oder bei ihren Eltern leben, aus der Definition heraus.

"Single" wäre also einfach ein Synonym für "Einpersonen-Haushalt" (dazu kritisch Hradil, 1995), ggf. beschränkt auf darin lebende Personen einer bestimmten Altersgruppe und zugleich in nicht unerheblichem Maße abhängig von finanzieller und/oder wohnungsbaulicher Verfügbarkeit (was übrigens auch für die historische Entwicklung der Lebensform Single bedeutsam ist und in Kapitel 1.4. genauer aufgegriffen werden soll). Eine solche Reduktion der Lebensform Single ist m. E. nicht gerechtfertigt und würde sie als eigenständig definierte Lebensform geradezu überflüssig machen, da die statistische Größe des Einpersonen-Haushaltes auch aufgesplittert nach verschiedenen Altersgruppen bereits vorhanden ist.

Betrachtet man "Singles" weniger aus der Tradition der Sozial- oder Haushaltsstatistik, sondern aus der Sicht der Beziehungsforschung, rückt vor allem ein anderes Merkmal in den Mittelpunkt: die Partnerlosigkeit. Partnerlosigkeit ist ein subjektives Kriterium, über dessen Vorhanden sein oder Nichtvorhanden sein individuell unterschiedliche Auffassungen bestehen können (Hradil, 1995, weist deshalb die "feste Partnerschaft" als Definitionskriterium zurück). Das Argument der Subjektivität dieser Kriterien trifft zwar zu, nur sind subjektive Aussagen zumindest für Psychologen kein Hindernis, einen Gegenstand nicht nur trotzdem, sondern gerade deshalb zu untersuchen. So wäre auch die Erfassung nichtehelicher Lebensgemeinschaften oder LATs unmöglich, ließe man subjektive Auskünfte

über das Vorhandensein eines Partners nicht gelten; im übrigen werden selbst Familien unabhängig ihrer Haushaltsform als solche verstanden (Bertram, 1995). In Einzelfällen weichen selbst staatliche Institutionen von rein objektiven Kriterien ab: Ob zwei Personen als Wohngemeinschaft zusammenleben oder ein Paar sind, ist für Sozialkassen das ausschlaggebende Kriterium für eine Unterstützung durch den Staat. In diesem Fall werden also die subjektiven Angaben von Personen über deren Beziehungen zu anderen Menschen durchaus als "objektive" behandelt und als valides Kriterium betrachtet. Zudem ist es m. E. gerade für die angestoßene Diskussion um eine zunehmende Individualisierung der Gesellschaft (s. Kap. 1.5.) von Interesse, die tatsächlichen Bindungs- und Beziehungsformen zu untersuchen - weder der Familienstand noch die Haushaltsform geben darüber jedoch Auskunft (Bertram, 1995). Zudem konnte Neyer (1999) zeigen, daß unterschiedliche Lebensformen diskriminanzanalytisch besser durch die sozialen Beziehungen zu einem Partner und Kindern vorhersagbar sind als durch soziodemographische Merkmale wie Familienstand und Wohnform. Die Lebensform scheint daher heute adäquater durch Sozialbeziehungen charakterisierbar.

Daher werde ich im folgenden Singles zuerst als Personen ohne feste Partnerschaft definieren. Darüber hinaus halte ich es (zumindest zur Zeit noch) für sinnvoll - in Abgrenzung zur alternativen Lebensform Familie - als Singles nur die Altersgruppe zu bezeichnen, für die dies auch eine Option ist, also Personen im mittleren Erwachsenenalter. Andernfalls würden sehr heterogene Personengruppen unter dem Begriff subsumiert. Die Kriterien Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit könnten zur Definition von Untergruppen herangezogen werden, sollen jedoch nicht zur Begriffsbestimmung als solche dienen (s. Punkt 1.1.2.). Unerheblich ist für mein Verständnis die Wohnform und eine Differenzierung nach Haushalten mit oder ohne Kindern (d. h. Alleinerziehende oder Personen, die in einer WG leben, können Single sein oder auch nicht, je nachdem ob sie einen festen Partner außerhalb ihres Hausstandes haben). Auch die finanzielle Situation ist unbedeutend, ebenso wie die jeweiligen Motive und Verhaltensweisen von Singles zwar interessante Untersuchungsgegenstände sein können, aber nicht in die Begriffsdefinition einfließen sollen. Fundamentaler Unterschied zur Definition des Single im weiteren Sinne bei Hradil (1995) ist somit die Betonung der Partnerlosigkeit und das Zurückstellen der Wohnform. *Singles* werden demzufolge in der vorliegenden Arbeit verstanden als Personen im beziehungsfähigen Alter ohne feste Partnerschaft.

Zwar ist es für die Vergleichbarkeit von Untersuchungen wenig zweckmäßig, immer neue Definitionen zu verwenden und eine einheitliche Begriffsfassung des "Singles" wäre wünschenswert, jedoch sind "Singles" immer noch ein recht junges Forschungsfeld, so daß die Definitionsversuche und -diskussionen geradezu beispielhaft die intensive und noch im Prozeß befindliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen reflektieren.

Im übrigen korrespondiert auch das Alltagsverständnis des Begriffs "Single" mit dieser Auffassung. Frauenzeitschriften, Romane, Lebensratgeber, Fernsehfilme und -spielshows scheinen einig darin zu sein, daß ein Single auf jeden Fall keinen festen Partner bzw. keine feste Partnerin hat, die Wohnform scheint dabei eher unerheblich zu sein, zumindest steht sie sicherlich nicht im Zentrum des Interesses. Was die Lebensform Single von anderen im öffentlichen Bewußtsein unterscheidet, ist also offensichtlich die Tatsache, daß sie, obwohl sie in einem Alter sind, in dem andere üblicherweise verheiratet sind oder in einer eheähnlichen Beziehung leben, dies nicht tun.

1.1.3 Single-Typen

Bilden Singles eine homogene Gruppe oder lassen sich sinnvolle Unterkategorien finden und wenn, welche Binnendifferenzierungen sind angemessen? Die Diskussion um die Problematik der Begriffsdefinition zeigt, daß eine zu enge Definition viele Personen ausschließt, eine- wie hier - eher 'grobe' Definition notwendigerweise zu einer verhältnismäßig großen und heterogenen Gruppe von Singles führt, die aber anhand einiger der zur Definition diskutierten Merkmale in Subgruppen aufgeteilt werden kann. So läßt sich zum Beispiel sinnvoll zwischen den Singles, die freiwillig diese Lebensform gewählt haben und denen, die sie eher unfreiwillig leben, unterscheiden oder zwischen denen, die erst seit kurzem Single sind und vielleicht auch gar nicht lange Single zu bleiben gedenken und denjenigen, die schon eine ganze Weile ein Leben allein und ohne feste Partnerschaft führen.

Die nach Grötzinger (1994) gängigste Unterscheidung stammt von Shostak (1987), der entlang der Determinanten Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit eine 4-Felder-Typologie vorschlägt (wobei hier unter Singles noch nie Verheiratete, also Ledige, verstanden werden; Abb. 1):

Abb. 1 Single-Typen nach Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit

	<i>freiwillig</i>	<i>unfreiwillig</i>
<i>zeitweilig</i>	I Die Ambivalenten	II Die Hoffenden
<i>dauernd</i>	III Die Überzeugten	IV Die Resignierten

Shostak (1987)

Danach sind die Ambivalenten freiwillig Single, aber durchaus offen für eine Ehe/feste Beziehung, die Überzeugten freiwillig Single, die es bevorzugen, Single zu sein und nicht vorhaben, etwas daran zu ändern (und deren Zahl dramatisch angestiegen sein soll), die Hoffnungsvollen unfreiwillig Single, die aktiv, aber erfolglos nach einem Partner suchen und die Resignierten unfreiwillig Single, die es einfach nicht geschafft haben, eine Ehe/feste Partnerschaft einzugehen, obwohl sie dies gern gewollt hätten, und nun aufgegeben haben, also das Single-Dasein als ihr Schicksal annehmen (nach Shostak, 1987).

In einer Interviewstudie von Meyer und Schulze (1992) kristallisierten sich vor allem zwei Singletypen heraus: der unfreiwillige Single, der durchaus an einer festen Beziehung interessiert ist, aber aus dem Teufelskreis von starkem beruflichen Engagement und persönlicher Unzufriedenheit mit seiner Partnerlosigkeit nicht herausfindet, und der freiwillige Single, der langfristig oder temporär das Alleinsein bevorzugt. Die "perspektivisch langfristigen" Singles betonten ihre Unabhängigkeit und Persönlichkeitsentfaltung und betrachteten eine Partnerschaft als Gefährdung ihrer 'errungenen' Freiheit, auf ihre neu erworbenen Einstellungen und Verhaltensweisen wollten sie nicht verzichten. Die "temporären" Singles oder "Singles auf Zeit" (S. 78) hatten aktuell einfach keine Zeit für eine Partnerschaft, waren eingebunden in ihren Beruf, ein ausgefülltes Freizeitleben und befriedigende freundschaftliche Beziehungen. Bachmann (1992) findet drei vergleichbare Single-Typen: den "bindungsorientierten", den "bindungsambivalenten" und den "bindungsdesinteressierten" Single. Schofer, Bender und Utz (1991) leiten aus einem Längsschnittvergleich drei "Typen" von Singles ab:

- der jugendlichen Single vor der Heirat, evtl. noch in der Ausbildung (20-30-Jährige),
- der geschiedene oder nie verheiratet gewesene Single mittleren Alters (30-40 Jährige,)
- der 'biologische' oder verwitwete Single (über 60-jährige).

Diese Einteilung ist hilfreich, um tatsächliche - also generelle - von behaupteten - in diesem Fall generativ-lebenszyklischen oder demographisch bedingten - gesellschaftliche Veränderungen hinsichtlich einer ansteigenden oder sich ausweitenden "Individualisierung" (vgl. Kap. 1.5.) zu identifizieren.

Daneben finden sich weitere Typologien, die Singles nach (möglichen) Motiven, die ihrer Lebensführung zugrunde liegen, unterscheiden (z. B. Jaeggi, 1992; Bachmann, 1992). In dieser Typologie vermischen sich Angaben zur Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit mit Motiven, vorangegangenen Beziehungserfahrungen und Partnerschaftsdauer, Zukunftswünschen und Einstellungen zu traditionellen Lebensformen und mit Emotionen, wie dem Zurechtkommen mit dem Alleinsein oder der momentanen Lebenszufriedenheit und Persönlichkeitseigenschaften. Problematisch ist bei diesen recht differenzierten Typologien nicht nur eine fragwürdige Datengrundlage, sondern es stellt sich zudem die Frage, ob sich überhaupt genügend eindeutige Typen finden lassen oder ob diese Subgruppen eher "Mischtypen" darstellen.

Ich möchte daher die Singles zunächst nur anhand des Merkmals "Freiwilligkeit" (das in der Studie von Meyer & Schulze, 1992, deutlich hervortrat) typisieren und dann überprüfen, in welchen Merkmalsdimensionen sie sich wie unterscheiden. Inwieweit eine Typologie den Befunde angemessen ist und zu einer klaren Strukturierung beiträgt, soll im weiteren geklärt werden. Die Dauerhaftigkeit und die Zukunftserwartungen über die angestrebte Langfristigkeit der Lebensform soll nicht zu einer Prä-Kategorisierung verwendet werden, sondern vielmehr zuerst als abhängige Variable analysiert und dann ggf. in eine Typologie integriert werden (s. dazu das Vorgehen von Meyer & Schulz, 1992).

1.2 Lebensformen - Ein kurzer Überblick über Singles und andere

Lebensformen sind alle die "relativ stabilen Beziehungsgefüge, die Menschen mit Menschen verbinden, mit denen sie unmittelbar zusammenleben" (Hradil, 1995, S. 5). Dazu zählen Kernfamilien mit biologischen und sozialen Kindern, Alleinerziehende, Paare und Alleinlebende (ebd.). Schon an dieser lockeren Aufzählung wird deutlich, welche unterschiedlichen Aspekte als Abgrenzungen von Lebensformen dienen können: Verwandtschaftsverhältnisse, das Vorhandensein von Kindern, eines Partners, eine Wohnform. Ein großer Anteil der allgemeinen Diskussion geht m. E. auf die Verwirrung zurück, die durch die Verwendung unterschiedlicher Abgrenzungskriterien hervorgerufen wird. So ist keineswegs klar, wie schon im Abschnitt zur Begriffsbestimmung des Singles angedeutet, welche Konstellation überhaupt als Familie, welche als andere Lebensform zu bezeichnen wäre (dazu Vaskovics, 1996, der komplexe, auch bindungsbezogene Merkmale einer Familie nennt). Leider kann auch kaum auf eine Tradition im Verständnis von verschiedenen Lebensformen, insbesondere der der Familie, zurückgegriffen werden, da sich diese im

Laufe der Jahrhunderte, für uns besonders deutlich in den letzten drei Jahrzehnten, immer wieder gewandelt hat - und zwar bezüglich sämtlicher der aufgezählten Kriterien (s. dazu auch Kap. 1.4.); hinzu kommt ihr Facettenreichtum in den unterschiedlichen Schichten und Milieus.

Ich will zeigen, daß das Phänomen Single nur im Rahmen einer umfassenden Betrachtung der Familienentwicklung verstehbar ist, nämlich als Gegenentwurf zu dem, was als konventionell oder normal betrachtet wird - sie sind genuin als nichtkonventioneller Gegenentwurf zum Standardmodell Familie konzipiert. Dabei ist umstritten, welchen Aspekt der Familie man hervorheben möchte, um diesem die Lebensform Single gegenüber zu stellen: Das Spezifische des Singles ist jeweils eine Kontradiktion des gewählten Familienmerkmals (z. B. zusammen / alleine wohnen; einen / keinen (Ehe)partner zu haben, ein Leben mit / ohne Kinder zu führen). Deshalb soll im folgenden Kapitel erörtert werden, was als konventionell, was als unkonventionell gelten kann, und welche Rolle die "Normalität" spielt.

1.2.1 Was ist normal, was gilt als nichtkonventionell?

Normal ist das, was "sich die allgemeine Meinung als das Übliche, Richtige vorstellt", was einer Norm entspricht (Duden - Das Fremdwörterbuch, 1990). Impliziert wird, daß dies auch dem entspricht, was die meisten tun - wobei diese Vorstellung selten überprüft wird, weil es eben so normal ist. Noch gilt die Kernfamilie mit Mutter, Vater und Kind(ern) als normal, gekoppelt an die Annahme, die Eltern seien verheiratet und die Kinder die leiblichen Kinder beider Elternteile. Wie Elisabeth Beck-Gernsheim (1994) feststellt, werden all die Lebensformen, die nicht ins Normalitätsbild passen, ausgeblendet und nur die Aspekte betont, die für eine Kontinuität der familialen Form sprechen - die Normalität wird konstruiert. M.E. trifft diese Feststellung nicht nur auf die Konstruktion einer immer noch weit verbreiteten und kontinuierlichen Kernfamilie zu, sondern auch und gerade auf die Singles. Je nach Fokus oder Ziel werden eben andere Normalitäten konstruiert. So steht die in einer angesehenen Tageszeitung getroffene Aussage "85 Prozent der Kinder und Jugendlichen bis 18 Jahre in der Bundesrepublik wachsen in vollständigen Familien, mit ihren leiblichen, in erster Ehe verheirateten Eltern auf" (zit. nach Beck-Gernsheim, S. 116), der ebenfalls in einer angesehenen Tageszeitung veröffentlichten Nachricht "Jeder dritte Deutsche lebt im Single-Haushalt" (zit. nach Hradil, S.1) gegenüber. Konstruiert wird Normalität nicht nur mittels Selektivität (Herausfiltern des Passenden, Ausblenden des Unpassenden), sondern auch durch die vermutlich oft unbewußte Wahl passender Definitionen. Wird ein

breites Begriffsverständnis gewählt, wie es z. B. Vaskovics (1996) für den Fall der *Familie* wählt³ oder wie oben ausgeführt häufig von *Singles* als allen Personen, die in einem Einpersonenhaushalt leben, die Rede ist, fallen sehr viele Menschen in diese Kategorie (s. dazu ausführlich Kap. 1.3.). In diesem Fall erscheint die jeweilige Lebensform aufgrund ihrer zahlenmäßigen Stärke als normal bzw. wird wie im Fall der Singles zur neuen Normalität erklärt (dazu auch Beck-Gernsheim, 1994).

Singles scheinen damit ein gutes Beispiel für den Prozeß zu sein, wie sich Normalitäten im öffentlichen Bewußtsein verschieben. Es ergibt sich eine Wechselwirkung zwischen antizipierter (auch inszenierter) und tatsächlich gelebter veränderter Realität, die letztlich dann auch juristisch abgesichert wird. Menschen, die als Singles leben, werden als Trend entdeckt, in das öffentliche Bewußtsein gehoben, zu einer neuen Gruppe erklärt und damit in die Gesellschaft integriert, was es einzelnen wiederum erleichtert, diese Lebensform zu wählen und sie als mögliche Alternative erscheinen läßt. Irgendwann kann auf diese Weise auch eine neue Norm entstehen, wie das Beispiel der Lebensform der bürgerlichen Kernfamilie in den 50/60er Jahren unseres Jahrhunderts zeigt (s. Kap. 1.4.).

1.2.2 Singles als eine nichtkonventionelle Lebensform unter vielen

Die Lebensform Single wird häufig neben den nichtehelichen Lebensgemeinschaften und den Alleinerziehenden zu den nichtkonventionellen Lebensformen gezählt. Als nichtkonventionell können nach Schneider, Rosenkranz und Limmer (1998) alle die Lebensformen bezeichnet werden, die "hinsichtlich ihrer Entstehung und ihrer gesellschaftlichen Bewertung historisch neuartig sind, sich nicht zum dominierenden Standardmodell entwickelt haben und gesellschaftlich gegenüber anderen, traditionellen Lebensformen nicht bevorteilt werden." (S. 12). Die Autoren kommen zu dem Schluß, daß sich heutzutage zwar niemand mehr an einem Leitbild orientieren muß und viele Variationen der konventionellen Familienform bezüglich "des Familienstands, der Elternschaft, des biographischen Timings und der Dauer von Lebensformen" gelebt werden (S. 19), dennoch weiterhin ungebrochen das Muster der dyadischen Partnerbeziehung vorherrscht, wir in einer "Beziehungsgesellschaft" leben (Tyrell, 1988). So hat sich grundsätzlich an dem Zusammenleben als Paar kaum etwas geändert, nur daß die Partner heute nicht mehr unbedingt verheiratet

³ Hier werden unter Familie alle die Lebensgemeinschaften gefaßt, die aus zwei Elternteilen und einem oder mehreren Kindern bestehen, unabhängig davon, ob die Eltern verheiratet sind oder die leiblichen oder sozialen Eltern sind, wobei auch die Lebensform Alleinerziehender als Familienform im Gegensatz zu nichtfamilialen Lebensformen gilt; die "bürgerliche Kleinfamilie" mit zwei leiblichen und verheirateten (gegengeschlechtlichen) Eltern ist damit nur eine Form möglicher Familien.

sind (vgl. auch statistische Angaben unter Kap. 1.3.). Damit bewegen sich diejenigen, die ohne feste Partnerschaft leben, auf jeden Fall jenseits der Konventionen.

Obwohl westliche Gesellschaften einer selbst gewählten, eigenen Lebensform vergleichsweise freien Raum lassen, bestehen dennoch Standards und Konventionen - eben das, was als normal gilt, toleriert wird oder gerade noch akzeptiert wird, was zwar nicht verboten ist, aber trotzdem mehr oder weniger latent diskriminiert wird - sowie juristische Einschränkungen der Optionen (wie die Verwehrung einer Ehe zwischen gleichgeschlechtlichen Partnern oder Partnerinnen; Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). Das Etikett "nichtkonventionell" bedeutet daher lediglich, daß die Gesellschaft diese jeweilige Lebensform als "nichtkonventionelle" Lebensform betrachtet.

Es scheint so, als ob erst die gesellschaftlichen Voraussetzungen, wie eine Wandlung der Sexualmoral und eine Lockerung der Sittenregeln (vgl. Punkt. 1.4.1.) die Möglichkeit eröffnet haben, eine Partnerschaft ohne institutionelle Satzung rein subjektiv zu definieren (Schlemmer, 1994). Die "Deinstitutionalisierung" von Partnerschaft (Tyrell, 1988) hat nichtkonventionelle Lebensformen ermöglicht. Der Single konnte damit als mögliche Lebensform, die vor allem (negativ) partnerschaftlich definiert ist, überhaupt erst ins Bewußtsein rücken.

1.2.3 Für immer? - Die nichtkonventionelle Lebensform Single als Lebensphase

Lebensformen können sich, auch wenn sie strukturell ähnlich sind, von ihrer qualitativen, individuellen, aber auch interindividuell übergreifenden Ausgestaltung sehr unterscheiden. Dies geschieht in Abhängigkeit vom Lebensalter, in dem sie gelebt werden, aus welchen Lebensphasen heraus sie entstanden sind, wie lange sie schon andauern und inwieweit sie als Zukunftsperspektive geplant sind (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). So scheint es gerade bei den nichtkonventionellen Lebensformen angemessen zu sein, sie vor allem auch als Lebensphasen zu betrachten (Burkart, 1997). Gerade für die Betrachtung der Lebensform Single, wie ich sie hier definiert habe, scheint ein Verständnis als Lebensphase weiterführend zu sein, zumal bereits per gewählter Definition der Begriff Singles an einen bestimmten Altersbereich gekoppelt ist. Angesichts der trotz aller gelebten Alternativen starken Fixierung auf eine Zweierpartnerschaft in unserer Gesellschaft (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998) kann vermutet werden, daß die wenigsten Singles von Beginn ihrer Beziehungsbiographie an anstreben, Single zu sein oder zu bleiben. Die nichtkonventionelle Lebensform des Singles scheint noch seltener als andere unkonventionelle Lebens-

formen eine gezielte und dauerhafte Alternative zur konventionellen Familienform zu sein, sondern eher als Vor-, Nach- oder Zwischenformen aufzutreten. Nach Schneider, Rosenkranz und Limmer (1998) werden nur die wenigsten (höchstens 1/7 aller) Personen niemals eine Lebensphase in einer unkonventionellen Lebensform verbringen; vor allem die jüngeren (25-29 Jahre) leben bereits zu einem hohen Prozentsatz (ca. die Hälfte) in nichtkonventionellen Lebensformen .

Angemerkt sei in diesem Zusammenhang, daß die von Imhof (1981) ins Spiel gebrachten "gewonnen Jahre", also die Verlängerung der Lebenszeit es gerade erst ermöglicht haben, mehr Lebensphasen, und damit potenziell auch mehr verschiedene Lebensphasen zu durchlaufen. Die Bemerkung "was früher die Verwitwung, ist heute die Scheidung" (nach Huinink & Klein, 1989, S. 98) faßt diesen Umstand pointiert zusammen. Das spätere Heiratsalter wie auch eine geringere Zahl angestrebter Kinder erlauben eine längere "Experimentierphase" (Nave-Herz, 1997, S. 39), in der eben auch nichtkonventionelle Lebensformen ihren Platz haben.

1.3 Wieviele Singles gibt es? - Häufigkeiten von Lebensformen

Die quantitative Bestimmung von Singles ist nicht leicht, da diese nicht zuletzt auch von der Frage der Definition des Personenkreises abhängig ist. In der amtlichen Sozialstatistik werden weiche Kriterien (s. o.) gar nicht erfaßt, sondern allein die Haushaltsform und der Familienstand; zudem beruhen auch diese Daten z. T. auf unterschiedlichen Definitionen bzw. Zusammenfassungen von Gruppen (z. B. von Alleinerziehenden mit oder ohne nicht-eheliche Lebensgemeinschaften; s. Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). Pohl (1994) betont die Problematik, aus der amtlichen Statistik auf die Zahl von Singles schließen zu wollen; beispielsweise könne aus der Zahl der in Einpersonenhaushalten Alleinwirtschaftenden noch nicht auf die Zahl der Alleinwohnenden (z. B. aufgrund der Erfassung von Wohngemeinschaften als Einpersonenhaushalte) und daraus nicht auf die Zahl der Alleinlebenden (z. B. wegen der nicht erfaßten nichtehelichen Partnerschaftsformen) geschlossen werden. Die Feststellung von Entwicklungstrends wird durch unterschiedliche Definitionen zu verschiedenen Zeiten erschwert. Im folgenden wird versucht, sich der Anzahl partnerloser Singles auch über Angaben zur Häufigkeit anderer Lebensformen, die andernorts als "Singles" definiert werden, zu nähern.

Bei Schätzung über die Anzahl der Singles spielen in der Regel die folgenden Größen eine Rolle: die steigende Zahl der Einpersonen-Haushalte insbesondere in Großstädten, sinkende Eheschließungs- und wachsende Scheidungsraten, ein höheres Alter bei der Eheschließung, eine veränderte Altersstruktur der Bevölkerung mit immer weniger Jungen und immer mehr Alten (und den geburtenstarken Jahrgängen der heute 40-50 Jährigen), die Häufung nichtehelicher Lebensgemeinschaften und Alleinerziehender. Diese Größen sollen im folgenden dargestellt werden. Vorausgeschickt sei, daß ein Drittel der Bevölkerung ab 16 Jahren sowohl in den alten wie in den neuen Bundesländern mit einem Ehepartner und einem oder mehreren Kindern in einem Haushalt zusammenleben - also das klassische Bild der Kernfamilie abgeben (Datenreport, 1997).

1.3.1 Alleinwohnende und Alleinstehende

Die Zahl der Einpersonen-Haushalte stieg in den letzten hundert Jahren von 7% im Jahre 1900 auf 36% in den alten Bundesländern, bzw. 30% in den neuen Bundesländern im Jahre 1995; darin lebten 1995 mehr als 16% bzw. über 13% der Bevölkerung (Datenreport 1997). Vor allem in den Großstädten leben viele Menschen, jeder vierte bis fünfte Einwohner, allein in einem Haushalt (Datenreport, 1997). Der Anstieg (seit 1960) geht vor allem auf die 25-45 Jährigen zurück und dabei insbesondere "auf das Konto der Frauen",

wie Hradil (1995) analysiert. Nach einer repräsentativen Untersuchung von Schofer, Bender und Utz (1991) waren 1987 12,5% der Bevölkerung Westdeutschlands alleinlebend und unter 60 Jahren.

Im Jahr 1900 waren 60% der Bevölkerung ledig, 35% verheiratet. Fast hundert Jahre später (1994) sind in Deutschland 48% der erwachsenen Bevölkerung ledig, 39% verheiratet, 5% geschieden und 8% verwitwet (Datenreport, 1997). Zu bedenken ist bei diesem prozentualen Anstieg von Ehen und dem Absinken der Ledigenanzahl ebenso wie bei der Analyse, welche Altersgruppen besonders zu einem Anwachsen der Einpersonen-Haushalte beitragen, also die Altersstruktur der Bevölkerung und das Heiratsalter. Wurden 1950 noch mehr Ehen geschlossen als geschieden, so kehrte sich ab den frühen 70er Jahren das Verhältnis um. (Datenreport 1997).

Die Zahl der Geschiedenen hat sich prozentual vervierfacht (Bauerreis & Bayer, 1995). Insgesamt bestehen jedoch regional große Differenzen nicht nur zwischen Ost und West sondern auch zwischen Nord und Süd und vor allem zwischen Stadt und Land, wobei religiös geprägte Wertemuster eine Rolle spielen. So ist beispielsweise die Scheidungszahl in norddeutschen Dienstleistungszentren um 65% höher als in süddeutschen ländlichen Regionen (Bertram, 1995c). Im übrigen scheinen Singles vor allem ein Phänomen der Großstädte zu sein (Bauerreis & Bayer, 1995), wobei dies mehr an der Zahl der Einpersonen-Haushalte, in denen jüngere Personen leben, als an den Eheschließungen abzulesen ist.

Fast 20% der erwachsenen Bevölkerung in den alten und ca. 14% in den neuen Bundesländern leben allein und sind ledig, verwitwet oder geschieden (Datenreport, 1997). Nach Pohl (1994) sind aber heute von den Unverheirateten zwischen zwanzig und Mitte fünfzig nur knapp ein Drittel alleinlebend, zugleich kinderlos und ohne feste Partnerbeziehung.

1.3.2 Nichtehele Lebensgemeinschaften und Alleinerziehende

Leben auf der einen Seite immer weniger Menschen in einer Ehe, steigt auf der anderen jedoch die Zahl der nichtehele Lebensgemeinschaften und die Zahl der Alleinerziehenden (Datenreport, 1997). In Gesamtdeutschland lebten 1995 26% der 25-30 Jährigen und immerhin noch 16% der 30-45 Jährigen in einer nichtehele Lebensgemeinschaft (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). In den alten Bundesländern sind die nichtehele Lebensgemeinschaften meist kinderlos (in jeder fünften nichtehele Lebensgemeinschaft leben auch Kinder), während in den neuen Bundesländern über die Hälfte der nicht-

ehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern leben (Datenreport 1997). Die Legitimierungsquote ist jedoch jeweils recht hoch, insbesondere, wenn man auch legitimierte Stieffamilien hinzurechnet (60-80%; Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998) - laut Vaskovics (1996) heiraten die meisten Eltern entweder doch in den ersten Lebensjahren des gemeinsamen Kindes oder die Partnerschaft zerbricht. Nichteheleiche Lebensgemeinschaften werden häufig als eine "Ehe auf Probe" verstanden, mit mehr oder weniger deutlichen Heiratsabsichten (zur Typologie nichtehelicher Lebensgemeinschaften s. z. B. Vaskovics; 1996)

Die Zahl der Alleinerziehenden mit Kindern beträgt laut Statistischem Bundesamt 1995 2,7 Millionen, wobei dies nach Schneider, Rosenkranz und Limmer (1998) eher eine Überschätzung darstellt, da u. a. nicht nach dem Alter der Kinder, die im Haushalt leben, differenziert wird (auch Haushalte aus einem Elternteil und über 18-jährigen Kindern werden mitgezählt). Insgesamt sind 4,6% der 18-55 Jährigen des Familien-Survey Alleinerziehende mit Kindern, aber ohne Partner im eigenen Haushalt. Davon gibt ein Viertel an, einen festen Partner zu haben, mit dem sie aber nicht zusammenleben, d. h. 3,5% der 18-55 Jährigen sind Alleinerziehende partnerlose Singles (Klar & Sardei-Biermann, 1996). 90% der Alleinerziehenden sind Frauen; die meisten sind geschieden oder verheiratet, aber getrennt lebend (Nave-Herz & Krüger, 1992).

1.3.3 Singles

Die Allbus-Erhebung kommt zu dem Schluß, daß 1992 bereits über 8% (10% in den alten, 4% in den neuen Bundesländern) der erwachsenen Bevölkerung als Single lebten (Hradil, 1995), wobei unklar ist, wer als Single bezeichnet wird. Singles in einem engeren Sinne (freiwillig und dauerhaft allein Wohnende ohne festen Partner zwischen 25 und 55 Jahre) sind nach Hradil (1995) ca 3% der Bevölkerung. Eine sehr differenzierte Analyse der Single-Häufigkeit, die unterschiedliche Definitionen berücksichtigt und das Single-Dasein auch dimensional erfaßt, findet sich bei Bien und Bender (1995). Die Datengrundlage bilden die über 16.000 Interviews des Familiensurveys inklusive Zusatzerhebungen (s. Bertram, 1995), die aber auch jüngere und ältere Personen (18-80 Jahre) einschließt. 19% der Untersuchten leben in einem Einpersonenhaushalt und haben keinen Partner. Singles, die unabhängig von ihrem Familienstand keinen Partner haben, aber sowohl allein oder mit anderen zusammenleben können und auch über weitere Familienmitglieder wie Kindern verfügen können, sind 29,7% der untersuchten Personen. Auch hier sind 3% ganz sichere Singles im engen Sinn (sie geben an, nicht verheiratet zu sein, keinen Lebenspartner zu

haben und allein zu wohnen). Allerdings muß davon ausgegangen werden, daß hier viele ältere verwitwete Personen erfaßt wurden.

62% der von Pohl (1994) befragten Unverheirateten waren partnerlos, also Singles im hier definierten Sinn. Rechnet man dies auf die Gesamtbevölkerung hoch, so ergibt sich 1987 ein Anteil von ca. 5,5 Millionen Unverheirateter zwischen 25 und 49 Jahren. Dies sind 7% der damaligen Gesamtbevölkerung. (Datengrundlage: Tabelle der Unverheirateten gestuft nach Altersgruppen bei Pohl, 1994, und Datenreport 1987).

Auf Grundlage des Familien-Survey geben Marbach, Bien und Bender (1996) eine Übersicht über Lebensformen von 18-55 Jährigen in Ost- und Westdeutschland 1994. Danach gibt es im Westen fast 15%, im Osten 9% Ledige ohne aktuellen festen Partnern und ohne Kinder, bzw. weitere 1-2% mit Kindern. Hinzu kommen weniger als 1% Getrenntlebende ohne Partner/in mit und ohne Kinder, 2,5% (Westen) bzw. 5,3% Geschiedene ohne Partner/in mit und ohne Kinder und 1-2% Verwitwete ohne Partner/in mit und ohne Kinder. Rechnet man die Partnerlosen zusammen, ergeben sich für den Westen 15,3% Singles ohne und 4,7% mit Kindern, für den Osten 9,9% Singles ohne Kinder und 9,2% mit Kindern. Das heißt, insgesamt gab es in den alten Bundesländern 1994 20%, im Osten 19,1% partnerlose Singles mit und ohne Kinder. Betrachtet man nur die 18-30 Jährigen, ist der Anteil partnerloser Singles wesentlich höher: 37,2% im Westen, 29,4% im Osten, wobei diese Singles überwiegend Ledige ohne Kinder sind.

Bachmann (1992) kommt auf Basis des ALLBUS für das Jahr 1986 zu 9% partnerlos Alleinlebenden. Zählt man die 3,5% partnerlosen Alleinerziehenden hinzu und schätzt höchstens 4% sonstige Lebensformen (vgl. "sonstige" Lebensformen als Zusammenleben von Personen mit anderen verwandten oder nichtverwandten Personen, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Tab. 4) hinzu, von denen jedoch sicherlich einige auch Partner haben, so summieren sich die partnerlosen Singles zwischen 25 und 45 Jahren auf ca. 16,5%.

Alles in allem schwankt die Zahl der geschätzten Singles von ca. 3% bis 30% je nach gewählter Definition und Bezugsgröße. Genaueres kann leider aufgrund fehlender Datengrundlage zu diesem Zeitpunkt nicht über die Häufigkeit von Singles im hier definierten Sinne als Partnerlose im mittleren Erwachsenenalter gesagt werden. Zu vermuten ist auf

jeden Fall, daß die Angaben der amtlichen Statistik über Alleinstehende und Alleinwohnende die Zahl der partnerlosen Singles überschätzt.

1.3.4 Gibt es immer mehr Singles? Zweifel an einer Standardbehauptung

Alle Datenquellen, Schätzungen und populistischen Behauptungen kommen zu dem Schluß, daß die Zahl der Singles steigt. Aber stimmt das eigentlich? Erstens scheint auch dabei wieder die Frage der Definition von Singles eine ganz entscheidende Rolle zu spielen. Insbesondere die Alterseinschränkung für Singles ist hier bedeutsam, denn eingedenk der Alterspyramide ist es nicht verwunderlich, daß aufgrund der prozentual immer größer werdenden Zahl alter Menschen auch immer mehr verwitwet allein und ohne Partner wohnen. Zweitens kommt es auf den Vergleichszeitraum an, den man betrachtet. Dabei spielt auch die Interpretation der historischen bevölkerungsstatistischen Datengrundlagen eine Rolle (z. B. das Problem, wer zu einer Familie gezählt wird, Kap. 1.4.). Eng verknüpft ist die Frage, ob es immer mehr Singles gibt mit der Frage, seit wann es überhaupt Singles gibt. Letzteres wird unter einem eigenen Punkt näher diskutiert (s. Punkt 1.4.2.).

Zur Beantwortung der Frage, ob es immer mehr Singles gibt, ist zunächst einmal festzustellen, daß seit dem 2. Weltkrieg die Zahl der Einpersonen-Haushalte zwar beeindruckend steil ansteigt, gemessen an der Gesamtbevölkerung die Zahl der darin Alleinlebenden aber mäßiger und auf niedrigerem Niveau wächst; was insbesondere auf die Jüngeren (25-29 Jahre) zurückgeht (Bauerreiss & Bayer, 1995). Die Zahl der Alleinstehenden, also Ledigen, nimmt seit 1950 ab, die der Geschiedenen moderat zu (Bien & Bayer, 1996) zu, der Anteil der Verheirateten stieg bis 1970, um danach wieder abzufallen. Die Zahl der Eheschließungen ist kaum geringer als zu Beginn des Jahrhunderts, eher ist ein Verschieben der Ehe im Sinne eines ansteigenden Heiratsalters seit ca. 1980 zu verzeichnen (im Sinne von "aufgeschoben ist nicht aufgehoben"), das aber eben auch nicht wesentlich über dem vom Beginn des Jahrhunderts liegt (Bien & Bayer, 1996). Insgesamt hat sich der Anteil Alleinstehender (Lediger) und Kinderloser eines Geburtsjahrganges in diesem Jahrhundert so gut wie nicht verändert und liegt bei ca. 20% Kinderloser und gut 10% Lediger (Bien, Bayer, Bauereiß & Dannenbeck, 1996; Bauerreiss & Bayer, 1995). Zusammenfassend kommen Bauerreiss und Bayer (1995) zu dem Schluß, daß die Zahl der Singles in den letzten hundert Jahren nur leicht gestiegen ist, betrachtet man Haushalte, Ehe- und Scheidungszahlen; Aussagen über deren Partnerlosigkeit können nicht getroffen werden.

1.4 Spekulationen über die historische Entwicklung einer Lebensform

"Der Single ist also ein historisch neues Phänomen" stellt Ronald Bachmann (1992, S. 51) in seiner sozialwissenschaftlichen Analyse der Singles fest. Die Proklamation der "neuen Singles" ist inzwischen so sehr unbezweifeltes Gemeingut, daß es fast überflüssig erscheint dies in Frage zu stellen. Aber ist der Single wirklich neu? Seit wann gibt es überhaupt Singles? Diese Frage soll im folgenden Kapitel erörtert werden. Dabei wird wieder das bereits oben diskutierte Problem der eindeutigen Single-Definition offenkundig, denn je nach Definition wird man zu anderen Antworten gelangen.

Die folgende punktuelle historische Darstellung der Entwicklung familialer Lebensformen will prüfen, ob es in der Vergangenheit grundsätzlich überhaupt die lebenspraktische Möglichkeit für ein Bestehen der Lebensform Single gegeben haben könnte. Nach Ansicht Mitterauers (1990) unter Berufung auf Max Weber sind in der historischen Familienforschung solche zeitlichen und räumlichen Vergleiche durchaus erlaubt, auch wenn dadurch der spezifische Kontext eines Phänomens vernachlässigt wird. Auch wenn es für einen Nicht-Historiker schwierig ist, die Diskussion über Lebensformen innerhalb der historischen Familienforschung zu bewerten, kann der Blick auf die Vergangenheit helfen, die heute getroffenen Aussagen über Trends, Neuerungen usw. an den historischen Verhältnissen zu relativieren. Die im folgenden aufgeführten Gedanken sollen vor allem dafür sensibilisieren, daß durch unserer gegenwartszentristische Perspektive immer genau die Zeit, in der man selber lebt, eine ganz besondere sein scheint.

Will man die Geschichte der Lebensform Single "aufrollen", ist man zum größten Teil auf vage Spekulationen verwiesen. Das hängt zunächst einfach damit zusammen, daß der Begriff Single überhaupt erst seit den 70er Jahren in Gebrauch kommt und ergibt sich des weiteren aus der oben beschriebenen Unsicherheit der Definition der Singles. Wählt man hier die Partnerlosigkeit als entscheidendes Kriterium für einen Single, so stößt man auf das ganz praktische Problem fehlender Daten, denn bisher hat eigentlich niemanden so recht die Tatsache interessiert, ob jemand einen Partner hat oder nicht - also sind auch die Informationen darüber spärlich und können zumeist nur indirekt abgeleitet werden (vgl. Punkt 1.3.3.) So finden sich zwar historische Quellen über Eheschließungen in adeligen Kreisen (und bisher wurde in der historischen Familienforschung leider häufig von adeligen Schichten auf die allgemeine Bevölkerung geschlossen, was keinesfalls problemlos ist), aber leider kaum Angaben darüber, wie es bei der übrigen Bevölkerung aussah - ganze Schichten, wie die der Unfreien sowie Subgruppen komplexer Hausgemeinschaft, wie eben

ledige oder verwitwete Verwandte, Gesinde oder andere nicht verwandte Personen, die zusammen einen hohen Bevölkerungsanteil bildeten sind bisher in der Familienforschung generell weitgehend vernachlässigt worden (Mitterauer, 1990). So lassen sich über sexuelle oder vielleicht auch partnerschaftliche bzw. eben nicht-partnerschaftliche Beziehungen zumeist nur indirekte Schlüsse (z. B. aus der Anzahl unehelicher Kinder) ziehen.. Auf die Existenz von Singles kann daher nur in Negativableitung geschlossen werden: Alle diejenigen, die nicht verheiratet waren und die keine feste Partnerschaft haben konnten oder durften, sind potentielle Singles.

1.4.1 Die Existenz von partnerlosen Singles - abhängig von Ehenorm und Sexualmoral

Inwiefern andere "nicht-legitime" Verbindungen jenseits der Ehe akzeptiert, toleriert oder aber streng verboten und sanktioniert sind, also Unverheiratete dazu genötigt sind auch ohne Partner - als Single - zu leben oder nicht, ist abhängig vom jeweiligen Ausschließlichkeitsanspruch der Ehe, von der vorherrschenden Sexualmoral und - in Bezug auf die weiblichen Singles - nicht zuletzt durch die Stellung der Frau in der Gesellschaft bestimmt. Beide Faktoren haben im Laufe der Geschichte viele Wandlungen durchlebt. Von Bedeutung ist daher insbesondere der Problemkreis der Illegitimität partnerschaftlicher Verbindungen und ihrer Kinder. Andere Faktoren, wie die ökonomischen Bedingungen, die Arbeitsorganisation, das Erbrecht, grundherrschaftliche Bedingungen oder militärische Verpflichtungen wirken indirekt und schaffen oder behindern über die dadurch gegebenen Strukturen menschlichen Zusammenlebens die "Chance" einer Single-Existenz.

Grundsätzlich kommt dem "European marriage pattern" für die Frage nach der Existenz von Singles eine große Bedeutung zu. Nach Mitterauer (1990) sorgte das Muster europäischer Ehen, das vermutlich mit der Christianisierung Verbreitung fand - eine exogame Heirat (also außerhalb der eigenen Verwandtschaft) in einem höherem Alter (Mitte bis Ende Zwanzig) - zusammen mit Eheverboten für eine hohe Ledigenquote. Verbreitetes Lebensmodell war die Kernfamilie mit nur zwei Generationen, die gleichzeitig Arbeitsgemeinschaft war und somit je nach Region, Wirtschaftsweise und Erbrecht unverheiratetes Gesinde, Geschwister und andere ledige oder verwitwete Verwandte integrierte. Die Vielfalt und der Wandel der Erscheinungsformen der familialen Lebensformen bei gleichzeitig verhältnismäßig restriktiven Sexualnormen und dem Keuschheitsgebot bis zur Ehe, scheint daher m. E. für ein partnerloses Singles-Dasein grundsätzlich viel Raum geboten zu haben, ungeachtet der Frage, wie freiwillig oder dauerhaft dieses Single-Leben war.

Erschwerend für die Feststellung der Existenz partnerloser Singles in der Vergangenheit wirkt sich der Umstand aus, daß nicht nur schwer auf tatsächlich gelebte Partnerschaften geschlossen werden kann, sondern auch, daß die Geschichte der Ehe selbst wechselhaft ist. Die Ehe war und ist Teil eines komplexen sozialen Systems mit vielen moralischen, wirtschaftlichen und juristischen Konsequenzen (z. B. der Erbgesetzgebung). Auch ist nicht immer leicht festzustellen, wer zu einer Familie und einem Haushalt gehörte, wie das familiäre Standard-Modell aussah (zur verwirrenden Bedeutung des Wortes *familia* s. Guichard & Cuvillier, 1997; zu aktuellen Definitionsverwirrungen vgl. Punkt 1.1.1.). So kann eine Großfamilie einfach eine große Familie mit vielen Kindern sein, eine Mehrgenerationsfamilie oder auch eine Kleinfamilie mit vielen Hausangestellten, Gesinde oder mitwohnenden Verwandten (Mitterauer, 1990). Auf diese Weise werden viele Personen als "Familie" erfaßt, ohne es in unserem heutigen Verständnis zu sein. Die Wahrscheinlichkeit der Existenz von partnerlosen Singles hängt demnach ganz wesentlich davon ab, ob ledige und partnerlose Familienangehörige mit in den Haushalt integriert waren, also trotz ihrer Ehelosigkeit in Gemeinschaft lebten, denn vermutlich war es den wenigsten möglich, sich völlig allein "durchzuschlagen". Grundsätzlich waren (und sind!) die europäischen Lebens- und Familienformen vor allem auch durch die Bedürfnisse der Arbeitsorganisation, also durch ökonomische Gründe determiniert (Mitterauer, 1990).

Zudem ist die Entwicklung familialer Lebensformen sicher nicht linear verlaufen. Das häufig gerade im Zusammenhang mit einem beklagten Zerfall der Familie bemühte Klischee der Großfamilie ist eher eine ideologische Verzerrung der historischen Gegebenheiten auf dem Hintergrund politisch-restaurativer Intentionen. Mitterauer (1990) faßt dies zusammen: "Das beharrliche Festhalten an solchen falschen Vorstellungen [Dominanz der Großfamilie in vorindustrieller Zeit und ein grundlegender Wandel zur Kleinfamilienstruktur im Zuge der Industrialisierung] läßt sich nur erklären, wenn man die Bedeutsamkeit dieser Fiktionen für die jeweiligen Zeitgenossen bedenkt." (S. 91)

Der kurzer Überblick über verschiedene Lebensformen in Deutschland und insbesondere über Sonderfälle soll helfen, die Annahme vermeintlicher Konstanten in der Geschichte der Lebens- und Familienformen zu relativieren (s. auch Mitterauer, 1990). Zwischen einem verbreiteten Lebensideal (zumeist der Gattenfamilie), das vielleicht noch am ehesten von der begüterten Oberschicht realisiert werden konnte (Mitterauer, 1990) und der Lebenswirklichkeit bestanden Freiräume, in der auch Singles ihren Platz hatten. Je nach Epoche hat das Ideal der Kernfamilie einen stärkeren oder schwächeren normativen Wert, wobei

neben großen regionalen, sowie Stadt-Land-Unterschieden, auch die Auswirkungen von Großereignissen wie Kriegen den persönlichen Lebenslauf determinieren (so hatte z. B. der 2. Weltkrieg für den Familienstand von Frauen und Männern eine weit größere Bedeutung als die Scheidungszahlen in späteren Jahren; Bayer & Bauereis, 1995).

1.4.2 Partnerlose in der Geschichte - ein historischer Abriss

Die ersten Schritte ins Leben tat der Mensch vermutlich nicht allein. Über viele Jahrtausende hinweg blieb ihm vermutlich gar keine andere Wahl, als sein Leben in der engen Gemeinschaft einer *Horde* zu verbringen (s. Imhof, 1994). Die Geschlechter lebten vermutlich miteinander in mehr oder weniger festen, dauerhaften oder exklusiven Bindungen unterschiedlicher Couleur, wobei sich in den meisten Kulturen mehr und mehr patriarchale Strukturen durchsetzten, bei denen ebenfalls eine erhebliche Variationsbreite in Ausmaß und Ausformung sowohl im epochalen Verlauf, wie auch zwischen den Kulturen zu beobachten ist (Harris, 1992). Erst langsam setzten sich "institutionalisierte", d. h. von der Gemeinschaft anerkannte, gestützte und ggf. sanktionierte Formen der Bindung durch. Aus den Horden wurden bei zunehmender Größe und Differenzierung *Familien*, zwischen denen engere Bindungen bestanden und die sicherlich weiterhin eng miteinander verwandt waren. Im Zuge der Selbsthaftigkeit, der wachsenden Bevölkerung, der Ausbildung von staatlichen Strukturen und Hierarchien wurden aus den Familien *Haushalte*, die gleichzeitig zu immer exklusiveren Wirtschaftsgemeinschaften wurden und zu denen auch nicht verwandte Mitglieder gehörten.

Schon in den "dunklen Jahrhunderten" bis zum 8. Jahrhundert wird unter Familie ausdrücklich auch die Kernfamilie mit Vater, Mutter und Kindern verstanden (Guichard & Cuvillier, 1997). Partnerschaften mit sexuellen Beziehungen konnten von den meisten offiziell nur in Form einer Ehe gelebt werden, jedoch gab es zu jeder Zeit auch Beziehungen außerhalb der Ehe, wie das sozial akzeptierte und relativ verbreitete Konkubinat im römischen Reich (und in anderer Form auch in der germanischen Tradition). Selbst die Kirche gestattete diese Lebensform unter der Bedingung der Monogamie (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998), Scheidungen waren an der Tagesordnung. Unfreien, also Sklaven, Mägden und Knechten, war eine Ehe häufig verwehrt oder nur in wenig formalisierter Form möglich. Offensichtlich gab es zu dieser Zeit also durchaus Raum für ein Single-Leben, z. B. von Ledigen, die nicht heiraten durften oder zwischen aufeinanderfolgenden Ehen; Formen "sukzessiver Polygamie" durch Scheidung oder Verwitwung waren bei beiden Geschlechtern sehr verbreitet (Mitterauer, 1990).

Mit der Christianisierung wurde die an der "heiligen Familie" orientierte Gattenfamilie, die freiwillig, monogam und unauflöslich sein soll, zum idealen Familienmodell (Guichard & Cuvillier, 1997), ein normatives Modell, dem alle Abweichungen gegenübergestellt wurden (Toubert, 1997). Obwohl die Kirche zunächst auf Askese und Keuschheit gesetzt hatte, betrachtete sie nun die aus sozialer Notwendigkeit aus der heidnischen Gesellschaft übernommene Ehe eher als notwendiges Übel und schlechte Alternative zum Zölibat - *dem* ideologischen Gegenmodell (Guichard & Cuvillier, 1997). Single zu sein war demnach eigentlich höchst moralisches Gebot, selbst die Ehe schon sündhaft⁴. Bald wurde die Ehe zunehmend institutionalisiert und sanktioniert (Toubert, 1997). Es wurden exakte Richtlinien aufgestellt, wer wen unter welchen Bedingungen heiraten durfte⁵ und Vorschriften "zum Kampf gegen alle Verstöße wider die eheliche Ordnung" (Toubert, 1997, S. 114) erlassen; Scheidungen wurden schwieriger, so daß die Trennung von einem ungeliebten Gatten fast nur noch durch den Tod erfolgen konnte. Die Ehe wurde zum "einzigsten Ort legitimer Sexualität" (Hradil, 1995, S. 13), Keuschheit und Zurückhaltung wichtigste weibliche Eigenschaft (Bresc, 1997). In jungen Jahren Verwitwete standen aus wirtschaftlichen und moralischen Gründen unter dem Zwang der schnellen Wiederverheiratung. In der gesellschaftlichen Hierarchie standen die Verheirateten klar über den Ledigen (Toubert, 1997).

Größte Sorge eines Vaters war daher, seine Töchter 'unter die Haube zu bekommen', da für sie die Ehe der einzig mögliche Sozialstatus war (Fossier, 1997). Da Mädchen häufig schon im Teenager-Alter verheiratet wurden, die Ehemänner bis sie eine Familie unterhalten konnten, aber nicht selten mehr als zehn oder fünfzehn Jahre älter waren, gab es zum einen viele junge unverheiratete Junggesellen, zum anderen viele recht junge Witwen, die, wenn sie Glück hatten, weitgehend selbstbestimmt (vor allem wenn sie über ein hohes Erbe verfügten) einen jungen Ehemann nehmen konnten, häufiger aber auch in abgeschiedener Armut endeten (Bresc, 1997). Daneben gab es weiterhin viele Frauen, die unverheiratet

⁴ Interessant ist an dieser Stelle zu vermerken, daß die Länder - in erster Linie die skandinavischen -, die erst spät vollständig christianisiert wurden und in denen lange noch heidnische Traditionen überdauerten, heute auffallend viele nichteheliche Lebensgemeinschaften verzeichnen; Strohmeier (1997) spricht von "skandinavischen Vorläufern" in den Familienformen; Trost (1989) schätzt, das nahezu 100% aller Personen in Schweden und Dänemark vor ihrer Ehe in nichtehelichen Lebensgemeinschaften leben, zu denen auch Kinder gehören.

⁵ Insbesondere die Ehe zwischen Verwandten, auch entfernten, war untersagt, was bei der geringen Bevölkerungsdichte und hohen Wegzöllen, ein Problem darstellen konnte, überhaupt einen passenden Gatten zu finden - die Ausweitung der Eheverbote nahm in manchen Regionen gesellschaftsbedrohende Ausmaße an (Mitterauer, 1990).

als Dienerinnen, Konkubinen oder Prostituierte ihr Brot verdienten und die eine zahlreiche Polygamie ermöglichten und eine beachtliche Anzahl unehelicher Kinder hinterließen (Bresc, 1997). Auch in dieser Gesellschaft gab es also Raum für Singles: Die Ledigen und Verwitweten hatten bei der strengen Sexualmoral wohl wenig Chancen, unverheiratet in einer festen Partnerschaft zu leben (vielleicht mit Ausnahme des Adels); ihnen blieb vermutlich gar nichts anderes übrig als ohne Partner - eben als Single - zu leben.

Mit der Pest und andere katastrophalen Epidemien sank die Bevölkerungszahl im 14. Jahrhundert dramatisch, die Übriggebliebenen schlossen sich erneut zu größeren Sippen zusammen (Bresc, 1997). Gleichzeitig scheint aber zugleich die Gattenfamilie mit kleinen Haushalten, in denen hin und wieder ein weitere Mitglieder der Verwandtschaft, etwa alte Junggesellen, lebten, so daß das Bild einer beachtlichen Bandbreite von Familienvarianten entsteht. Im Spätmittelalter setzte sich auf dem Land immer mehr das Erstgeborenenrecht bei der Erbschaft durch und jüngere Brüder waren häufig zur dauerhaften Ehelosigkeit verdammt. Zudem scheint es in manchen Regionen zahlenmäßig einen eklatanten Männerüberhang gegeben zu haben (Bresc, 1997), wobei unklar ist, ob es sich um einen tatsächlichen Überhang an Männern handelte (zur verbreiteten Praxis des direkten und indirekten Kindsmords s. Bresc, 1997) oder ob die dazugehörigen Ehefrauen einfach nur nicht erwähnt wurden. Alleinstehende Frauen (ledige oder verwitwete), die mit Kindern oder alleine lebten, waren zur Zeit der Hexenverfolgung besonderen Verdächtigungen ausgesetzt und allein aufgrund ihres partnerlosen Lebens Zielscheibe der stark sexualisierten Anschuldigungen (zum Frauenhaß und zur verdrängten Sexualität der Klerikern im "Hexenhammer" von 1487 s. Schormann, 1986). Allein und ohne (Ehe-)partner zu leben wurde für Frauen gefährlich. Dennoch gab es schon damals auch Alleinlebende (vor allem Männer), beispielsweise im England des 16. und 17. Jahrhunderts in manchen Regionen bis zu 12% bzw. auch 7% Wohngemeinschaften (Bien et al., 1996).

Für viele Angehörige der unteren Schichten war die Ehe bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts unerreichbar (dem Gesinde, Lehrlingen und Gesellen war es untersagt zu heiraten, verelendete Gruppen konnten sich die Ehe finanziell nicht leisten; Geißler, 1992). Nach Bresc (1997) ist "im Abendland schließlich ein durch die Kirche bedingter hoher Anteil an dauerhaft Ledigen [charakteristisch]" (S. 165). Als Resultat einer verwehrt legitim Sexualität wurden breite Bevölkerungsschichten in die Illegalität getrieben (Schneider, Rosenkranz und Limmer, 1998), der Prozentsatz unehelicher Geburten lag in

manchen Regionen bei fast 50% (Mitterauer, 1990).⁶ Ein Leben als partnerloser Single war also für alle diejenigen, die nicht heiraten durften oder konnten, ausdrücklich von der Gesellschaft vorgesehen; diejenigen, die trotzdem feste Partnerschaften eingingen, waren von Sanktionen bedroht; der Vorwurf lautete "Unzucht" oder "Sittenwidrigkeit", es drohten Exkommunion, Landesverweis, Gefängnis oder Geldstrafe.⁷

Die meisten Menschen auf dem Land und in der Stadt lebten in vorindustrieller Zeit in Hausgemeinschaften, deren Mitgliedschaft zugleich Zugang zur Gesellschaft bedeutete, und die daher auch nur begrenzt dem freien Willen unterlagen. Sie waren Not- und Zwangsgemeinschaften (Imhof, 1994), die der "Zwang zur Solidarität" zusammenhielt (Borscheid, 1994). Zu diesen Haushalten gehörten nicht nur die engere Familie mit Eheleuten und Kindern, sondern auch unverheiratete und verwitwete Verwandte und deren (un)eheleichen Kinder, Gesellen bzw. das Gesinde, deren uneheliche Kinder sowie andere "Inwohner" wie Tagelöhner (Hradil, 1995).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts lösten sich die alten Hausgemeinschaften allmählich auf (Hradil, 1995), das bürgerliche Familienideal hielt Einzug. Wirtschafts- und Privatleben wurden getrennt und Ideen von individueller Selbstbestimmung und persönlicher Freiheit wurden modern, die romantische Liebe wurde als Grundlage für die Ehe entdeckt. So rückte z. B. die zuvor erwünschte Wiederverheiratung zunehmend in die Nähe der Untreue; sie vertrug sich nicht mit dem Ideal der Liebesheirat (Borscheid, 1994). Für die Romantiker wurden rechtlich nicht legitimierte Lebensgemeinschaften zum Ideal (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). Gleichzeitig verbreitete sich eine immer strengere Sexualmoral, die alle Lebensformen jenseits der Ehe als verdächtig betrachtete - Verheiratete galten als die besseren Menschen, Ehelosigkeit als persönliches Versagen (Hradil, 1995). Das bürgerliche Ehe- und Familienrecht fiel dabei mit seiner Manifestierung patriarchaler Gewalt noch hinter die vorbürgerlichen Zeiten zurück (Gerhard, 1988).

⁶ Diese Problematik spiegelt sich auch in literarischen Erzeugnissen, etwa das Erstgeborenenrecht im Märchen von 'gestiefelten Kater' oder die Sexualität außerhalb der Ehe in der Figur des "Gretchens" (Goethe, J. W. von; Faust I).

⁷ Um der hohen Rate illegitimer, rechtloser Kinder zu begegnen, wurden in manchen Gegenden Ausnahmeregelungen gefunden, wie die von Mitterauer (1990) beschriebene Gesindeehe in Kärnten, bei der Magd und Knecht zwar verheiratet waren, aber auf verschiedenen Höfen manchmal in großer räumlicher Entfernung lebten; dies ist ein gutes Beispiel für den Variationsreichtum von Lebensformen auch in vergangenen Jahrhunderten.

Die strengen Ehegesetze wurden nur langsam gelöst. Erst 1871 konnten alle Bevölkerungsschichten uneingeschränkt im gesamten Deutschen Reich heiraten. Mit der Industrialisierung verlor die Familie ihre Funktion als Arbeits- und Wirtschaftsgemeinschaft (Beck-Gernsheim, 1994), die Verstädterung nahm drastisch zu. Die Menschen galten zunehmend als Einzelwesen und waren, flankiert von allmählich aufgebauten Sozialleistungen (Witwenkassen), zunehmend überhaupt als Einzelperson existenzfähig (s. Beck-Gernsheim, 1994). Die bürgerliche Ehe- und Sexualmoral wurde bald von der Arbeiterschicht übernommen, diejenigen, die es sich leisten konnten, heirateten. Für die anderen waren die Alternativen zu einem partnerlosen Single-Leben gering, denn noch immer war vielen aus finanziellen Gründen die Ehe verwehrt, gleichzeitig galt es als höchst unmoralisch und sittenwidrig, eine sexuelle Beziehung jenseits der Ehe zu führen zumal als sichtbare Konsequenz uneheliche Kinder drohten, die nun nicht mehr im großen Haushalt "irgendwie mit durchgezogen" wurden. Bei finanzieller Unabhängigkeit stieg aber auch die Wahlfreiheit der Lebensform - das Leben einiger avantgardistischer Künstler ist Beispiel einer aufkeimenden selbstbestimmten Individualisierung und eines bewußten, freiwilligen Single-Lebens.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts weichen die starren bürgerlichen Normen allmählich auf. Die anonymen Großstädte mit geringerer sozialer Kontrolle, Lockerung des Familienverbands und der Hochschätzung des freien Studentenlebens (Hradil, 1995) ließen der individuellen Freiheit mehr Raum. Frauen gewannen an Selbstbewußtsein und erhielten in bürgerlichen Schichten eine eigene, bessere Ausbildung. Die Psychoanalyse thematisierte die verdrängte Sexualität. Doch "das Ablegen des Korstetts" blieb - vielleicht in gewissem Sinne bis heute - Privileg der städtischen, bürgerlichen Bevölkerung. Festzustellen ist an den hohen Prozentzahlen Lediger, daß das Ledig-Sein zu Beginn des Jahrhunderts für viele ein genauso üblicher Familienstand war wie das Verheiratet-Sein (Bertram, 1995).

Der Nationalsozialismus machte die erreichten Freiheiten jäh zunichte - die Propaganda arbeitete an einem Mutter- und Familienideal, die allgegenwärtige Gleichschaltung bot wenig Raum für individuelle Freiheiten und variable Lebensgestaltung. Mit Blick auf das "Dritte Reich" versuchten die Nationalsozialisten, den Trend zur Zwei-Kind-Familie zu brechen und die Vier-Kinder-Familie als Norm durchzusetzen. (Bien et al., 1996). Der 2. Weltkrieg hatte einschneidende Folgen auch für die Familiensituation. Millionen junger, erwachsener Männern verloren ihr Leben, viele Städte wurden zerstört. Nach dem Krieg herrschte daher Wohnungs- und Männermangel (s. Ledigenkurve bei Bauereiss & Bayer,

1995), gleichzeitig war jedoch in den ersten Nachkriegsjahren die soziale Kontrolle gering. Die Menschen waren entwurzelt und in neuen, oft unfreiwilligen Notgemeinschaften "zusammengewürfelt", Familien auseinandergerissen oder "kaputt", die Ehemänner gefallen oder in Gefangenschaft, viele Frauen auf sich selbst gestellt. Andere Lebensformen als die Ehe hatten eine Chance (z. B. die "Onkelehen" zwischen Kriegswitwen, zurückgebliebenen Verwandten aber auch Nicht-Verwandten). Dennoch lebten vermutlich viele Frauen notgedrungen als alleinerziehende Singles (10% der 30 bis 40 jährigen Frauen waren 1950 bereits verwitwet; Bertram, 1995).

Mit dem Wirtschaftswunder kehrte das Bild von der heilen Welt in die deutschen Wohnzimmer ein. Die Frauen verloren ihre gerade gewonnene Selbstbestimmung wieder. Die Frühehe kam in Mode, die Sexualmoral wurde wieder strenger, uneheliche Kinder und ihre ledigen Mütter hatten es schwer. Die Ehe wurde als gesetzlich geschützte Institution mit besonderen Rechten im Grundgesetz verankert "das Sittengesetz [schrieb] dem Menschen die Einehe und die Familie als verbindliche Lebensform [vor]"(BGHst 6, 46, 53, nach Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998), Sexualität war laut Kuppeleiparagraph noch bis in die 70er Jahre (!) nur Verheirateten gestattet (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). Als allgemein anerkannt wurde das Lebensmodell der traditionellen Familie kaum in Frage gestellt (Bauerreis & Bayer, 1995). Partnerlos als Single zu leben, war, ebenso wie das Alleinwohnen, an den Verlust eines Ehepartners (Hradil, 1995) oder das "persönliche Versagen", keinen Ehepartner "abzubekommen", gebunden. Pohl (1994) stellt aber eine Diskrepanz fest, "zwischen dem subjektiven Meinungsbild über das Bevölkerungsgeschehen und dem tatsächlichen Verhalten der Bevölkerung, wie es sich z. B. in den Daten der amtlichen Statistik widerspiegelt" (S. 42). Schon seit den 50er Jahren zeigte sich eine steigende Tendenz von Einpersonenhaushalten nicht nur von älteren Witwen. Hinzu kam, daß mit den sich ändernden sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen die frühere Hausgehilfenklasse, die zuvor vielfach z. B. als unverheiratetes Kindermädchen nach wie vor mit im Haushalt gelebt hatten, weitgehend verschwand (Bertram, 1995).

In den 60er Jahren dieses Jahrhunderts änderten sich die ökonomischen und gesellschaftspolitischen Verhältnisse tiefgreifend. Der soziale Wohnungsbau in den 50er und 60er Jahren orientierte sich an dem seit der Jahrhundertwende um sich greifenden Trend zur Kleinfamilie. Erschwingliche Wohnungen und billige Ein- bis Zwei-Zimmer-Appartements entstanden, so daß es zum ersten Mal einer breiten Bevölkerungsschicht möglich wurde, allein zu leben und zu haushalten. Bedeutsam war vor allem auch die Bildungsreform gegen En-

de der 60er Jahre. Nun war es einer breiten Masse möglich, einen höheren Abschluß zu erlangen und damit auch finanziell besser gestellt zu sein. Besonders für Frauen bedeutete die finanzielle Unabhängigkeit einen enormen Wandel. Die Änderung des Scheidungsrechts trug ebenfalls dazu bei, daß zumindest prinzipiell Frauen aller Schichten selbständig, unabhängig und im Laufe der Jahre auch zunehmend gesellschaftlich akzeptiert, allein oder allein mit ihren Kindern leben konnten. Außerdem erleichterte es die Pille über ein Leben mit oder ohne Kindern frei entscheiden zu können. Für Frauen bedeutete dies, nicht mehr auf Sex verzichten bzw. in ständiger Furcht vor einer ungewollten Schwangerschaft leben zu müssen. Im Zuge dessen veränderte sich die Familien- und Sexualmoral in revolutionärer Weise und fand schließlich ihren Niederschlag in einer leidenschaftlichen, öffentlichen Debatte um die Paragraphen §280 und §175, also um bisher heimlich gehaltene 'Fehlritte' und 'Abweichungen' von dem, was bis dato als "normal" und damit einzig "richtig" galt.

Die Ideen der '68er Studentenbewegung wollten mit dem konservativen 'Muff' aufräumen, die kleinbürgerliche Familie galt als repressiv, als Keimzelle und Brutstätte des Faschismus. Die "sexuelle Revolution" propagierte die freie Liebe, die für kurze Zeit vor allem in studentischen Kreisen zum Beziehungsideal wurde. Eine traditionelle Lebensform galt nicht nur als höchst unmodern, sondern als reaktionär. Auch wenn sich diese Ideale nicht als Modell durchsetzen konnten, so haben es Studenten- und Frauenbewegung letztlich dennoch geschafft, alternative Lebensmodelle für beide Geschlechter zu erproben und das traditionelle Modell von der Kleinfamilie um diese zu ergänzen (Bauerreis & Bayer, 1995).

Der gesellschaftliche Wandel, der durch "'68" dynamisiert wurde, dauert bis heute an und immer noch ist die Bedeutung der Familie für die Stabilität der Gesellschaft "Zankapfel" der Ideologien. Für den ehemaligen Bundeskanzler Kohl ist nach wie vor "die Familie die wichtigste Zelle eines jeden Volkes" (zit. nach Leinemann, 1988, S. 87) und bis heute ist die Ehe unter den besonderen Schutz des Staates gestellt. Aber die Erfolge der Emanzipationsbewegung reichen heute nicht nur bis tief in das Bewußtsein aller gesellschaftlichen Schichten, sondern manifestieren sich auch zunehmend in der Gesetzgebung. Die Möglichkeiten, aber auch der Zwang, die eigene Lebensform frei zu wählen und je nach Lebensphase individuell auch zu verändern, ist heute für viele - Männer wie Frauen- eine Selbstverständlichkeit (dazu Beck-Gernsheim, 1994). Es stehen diverse unterschiedliche Lebensformen zur Auswahl und es ist der Entscheidung des einzelnen überlassen, aus diesem breiten Angebot für sich das Passende, bzw. aktuell Passende, auszuwählen. So ist

heute die Lebensform Single eine private Entscheidung oder persönliches Schicksal, aber unabhängig von ökonomischen oder moralischen Zwängen, einer Option (auf Zeit) unter vielen.

1.4.3 Fazit

Der historische Abriss über die Entwicklung unterschiedlicher familialer Lebensformen offenbart, daß es schwerfallen dürfte, überhaupt eine Lebensform zu finden, die nicht schon zu früheren Zeiten existiert hat. So ist auch der *partnerlose* Single keineswegs grundsätzlich eine neue Spezies. Ob als Priester und Nonnen, Sklaven und Leibeigene, Mägde und Knechte, Junggesellen und Huren, Geschiedene oder jung Verwitwete konnten oder mußten Menschen schon immer als Single leben; eine inoffizielle Partnerschaft war einmal mehr einmal weniger toleriert, nichteheliche Sexualität wurde stärker oder schwächer geahndet (Mitterauer, 1990). Hradil (1995) kommt zu dem Schluß, daß es früher dieselben Bevölkerungsgruppen waren, die heute die Singles stellen: jüngere Ledige und (verhältnismäßig) ältere Verwitwete. Allerdings war es wohl nur für wenige Menschen eine echte Wahl, zu heiraten oder ledig zu bleiben (aus Bien et al., 1996).

Insgesamt scheint es eine durch die systematische Ausblendung bestimmter Gesellschaftsschichten bei der Geschichtsschreibung bedingte, verbreitete Simplifizierung zu sein, die Vergangenheit als homogene Einheit zu behandeln, in der alle Menschen die weitgehend starre, strikt festgelegte Lebensform der Ehe und Familie tatsächlich über viele Jahrhunderte hinweg lebten. Wie Huinink und Wagner (1998) hervorheben, sind traditionale Gesellschaften nicht ohne weiteres auch besonders homogene Gesellschaften - auch unter starken kulturellen Vorgaben können Individuen eine große Verhaltensvielfalt und abweichende Formen der Lebensgestaltung zeigen - eine traditionelle Kultur ist nur eine von mehreren Handlungsbedingungen, Ressourcen, Gelegenheiten, individuelle Präferenzen und die allgemeine Anreizstruktur sind aber weitere, die Individuen verschieden stark treffende Einflüsse. Wie Mitterauer (1989) hervorhebt: *'Die Familie der frühen Neuzeit, die sich über verschiedene Zwischenstufen zu der Familie der Gegenwart entwickelt hätte, hat es nie gegeben.'* (S. 179, Kursiv i.O.).⁸ Als Fazit läßt sich festhalten: "Das 20. Jahrhundert steht in der Tradition der Geschichte in Westeuropa, die vorgefundenen Veränderungen sind nur in dieser Tradition verständlich und mancher kurzfristige Trend verliert an Dra-

⁸ Mitterauer (1990) fragt pointiert, "ob Sozialhistoriker überhaupt von der Annahme gesamtgesellschaftlich gültiger Familienideale ausgehend dürfen." (S. 107/108)

matik, wenn man ihn mit ähnlichen Entwicklungen in früheren Jahrhunderten vergleicht."
(Bien, 1996, S. 11)

1.5 Theoretische Einordnung des Phänomens "Single"

Wie kann das Phänomen der Singles theoretisch eingeordnet werden? Da es nicht nur keine sozialpsychologische, sondern auch keine andere eigene umfassende Theorie über diese Lebensform gibt, muß die Frage in diesem Fall lauten: Welche Theorieansätze haben den Single zum Thema oder lassen sich für den Single heranziehen? Im folgenden werden zunächst ausführlicher die *Individualisierungsthese* - und ergänzend die *Differenzierungsthese* - als zur Zeit populäre Erklärungsansätze der Pluralisierung von Lebensformen vorgestellt. Beide Ansätze beziehen sich explizit auf neue Lebensformen und stellen damit eine unmittelbare theoretische Verknüpfung für das Phänomen Single dar. Dem Aspekt der Wahlfreiheit wird wegen seiner Bedeutung ein eigenes Kapitel gewidmet. Im zweiten Teil werden kritische Punkte an den Thesen von Individualisierung und Pluralisierung diskutiert. Lassen die Thesen von Individualisierung und Pluralisierung die Lebensform des Single als besonders hervortreten, nähren die aufgeführten Kritikpunkte Zweifel an seiner Distinktheit zu anderen Lebensformen. Daher dient die Ausführung der kritischen Punkte an den postulierten Gesellschaftsthesen nicht allein der Auseinandersetzung mit der theoretischen Grundlage der vorliegenden Arbeit und dem Überblick für den interessierten Leser, sondern genuin der Herausbildung der Fragestellung zum Vergleich von Singles und anderen.

1.5.1 Welcher Trend durchzieht die Gesellschaft? Individualisierung und Pluralisierung

Als man in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts den Maler Wassilij Kandinsky fragte, wie er eine hoffnungsvolle Zukunft beschreiben würde, soll er mit „und“ geantwortet haben. Seine Hoffnungen haben sich offensichtlich bestätigt. Heute, in der sogenannten Postmoderne oder zweiten Moderne⁹ scheint eine Vielfalt der Lebensformen nebeneinander zu stehen. Die Menschen leben allein, in Wohngemeinschaften oder nach wie vor in Familien zusammen, haben einen festen Lebenspartner oder nicht, leben mit oder ohne lockere sexuelle Beziehungen, haben eheliche, uneheliche, soziale oder gar keine Kinder. Diese Vielfalt scheint weithin akzeptiert zu sein und zwar für beide Geschlechter. Das Schlagwort von der *Pluralisierung der Lebensformen* faßt diese Entwicklung zusammen (Schäfers, 1998).

⁹ Die Postmoderne kann als Absatzbewegung von der Moderne beschrieben werden, die sich mit den Gedanken, Werten und Strukturen der Moderne auseinandersetzt, ohne diesen jedoch bestimmte Alternativen gegenüberzustellen. So sind die Vielfalt, das Spielen mit Variationen, die auf kein konkretes Ziel hin steuern, aber auch Unklarheiten an sich bereits Gegenstand der Postmoderne selbst (Hradil, 1990).

Alternativ oder ergänzend wird der Trend einer zunehmenden Individualisierung postuliert, der die Gesellschaft auf ihrem Weg von der Moderne zur Postmoderne erfaßt haben soll. Das Entscheidende an der heutigen Individualisierung, die es als Idee bereits seit dem aufkeimenden Liberalismus gibt (Hradil, 1990), ist ihr Massencharakter (Beck & Beck-Gernsheim, 1990). Betraf zunächst der Individualisierungsprozeß allein die Männer und ging mit einer "Entindividualisierung" der Frauen einher, zeichnet sich seit den 60er Jahren ein Individualisierungsschub ab, der insbesondere auch die Frauen erfaßt (Peuckert, 1996).

Die gängigen soziologischen Theorien gehen davon aus, "daß Strukturen der Modernisierung immer mehr auch in den 'privaten' Bereich der Menschen hineinwirken."¹⁰ (Hradil, 1995, S. 81). Nach der *Individualisierungsthese* (Ulrich Beck & Elisabeth Beck-Gernsheim) und auch der *Differenzierungsthese* (z. B. Thomas Meyer)¹¹ zeigen sich die postulierten gesellschaftlichen Trends der Auflösung oder Neustrukturierung daher vor allem auch in der privaten Lebensführung. Der individuelle Lebensverlauf wird zunehmend unabhängig von Großgruppen und deren Normen. Alte Muster und Strukturen, wie etwa die Klassengesellschaft oder Geschlechtsrollen, aber auch gesellschaftliche Normen und Werte werden mit dem Übergang in die Moderne fragwürdig, der Mensch definiert sich nunmehr als Einzelwesen. Begleitet wird der Prozeß der Individualisierung von einem *sozialen Wertewandel*: weg von materialistischen hin zu postmaterialistischen Werten wie Autonomie, Gleichbehandlung und Selbstverwirklichung (Peuckert, 1996), wobei auch hier wieder eine Pluralisierung bzw. Diffusion der Werteorientierung vermutet werden kann.

Als Ergebnis des Individualisierungsprozesses wird die Auflösung überkommener Lebensformen angenommen, die durch eine größere Vielfältigkeit der Lebensformen abgelöst werden, die die Individuen zunehmend selbst herstellen (Beck & Beck-Gernsheim, 1993) - viele unterschiedliche Spielarten der Lebensführung bilden sich heraus. Zu beobachten sei also auch eine *Pluralisierung der Lebensformen* (Geißler, 1992), Hand in Hand mit einer *Pluralisierung der Familienformen* (s. Schäfers, 1998). Damit fokussiert die Individualisierung die Auflösung des Alten, die Differenzierung die Bildung des Neuen, beide beziehen

sich gewissermaßen auf zwei unterschiedliche Konsequenzen derselben Entwicklung, d. h., sie müssen damit nicht unbedingt als einander gegensätzlich verstanden werden.

Konsequenteste Grundfigur der individualisierten Gesellschaft ist der Single (Beck & Beck-Gernsheim, 1990): Der Trend zur Individualisierung führt weg von der Familienorientierung, hin zum Einzelleben von Einzelwesen. Die Institutionen wirken dabei unterstützend oder fordern gar die Individualisierung (Beck & Beck-Gernsheim, 1994).

Dagegen konstatiert Meyer (1994) eher eine Ausdifferenzierung in unterschiedliche Lebensformen. Das System Familie zergliedert sich in unterschiedliche Subsysteme, die für jeden persönlichem Geschmack bzw. aufgrund der Anpassungserfordernisse der modernen Gesellschaft eine passende Lebensform anbieten, wobei die Entscheidung für eine bestimmte Lebensform zweck-rational im Sinne des Rational Choice Ansatzes sei. Meyer (1994) schlägt drei 'Privatheitstypen' vor: Den "kindorientierten" (die immer mehr kindzentrierten Familien), den "partnerorientierten" (nichteheliche Lebensgemeinschaften, für die affektiv und emotional ihre Partnerschaft zentral ist) und den "individualistischen" Privatheitstyp, der meist eine Übergangsphase zu sein scheint (Peuckert, 1996) und zu dem der allein bzw. in Wohngemeinschaften lebende Single gerechnet wird. Die partnerlosen Singles sollten danach wohl am ehesten dem individualistischen Privatheitstyp zugerechnet werden, können m. E. aber je nach Freiwilligkeit ihres Single-Daseins auch dem paarorientierten Typus angehören - es kommt darauf an, ob man hier ihre Einstellung oder das Verhalten betrachten möchte (zur Differenzierung von Einstellung und Verhalten s. Abschnitt 1.5.3.1.).

Sowohl der partnerorientierte als auch insbesondere der individualistische Privatheitstyp ist mit den Anforderungen und dem Wertmuster der (post)modernen Gesellschaft am ehesten kompatibel (Meyer, 1994). Die derartig segmentierte Gesellschaft ist im Vergleich zur heterogenen Familienstruktur innerhalb ihrer einzelnen Segmente verhältnismäßig homogen und komplexitätsreduziert (Nave-Herz, 1997). Sie bietet jedem die Möglichkeit, je

¹⁰ Am Rande sei dazu angemerkt: Aus psychologischer Sicht kann dies nicht erstaunen. Es fragt sich eher, wie sich die Soziologie einen Wandel der Gesellschaft vorstellt, die ohne eine Veränderung der diese bildenden Menschen auskommt. Nachdem die Soziologie in den letzten Jahrzehnten - geprägt von marxistischen Theorien - vor allem an Strukturanalysen wie z. B. Klassenunterschieden interessiert war, fängt sie nun offenbar zunehmend an, auch die individuelle Ebene einzubeziehen (s. u. Kritik von Burkart an der Individualisierungsthese; Kritikpunkt Nr. 6).

¹¹ U.a. bei Hradil (1995) findet sich eine differenziertere Ausführung und Abgrenzung von Individualisierungstheorien und Differenzierungstheorien.

nach Interesse und Bedürfnis der passenden Lebensform-Gruppe beizutreten (Spiegel, 1983).

In der Konsequenz prognostiziert die Individualisierungsthese eine Gesellschaft von weitgehend unabhängigen Singles (wobei auch hier als erster Schritt eine Pluralisierung durch Aufbrechen alter Familienmuster angenommen wird), also eine *Versingelung*, die Differenzierungstheorie eine Pluralisierung der Lebensformen, die in einer Segmentierung der Gesellschaft sichtbar wird, also eine *Versäulung* (Hradil, 1995). Sowohl Individualisierung als auch Differenzierung werden als (resultierende oder rationale) Anpassung an die Erfordernisse der modernen Industriegesellschaft und hier v. a. des Arbeitsmarktes betrachtet. Darin sind Flexibilität, Mobilität und Ungebundenheit gefordert. Gleichzeitig kann mit fortschreitender Modernisierung aber auch ein wachsendes Bedürfnis nach Intimität und emotionaler Absicherung prognostiziert werden, das in einer stabilen Partnerschaft versucht wird zu befriedigen (Peuckert, 1996). So steht denn auch nach wie vor - ob in der Institution Ehe oder als alternative Lebensform - die monogame, dauerhafte Zweierbeziehung hoch im Kurs (s. Kap. 1.2.).

1.5.2 Die Qual der Wahl - die neue Wahlfreiheit und ihre Risiken

Die Thesen von Individualisierung und Pluralisierung verbindet ein wesentlicher gemeinsamer Aspekt: Die *Wahlfreiheit*. Wahlfreiheit bedeutet heute die potentiell nahezu uneingeschränkte Freiheit jedes erwachsenen Mitglieds der Gesellschaft zur Wahl der individuellen Lebensform bei gesellschaftlich anerkanntem Wert dieser Wahlfreiheit. So fällt nun auch, zeitlich versetzt zur freien Entscheidung über die Elternschaft, die Selbstverständlichkeit der Ehe als verbindliche Lebensform. Die Familie wird von der "Notgemeinschaft" zur "Wahlverwandtschaft" (Beck-Gernsheim, 1994).¹² Wie Elisabeth Beck-Gernsheim (1994) feststellt, bedeutet insbesondere für Frauen die neu gewonnene Freiheiten einen tiefgreifenden Wandel in ihrem Selbstverständnis und ganz konkret in ihrer Biographie.

"Das entscheidende Kennzeichen dieser modernen Vorgaben ist, daß das Individuum sie, weit mehr als früher, gewissermaßen selbst herstellen muß, im eigenen Handeln in die Biographie hereinholen muß." (Beck & Beck-Gernsheim, 1994, S. 12). Dabei ist das Individuum gezwungen, sich seinen Lebensentwurf selbst zu skizzieren und "[...] unabhängig

¹² Selbst in der konservativen CDU, die bisher im Verein mit den Kirchen versucht hat, die traditionelle Lebensform der Familie unbedingt durchzusetzen (u. a. mit Hilfe einer restriktiven Abtreibungsgesetzgebung) tauchen nun Forderungen auf wie "Die Lebensform sollte jeder frei wählen können" (Angela Merkel, WAZ vom 18.8.1999).

von der Orientierung an der eigenen sozialen Herkunft, den Sinn seines Lebens zu finden." (Bertram, 1995, S. 10). Die Gesellschaft bietet nach Beck und Beck-Gernsheim (1994) dem oder der einzelnen kaum noch Richtlinien oder Handlungsanweisungen für die Gestaltung des eigenen Lebens, die aus "Soll"-Vorschriften bestehen, sondern eher "Kann"-Angebote. Diese "Tyrannei der Möglichkeiten" (Hanna Arendt; zit. nach Beck & Beck-Gernsheim, 1994) fordert fortwährend Entscheidungen, für die hinsichtlich der Verbindlichkeit zudem nur noch begrenzte Halbwertszeiten gelten. Da kein Lebensverlauf mehr traditionell vorgegeben, sondern weitgehend offen und damit gleichzeitig auch instabil ist, entstehen "Patchwork-Lebensverläufe" (Bertram, 1995), "Bastelbiographien", "reflexive Biographien" oder "Wahlbiographien" (aus Beck & Beck-Gernsheim, 1994, S. 13). Ein Indikator dafür ist unter anderem die "Entstandardisierung" des Beziehungslebens. Junge Menschen durchlaufen heute wesentlich mehr feste Beziehungen als früher, d. h. sie machen auch mehr Trennungserfahrungen (Tölke, 1991), denen vorher eine Entscheidungsphase vorausgegangen ist. Auch die Entscheidung, einen "traditionellen" Lebensentwurf zu wählen, ist heute eine Entscheidung, die begründet werden will (Geissler & Oechsle, 1994).

Die Möglichkeit zur Wahl ist demnach nicht nur eine Freiheit der Wahl im positiven Sinne, sondern auch die Aufforderung oder gar Verpflichtung zur aktiven Wahl. Die gesellschaftliche Freisetzung aus normierten Lebenswegen hat dabei also nicht nur zu Entscheidungsmöglichkeiten, sondern auch zum Entscheidungs- und v. a. Begründungszwang geführt (Beck & Beck-Gernsheim, 1990). Mit den frei wählbaren Optionen wächst daher gleichzeitig auch die *Unsicherheit* über den Verlauf des erwarteten eigenen Lebensentwurfs (Beck & Beck-Gernsheim, 1990), die ständige Angst vor dem "Rauswurf" aus dem eigenen Lebensweg droht. So charakterisiert die Individualisierungsthese denn auch drei Dimensionen: die Freisetzungsdimension (Gewinn an Handlungsspielräumen), die Entzauberungsdimension (Geltungsverlust von Sicherheit durch überkommene Normen) und die Kontrolldimension (Zwang zur Wahl unter den Restriktionen des Marktes, der Moden, der Verhältnisse). Als problematisch erweist sich dabei neben fehlenden Richtlinien durch die Tradition, das Fehlen eines biographischen Modells, an dem man sich orientieren kann. Insbesondere für eine "gesellschaftlich junge" Gruppe wie die des Singles steht kein erprobtes Modell zur Verfügung, sondern sie können ihre Lebensweise nur ad negativum aus dem traditionellen Familienbild ableiten bzw. diesem Lebensentwurf gegenüberstellen (zur Rolle der Medien als Modellfunktion s. unten Abschnitt 1.5.4.2.). So diagnostiziert Oechsle (1998) für die jungen Frauen heute einen Konflikt zwischen den widersprüchli-

chen Leitbildern von romantischer Liebe und verständnisorientierter Partnerschaft einerseits, und den ebenso schwer zu vereinbarenden Leitbildern der guten Mutter und der selbständigen Frau andererseits.

Wo Wahlfreiheit herrscht, steigt auch die Zuschreibung von *Selbstverantwortung*. Man hätte sich ja anders entscheiden können, sich vorher die Konsequenzen besser ausrechnen können oder mehr aus seinem Leben machen können.¹³ Das eigene Leben wird gezwungenermaßen zum Objekt der Analyse, die *Selbstreflexion* (wie Anthony Giddens Begriff der "reflexiven Biographie" erfaßt) nimmt zu. Da alles der individuellen freien Entscheidung untersteht, stellt sich die Frage: "Was will ich eigentlich, wie will ich leben?" Alles kann somit fortwährend vor dem Hintergrund real existierender Alternativen hinterfragt werden. Wie Müller (1994) es ausdrückt: "Je weiter die gesellschaftliche Individualisierung und damit Differenzierung voranschreitet, desto größer ist der diskursive Aufwand, die *gewählten* Lebenswege abzusichern, sich ihrer Richtigkeit zu vergewissern und sie gegenüber anderen möglichen abzuwägen" (S. 157; kursiv i. O.). Geissler und Oechsle (1994) fassen zusammen: "Charakteristisch für die individualisierte Lebensplanung ist die "selbstreflexive Struktur biographischer Entscheidungen und zwar im Hinblick auf alle Lebensbereiche." (S. 163) Kurz - *jeder ist zur Selbstreflexion verdammt!*

1.5.3 Kritische Punkte an Individualisierung, Pluralisierung und Wahlfreiheit

Die Individualisierungsthese ist zwar gegenwärtig die wohl populärste soziologische Diagnose der Gesellschaft und die Pluralisierung der Lebensformen weit über den wissenschaftlichen Bereich hinaus ein gängiges Schlagwort, jedoch sind beide Thesen heftig diskutiert und umstritten. Einige der am häufigsten genannten Einwände gegen die diagnostizierte Individualisierung und Pluralisierung sollen im folgenden vorgestellt werden und in die kritischen Diskussion des Singles als neue Lebensform einfließen. Die Kritik läßt sich grob zu den folgenden Gesichtspunkten zusammenfassen:

- 1. Die Individualisierungsthese ist diffus formuliert und die theoretischen Unklarheiten erlauben ihre Verwendung wie in einem "Selbstbedienungsladen" für jeglichen Bedarf. Auch was unter Pluralisierung verstanden wird, ist nicht präzisiert.
- 2. Die postulierte Wahlfreiheit ist umstritten. Unklar ist, was unter freier Wahl bzw. Entscheidung verstanden wird und inwieweit Rational Choice eine Rolle spielt.

¹³ So werden zunehmend selbst Krankheiten als letzte Zufluchtsorte des Schicksals in die Selbstverantwortung des Kranken gelegt.

- 3. Die Individualisierung ist als Gesellschaftstrend gedacht, gleichzeitig wird unterstellt, daß auch das Individuum sie subjektiv wahrnimmt. Der Nachweis der subjektiven Wahrnehmung steht an.
- 4. Die Individualisierung und auch die Pluralisierung der Gesellschaft sind vielleicht gar nicht vorhanden; vor allem die Individualisierung ist weder empirisch nachweisbar noch theoretisch ableitbar.
- 5. Die Individualisierung der Gesellschaft ist nicht so neu, wie häufig behauptet oder suggeriert wird. Dasselbe gilt auch für die behauptete Pluralisierung.
- 6. Die Individualisierung und Pluralisierung sind keine gesamtgesellschaftlichen Phänomene, sondern abhängig von Klassen-, Schicht- oder Milieuzugehörigkeit. Zudem gibt es starke regionale Unterschiede.

1.5.3.1 1.) Was bedeuten Individualisierung und Pluralisierung? Theoretische Unklarheiten

Viele Autoren beklagen, daß die Individualisierungsthese sehr unklar formuliert wurde (z. B. Burkart, 1993a; Friedrichs, 1998a, Jagodzinski & Klein, 1998), wozu auch ihre rasche Popularität beigetragen hat (Friedrichs, 1998b). Die Kritik richtet sich gegen die diffus gefaßte Begrifflichkeit und fragt, welche Merkmale überhaupt als Indiz für Individualisierung und Pluralisierung gelten sollen, sowie gegen die ungenaue Abgrenzung gegenüber anderen Konstrukten. Burkhart (1995) macht deutlich, daß der "Jokerbegriff" Individualisierung¹⁴ viele Facetten beinhaltet: Je nachdem, ob eine historische, politische, gesellschaftliche, ökonomische oder kulturelle Dimension angesprochen wird, werden Merkmale wie Risikobereitschaft, Freiheit und Gleichheit, Eigeninitiative, Eigennutz und Eigeninteresse oder Selbstverwirklichung beschrieben. Es fällt auf, daß dies genau die Merkmale sind, die oft Singles als vorrangige Eigenschaften zugeschrieben werden.

Abgesehen davon, daß differenziert werden muß, ob man eine Pluralität oder eine Pluralisierung, also eine wachsende Vielfalt nachweisen will (u. a. Huinink & Wagner, 1998), ist es zudem ein Unterschied, ob die Individualisierung auf der Mikro- oder der Makroebene angesiedelt wird, also eher als gesellschaftlicher Prozeß oder als individuelle Beschreibung verstanden werden soll (Jagodzinski & Klein, 1998). Je nachdem, welche Ebene man betrachtet, können andere Merkmale als Indizien für Individualisierung und Pluralisierung herangezogen werden, die nicht immer zu den gleichen Ergebnissen führen müssen. Zi-

dem muß eine nachgewiesene subjektive Individualisierung keine Veränderung auf gesellschaftlicher Ebene nach sich ziehen. Umgekehrt, kann eine postulierte Pluralität der Lebensformen einzig aus gestiegenen Möglichkeiten¹⁵ und gesunkenen Restriktionen erklärt werden, ohne das angenommen werden muß, die Individuen selbst hätten sich in irgendeiner Weise verändert (Jagodzinski & Klein, 1998)!

Hier scheint ein Blick auf das Einstellungs-Verhaltensmodell von Fishbein und Ajzen (1975) hilfreich und eine sorgfältige Untersuchung der unterschiedlichen Komponenten nötig. Bekanntlich muß eine (in diesem Fall individualistische) Einstellung nicht notwendig auch zu solchen Handlungen führen und umgekehrt. Neben der Einstellung (mit einer affektiven, kognitiven und/oder verhaltensbezogenen Komponente) fließt auch der Kontext sowie die Situation (hier Handlungsoption) in die Absicht ein, ein Verhalten auch tatsächlich auszuführen. Der Kontext umfaßt dabei zum die sozialen Normen bzw. den Willen, sich nach ihnen zu richten, was wiederum davon abhängig ist, wer diese Normen aufstellt (subjektive Norm), die Situation umfaßt das Angebot erfolgversprechender Bedingungen, die gewährleisten, das geplante Verhalten auch wirklich ausführen zu können (wahrgenommene Verhaltenskontrolle). Daneben spielen vermutlich auch Gewohnheiten, wahrgenommene moralische Verpflichtungen und die Relevanz eines Verhaltens für die Selbstidentität eine Rolle (Ajzen & Madden, 1986). Die Individualisierungsthese bezieht alle diese Komponenten des Einstellungs-Verhaltensmodells implizit mit ein, ohne jedoch die einzelnen Komponenten klar zu trennen, geschweige denn einzeln und in Beziehung zueinander zu analysieren. Darüber hinaus muß die Individualisierung von verwandten Konzepten abgegrenzt werden, wie z. B. Egoismus, abweichendem Verhalten oder Nonkonformismus (Jagodzinski & Klein, 1998).

Für den Single - gewissermaßen als "Endpunkt" einer versingelten Gesellschaft - kann daher vermutet werden, daß nicht nur sein Verhalten, sondern auch seine Einstellungen individualistischer sind (z. B. Freiheit und Risikobereitschaft betonen). Gerade in Bezug auf direkt partnerschaftorientierte Einstellungen und Werte sollte er sich von Paaren unterscheiden.

¹⁴ Burkart analysiert die Bedeutung von "Individualisierung" in den USA, kommt aber zu dem Schluß, daß es viele Parallelen zum deutschen Verständnis gerade auch bei der Debatte um die Familie gibt; in Deutschland lag die Aufmerksamkeit zunächst mehr auf der Befreiung des Individuums von strukturellen Zwängen.

¹⁵ Friedrichs (1998b) spricht hier von einer *doppelten Komplexität der Entscheidungen*: historisch und individuell stehen mehr Handlungsalternativen für mehr Individuen zur Verfügung.

1.5.3.2 2.) Was bedeutet Wahlfreiheit und wie werden Entscheidungen getroffen?

Burkart (1993a) sieht in den wachsenden individuellen Wahl- und Entscheidungsmöglichkeiten die Kernaussage der Individualisierungsthese Becks. Impliziert wird aber durch die Individualisierungsthese, daß nicht nur von verschiedenen Individuen verschiedene Alternativen auch tatsächlich gewählt werden (was dann gesamtgesellschaftlich gesehen zu einer Pluralisierung führt), sondern daß auch jedes Individuum mehrere verschiedene Alternativen für sich nutzt, sich also häufiger umentscheidet (was dann zur Bastelbiographie führt).

Festzustellen ist, Individualisierung wird als *Wahl unter Restriktionen* verstanden (Beck & Beck-Gernsheim, 1994) und meint zunächst einmal nur Entscheidungsmöglichkeiten, nicht unbedingt auch realisierte Entscheidungen. Daß heißt, die zur Verfügung stehenden erweiterten Handlungsalternativen sind potentielle Optionen, die nicht notwendigerweise auch mit einer realisierten Vielfalt von Handlungen einhergehen müssen (Huinink & Wagner, 1998). Jede Handlung setzt die Möglichkeit der freien Wahl voraus (Luckmann, 1992), nur kann die Zahl der Alternativen durch strukturelle Faktoren begrenzt sein (Giddens, 1992a).

Zwei Problembereiche des Entscheidungsbegriffs werden bei der Diskussion der Wahlfreiheit deutlich: Erstens: Soll Entscheidung rein rational verstanden werden, oder zählen auch nicht-rationale Entscheidungen dazu? Und zweitens: Bei welcher Art bzw. welchem Ausmaß (existenzieller) Konsequenzen und struktureller Zwänge kann man noch von freier Entscheidung sprechen? Beide Punkte lassen sich am Beispiel ungewollter und ungeplanter Schwangerschaften verdeutlichen, das von Burkart (1993b) in diesem Zusammenhang diskutiert wird, der hier zu Recht empfiehlt, den Entscheidungsbegriff zu präzisieren: Wie wird die Entscheidung zur Elternschaft und damit für eine bestimmte Lebensform getroffen?

Rational Choice Ansätze (Coleman, 1995) legen ein rationales Entscheidungsverhalten zugrunde. Kosten und Nutzen einer Handlung werden abgewogen und nach dem Prinzip der Nutzenmaximierung wird dann entschieden (zur Diskussion des Menschen als *homo oeconomicus* vgl. auch die Kritik zum Beitrag "Solidarität", Bierhoff & Küpper, 1999). Auch dem oben beschriebenen Einstellungs-Verhaltens-Modell zufolge, wird eine Entscheidung zwischen zwei Handlungsalternativen rational getroffen (nach der kognitiven Einschätzung, daß eine Handlung vermutlich zu den gewünschten Ergebnissen führt),

gleichzeitig fließen in die Einstellung aber auch affektive Komponenten ein. Gerade bei Inkonsistenzen zwischen Einstellungen und sozialen Normen, aber auch wenn ein Abwägen zu kompliziert, anstrengend oder zeitaufwendig erscheint, wird eine einfache, heuristische Entscheidung ohne tiefere Elaboration bevorzugt (Petty & Cacioppo, 1986). Da der Fall, zwischen verschiedenen Lebensformen mit und ohne Elternschaft zu entscheiden, nicht nur hochkomplex und mit all seinen Konsequenzen kaum abschätzbar, sondern zudem stark von soziale Normen und sozialer Bewertung besetzt ist, kann vermutet werden, dass andere Entscheidungsheuristiken als ein rein rationales Kosten-Nutzen-Kalkül zum Einsatz kommen. Gerade das Absetzen oder Nichtanwenden von Kontrazeptiva und damit hochriskantes Verhalten tritt häufig in rational ausweglosen Situationen auf und ausgetragene Teenager-Schwangerschaften sind eher Ergebnis einer fatalistischen Entscheidungsfähigkeit, begleitet von Idealisierung und unrealistischen Vorstellungen (Wimmer-Puchinger; 1997).

Neben der Diskussion um die Rationalität von Entscheidungen wird die Frage der Entscheidungsautonomie angesprochen. Den immer noch recht hohen Anteil unerwünschter Schwangerschaften (30% in den USA) und den hohen Prozentsatz Alleinerziehender in prekären finanziellen Verhältnissen wertet Burkart (1993a) als Gegenargument für eine wachsende Entscheidungsautonomie; nicht eine freie Entscheidung, sondern vielmehr strukturelle und äußere Zwänge ließen Frauen in diese Situation geraten. Nur von den ledigen Müttern (im Gegensatz zu den geschiedenen oder verwitweten Alleinerziehenden) könne noch am ehesten berechtigterweise gesagt werden, ihre Entscheidung sei rational für das Kind und gegen die Partnerschaft getroffen worden (Nave-Herz & Krüger, 1992), wiewohl die wenigsten bereits bei der Kontrazeption vorhatten, alleinerziehend zu werden (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998).

Es stellt sich die Frage, was denn als Entscheidungsautonomie zu bewerten ist? Auch die vielen (30% - 50%) ungewollt und unerwünscht Schwangeren hatten Kenntnis der Risiken eines ungeschützten Geschlechtsverkehrs, haben sich gegen eine Abtreibung oder Adoption entschieden und waren sich auch der wankenden Stabilität von Partnerschaften bewußt; selbstverantwortlich sind sie diese Risiken eingegangen (ähnliche Argumente bringen auch Beck und Beck-Gernsheim, 1993). Ebenso entscheiden sich offensichtlich auch alle diejenigen, die nicht ungewollt schwanger werden und die nicht durch Zwänge oder mangelnde Gelegenheit davon abgehalten werden - in diesem Fall dagegen.

Demzufolge kann also durchaus von Entscheidungsautonomie gesprochen werden. Nur, war sie früher geringer? Giddens (1992b) ist der Auffassung, daß grundsätzlich alles prinzipiell entscheidbar ist, ungeachtet der Konsequenzen. Deshalb stimmt es zwar, daß nach Friedrichs (1998b) neben der Optionsvielfalt und der Wahlfreiheit das Kernstück der Individualisierungsthese vor allem der Umstand ist, daß die Individuen die Risiken und Kosten ihrer Individualisierung heute selbst tragen müßten, dies jedoch schon immer bei allen Entscheidungen rationaler oder nichtkonventioneller Art der Fall war. Da wir nicht im "luftleeren Raum schweben", sondern eingebettet in einen sozialen Kontext leben, gibt es kaum eine Situation ohne irgendwie geartete Zwänge, also auch keine Entscheidung außerhalb eines sozialen Bezugsrahmens (Cranach, v. & Ammann, 1999).

Schon immer gab es also Entscheidungsmöglichkeiten (z. B. Verzicht auf Sex oder Kindsmord¹⁶), nur waren die Kosten dieser Entscheidungen früher ungleich höher. Hier wird die Bewertung von Restriktionen, Sanktionen, strukturellen Zwängen und strukturellen Überforderungen (Burkart, 1993a) zentral. Wann gelten die Kosten einer Entscheidung als existentiell und betrachtet man existentielle Kosten als Behinderung einer Entscheidungsautonomie? Es schließt sich die Überlegung an, ob man im sozialstaatlich geprägten Deutschland überhaupt noch gerechtfertigt von strukturellen Zwängen und existentiellen Kosten sprechen kann. Die theoretische oder ideologische Wahlfreiheit steht insgesamt auf dem festen Boden gesamtgesellschaftlichem Wohlstands, Bildungschancen und weitreichender sozialer Sicherungsnetze, die einzigartig in der Geschichte und im weltweiten Vergleich sind (Peuckert spricht hier von "konstanten Ungleichheitsrelationen", S. 153). Die wenigsten sind heute aus unmittelbar existentiellen Gründen in ihrer Wahlfreiheit eingeschränkt. Selbst diejenigen, die sich (aus welchen Gründen auch immer) nahezu passiv verhalten, werden durch Angebote des Sozialsystems in der Regel aufgefangen und in die Wahlgesellschaft zurückgeholt. Die 'riskanten Freiheiten', von denen Beck spricht, mag es also geben - aber auf einem recht hohen Niveau der Sicherheit. Oder ist der existentielle Charakter von Zwängen relativ bzw. subjektiv?¹⁷ Ähnlich wie beim Konstrukt der Relati-

¹⁶ Bei Harris (1989) finden sich, wenn auch populärwissenschaftlich aufbereitet, eindrucksvolle Beispiele für Geburtenkontrolle zu verschiedenen Epochen und in verschiedenen Kulturen. Auch Burkart (1993a) hebt hervor, daß auch in der Vergangenheit ein höheres Maß an individueller Entscheidungsfreiheit geherrscht hat als wir häufig annehmen. Elternschaft als Schicksal einer unkontrollierten Fertilität hat es kaum jemals irgendwo gegeben.

¹⁷ Hilfreich zur Klärung der Mißverständnisse um den Entscheidungsbegriff (Beck & Beck-Gernsheim, 1993) wäre m. E. die Eröffnung von zwei Kontinuen: 1. von rational bis nicht-rational oder affektiv (gründlich abgewogene und überlegte Entscheidungen bis spontane, "aus dem Bauch-heraus-Entscheidungen") bzw. a) eine rationale und b) eine affektive Dimension (was zu diskutieren wäre) und 2. von existentiellen bis nicht-existentiellen Konsequenzen (physischer Tod oder Ausschluß aus der Gemeinschaft bis zu Einschränkungen im Beruf oder Rechtfertigungszwang). Erwähnenswert ist hier der verwandte Vorschlag von Auha-

ven Deprivation (Runciman, 1966) könnte also auch hier nicht die Eingebundenheit in ein "Zwangskorsett" an sich die subjektive Entscheidungsfreiheit behindern, sondern die relativ zu anderen so wahrgenommene.

Wichtig für die hier geführte Diskussion wäre m. E., die in der Individualisierungsthese und ihrer Kritik aufgegriffenen Komponenten einer Entscheidung sauber auseinanderzuhalten. Dazu gehören: Entscheidungsoption, das Entscheidungshandeln, subjektive Willensfreiheit, soziale Rahmenbedingungen, Determinanten und Konsequenzen der Entscheidung (wie sie ähnlich auch im Einstellungs-Verhaltens-Modell beschrieben werden). Offen bleibt die Frage nach der gegebenen objektiven Freiheit der Wahl. Nach v. Cranach und Ammann (1999) sind Entscheidungen zwar determiniert, die Determinanten jedoch unbekannt und wechselhaft, so daß die Entscheidung als aus freiem Willen heraus wahrgenommen wird. Zudem erscheint generell die Operationalisierung des Entscheidungsbegriffs problematisch: Wie kann eine Entscheidung von einer "Nicht-Entscheidung" abgegrenzt werden, wenn "auch der Rekurs auf "Mutter Natur" [...] heute eine Entscheidung [ist]" (Beck & Beck-Gernsheim, 1993, S. 182), also somit "jedes biographische Ereignis die Folge einer 'Entscheidung' [ist]" (Burkart, 1993b, S. 188) und zudem immer prinzipiell auch gegen gesellschaftliche Vorgaben oder trotz Restriktionen bestimmte Entscheidungen getroffen werden können?

Inwieweit die strukturell bedingte Selbstreflexion oder "Rationalisierung" (Peuckert, 1996, S. 263) als Entscheidungsverhalten tatsächlich rational im Sinne der Rational-Choice-Theorie abläuft oder auch andere, affektive Einstellungskomponenten die Entscheidung beeinflussen, die dann vielleicht a posteriori reflektiert werden, dürfte zum einen von der Interpretation, zum anderen auch von der jeweiligen Situation oder Person abhängen (vgl. dazu das Einstellungs-Verhaltens-Modell nach Fishbein & Ajzen, 1975; auch unter Punkt 1.5.3.1.)

In Bezug auf das Single-Dasein stellt sich also die Frage, inwieweit diese Lebensform als bewußte, rational getroffene freie Entscheidung verstanden werden kann oder ob strukturelle Zwänge den Handlungsspielraum beschränken bzw. dies von den Betroffenen selber so wahrgenommen wird. Oder lassen sich unter den Singles "bewußte" und "strukturelle"

gen (1999), auch die Willensfreiheit nicht als ja- oder nein-Option, sondern als mehr- oder weniger-Entscheidung zu begreifen.

finden, die sich von einander in ihrer (wahrgenommenen) Wahlfreiheit unterscheiden, wie die bereits in der Typisierung von Shostak (1987) unter Punkt 1.1.3. vermutet wurde? Als individualisierte Wesen sollten sie unter der gegebenen Entscheidungsautonomie ihre Lebensform grundsätzlich bewußter und freier gewählt haben als Nicht-Singles. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob dies heute im Vergleich zu früher anders ist. Zwänge mehr oder weniger existentieller Art gab es schon immer und die Frage ist, ob diese Zwänge heute weniger existentiell sind oder nicht zumindest subjektiv immer noch so wahrgenommen werden.

1.5.3.3 3.) Wird Wahlfreiheit subjektiv wahrgenommen und läßt sich von Handlungen auf Bewußtsein schließen?

Implizit wird in der Individualisierungsthese unterstellt, daß die Individuen ihre gestiegene Wahlfreiheit zwischen vielen Handlungsalternativen wahrnehmen und sie nicht beherrschen können - Unsicherheit und Überforderung werden diagnostiziert (Beck & Beck-Gernsheim, 1994), die sich u. a. in einem Boom von Lebensratgebern ausdrückt.

Aber registriert das Individuum die gesamtgesellschaftlich bemerkten Entwicklungen überhaupt, leidet es darunter und welchen Einfluß haben sie auf die private Lebensführung? Aus der Forschung über Entscheidungsheuristiken ist bekannt, daß es viele Auswege aus dem Dilemma alternativer Handlungsoptionen gibt (Bierhoff, 1998) und längst nicht alle Alternativen gleichermaßen bewußt wahrgenommen und abgewogen werden. Zudem muß ein Wandel in der äußeren Erscheinungsform bzw. im Verhalten nicht in direktem Verhältnis zu einem Wandel im Bewußtsein stehen (s. moderierende Faktoren im Einstellungs-Verhalten-Modell; Fishbein & Ajzen, 1975). So wird beispielsweise der Wunsch von Frauen nach "Selbstverwirklichung" (als Kennzeichen der Individualisierung) als Auslöser für den Niedergang der Familie unterstellt, da diese Frauen aus purem Egoismus keine Kinder bekämen. Implizit wird dabei Elternschaft mit Altruismus verknüpft. Wimmer-Puchinger (1997) nennt jedoch genau umgekehrt ausschließlich selbstbezogene Gründe für einen Kinderwunsch, wie Bereicherung, Freizeitorientierung oder auch narzißtische Selbsterweiterung. Auch Peuckert (1996) beschreibt den "neuen kindorientierten Typ", der sich Kinder als "Mittler" für Selbstverwirklichung wünscht, wobei emotional-affektive, eher egoistische Aspekte des Kinderwunsches im Vordergrund stehen (Höpflinger,

1997).¹⁸ Offensichtlich bedarf es also einer genaueren Analyse bei der Ableitung von Einstellungen oder Eigenschaften aus Verhalten.

Auch die demographischen Angaben über Alleinlebende und Ledige sagen nicht viel über ihre Beziehungen aus: Der Familienstand ist als Prädiktorvariable für Beziehungsnetze unerheblich (Bertram, 1995b; s. auch Punkt 2.1.1.). Bertram (1995b) gibt hier beispielsweise bei Scheidungswilligen zu bedenken, daß ihnen nicht einfach eine generelle Unsicherheit in ihren privaten Beziehungen unterstellt werden könne. Vielleicht wollen sie sich gerade aus dem Grund, daß sie sich mehr Gedanken über ihre Beziehung machen und zu dem sicheren Entschluß gekommen sind, daß diese Beziehung eben nicht tragfähig ist, scheiden lassen.

Für die Einstellung von Singles greift diese Argumentation ebenso: Nur weil Singles keine feste Partnerschaft haben, heißt dies nicht unbedingt, daß sie einer Partnerschaft keinen Wert zumessen - vielleicht ist ihnen die Qualität einer Partnerschaft so wichtig, daß sie sich eine Bindung reiflich überlegen. Eine bei gesteigerter Wahlfreiheit und ebenfalls ausgeprägter Selbstreflexion nicht unwahrscheinliche Vermutung. Inwieweit eine subjektiv wahrgenommene Wahlfreiheit ihre Handlungen steuert, bedarf der Überprüfung; zumindest unfreiwillige Singles könnten an ihrer Wahlfreiheit zweifeln. Bertram (1995d) verweist in diesem Zusammenhang mit Durkheim auf den Gedanken, daß "der Rückgang der Verbindlichkeit bestimmter gesellschaftlicher Normen [...] zu einem verantwortlichen Handeln der Subjekte auf der Basis eigener Einsicht führen kann" (S. 208).

1.5.3.4 4.) Gibt es überhaupt eine Individualisierung und Pluralisierung?

Individualisierung und Pluralisierung sind zwar zu gängigen Schlagworten der Gesellschaftsdiagnose geworden, die empirische Beweislage ist jedoch bis heute recht dünn. Rekurriert wird vor allem auf die wachsende Zahl unehelicher Kinder, Scheidungs- und Eheschließungszahlen (z. B. bei Beck-Gernsheim, 1994).¹⁹ Bertram (1997) entlarvt diesen

¹⁸ Das Eltern-Kind-Verhältnis ist eher intensiver geworden und der Anspruch einer intensiven Elternschaft gewachsen. Dies spiegelt sich auch in den sinkenden Geburtenzahlen wider, die zu Lasten eines dritten oder vierten Kindes gehen, um sich wenigen Kindern mit mehr Aufmerksamkeit (sozialer und finanzieller) widmen zu können; die Anzahl Kinderloser ist nicht gestiegen. Bien (1996) bemerkt dazu, "eine unterstellte Kinderfeindlichkeit oder Gefühlskälte gegenüber Kindern läßt sich nur als Kontrast zu einem gewünschten Ideal feststellen, nicht im Vergleich über die Zeit oder im Vergleich mit unseren europäischen Nachbarn." (S. 9).

¹⁹ Andererseits wird aber gerade der Individualismus als geradezu notwendige Voraussetzung für die romantische Liebe zu einem Partner analysiert (Dion & Dion, 1996); schließlich ist die Ehe nach dem bürgerlichen Liebesideal das Resultat einer individualisierten Gesellschaft. Dasselbe Argument gilt für die Entscheidung, Kinder zu bekommen.

Beleg als wenig plausibel, "weil sie implizit davon ausgeht, daß die Entscheidung für Ehe und Familie traditionsgebunden sei, nicht aber individualistisch, während eine Entscheidung gegen Ehe und Familie die Orientierung auf individualistische Selbstverwirklichung dokumentiere." (S. 373). Huinink und Wagner (1998) weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, daß Individualisierung keineswegs zwangsläufig zu Pluralisierung führen muß: Eine größere Zahl von "erlaubten" Lebensformen muß nicht auch zu tatsächlich gelebten führen, zumal nicht alle gleich attraktiv sind. Neue Normen und Zwänge können den Zugang zu den verschiedenen Lebensformen regeln und außerdem kann die Individualisierung genau zu den Lebensformen führen, die es ohnehin schon gegeben hat. Lüscher (1997a) bemerkt, daß bei der Pluralisierungsdebatte allmählich eingesehen wird, "daß zwischen der normativen Bewertung von Lebensformen und ihrer statistischen Häufigkeit unterschieden werden muß." (S. 269) Die Frage ist, ob überhaupt eine Individualisierung und Pluralisierung nachzuweisen ist; beide könnten auch reine Konstruktionen der Wissenschaft seien (Nave-Herz, 1997; s. Punkt 1.5.4.); Bertram (1995) faßt polemisch zusammen, daß es so aussieht, als hätten die Theoretiker der Moderne die Ergebnisse der empirischen Forschung recht gründlich ignoriert.

Sollen Individualisierung und Pluralisierung empirisch nachgewiesen werden, muß zunächst expliziert werden, welche Merkmale zur Operationalisierung herangezogen werden können. Zunächst einmal muß festgelegt werden, welche Lebensform als Familienform gelten soll, welche als andere Lebensform. So kommt es allein auf den Blickwinkel an, ob ein partnerloser Single mit Kind als Ein-Eltern-Familie (aus Sicht der Familienforschung) oder als Single ohne Partner (aus Sicht der Paarforschung) zählt - es bleibt jedoch dieselbe Person mit ein und derselben Lebensform). Je nachdem wird man eher zu einer Ausdifferenzierung nur der familialen oder aller Lebensformen gelangen. Zudem ist die potentielle Pluralität größer, je differenzierter die Merkmale sind, aus denen auf sie geschlossen wird; Lüscher, 1997a;²⁰. Bei einem weiten Familienbegriff (z. B. bei Vascovisc, 1997), in den auch nicht-eheliche Lebensgemeinschaften mit Kind und Ein-Eltern-Familien integriert sind, erscheint die Familie nach wie vor als dominante Lebensform (s. Kap. 1.3.). Zwar muß die institutionalisierte Ehe einen Bedeutungsverlust hinnehmen, aber eben nicht die

²⁰ Allein die gestiegene Berufstätigkeit der Frauen, die Migration aus dem außereuropäischen Ausland, die Wiedervereinigung, und die Betrachtung unterschiedlicher Generationen führt dabei ganz automatisch zu mehr Pluralität (Bertram, 1997, 1995).

Familie²¹ (Vascovics, 1997). "Neue" Familienformen sind nicht auszumachen und auch eine quantitative Verschiebung zwischen den verschiedenen Familienformen im historischen Vergleich ist kaum festzustellen (Nave-Herz, 1997, vgl. Kap. 1.4.). Umgekehrt kommt eine Analyse, die auf die einzelnen Konstruktionselemente von Lebensformen wie Partnerstatus, Elternschaft, Berufsstatus und Haushaltsform fokussiert, zu dem Ergebnis einer Pluralisierung sowohl hinsichtlich nicht-familialer wie auch familialer Lebensformen, die aufgrund der "Strukturstarre" der Familie mit ihrer Unvereinbarkeit von Familie und Beruf²² insbesondere bei Frauen zu Brüchen und Diskontinuitäten führt (Strohmeier; 1997). Andere erkennen in der Individualisierung dagegen vor allem ein männliches (und großstädtisches) Phänomen (Meier, 1994).

Unklar ist auch, ob eine beobachtete Pluralität eine Pluralisierung von Lebensformen darstellt oder eine Pluralisierung des individuellen Lebenslaufes widerspiegelt: Gibt es tatsächlich mehr verschiedene Lebensformen oder durchläuft der einzelne einfach mehr verschiedene Lebensphasen? Das bedeutet, daß verschiedene Lebensformen keine Gegenwürfe wären, die von mehr oder weniger individualisierten Individuen mit verschiedenen Positionen, Einstellungen oder Eigenschaften vielleicht auch als Ergebnis einer unterschiedlichen Sozialisation eingenommen werden, sondern einfach Indikatoren verschiedener Lebensphasen sind oder umgekehrt, in verschiedenen Lebensphasen andere Lebensformen gelebt werden. Die Individuen unterscheiden sich dann nicht prinzipiell, sondern höchstens in der aktuellen Zustandsbeschreibung. Dies führt zur der Frage, inwieweit verschiedene Lebensformen überhaupt ein gutes Differenzierungskriterium sind, will man etwas über interindividuelle Differenzen aussagen. Diese Überlegungen sollen einen zentralen Aspekt in der Fragestellung der vorliegenden Arbeit bilden.

Es scheint also insgesamt eher eine Frage der Definition des Untersuchungsobjektes zu sein, ob eine Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft empirisch festzustellen ist. Dabei kommt es auf die Perspektive an, ob man mögliche Entwicklungen als Zerfall beklagen oder als Wandel hin zu neuen Formen begrüßen möchte. Für die Singles, die sich

²¹ Nave-Herz (1997) stellt fest, daß die Ehe zwar als "kulturelles Selbstverständnis für Familie auf der normativen Ebene abgenommen hat", faktisch jedoch gerade wegen einer Familiengründung (geplant oder bereits realisiert) geheiratet wird.

²² Strohmeier (1997) weist auf den Zusammenhang von gesellschaftspolitischen Richtungsvorgaben in Form von Kinderbetreuungseinrichtungen und der Berufstätigkeit von Frauen hin. Deutschland scheint aus diesem Grund in Europa einen Sonderweg in Richtung einer Polarisierung der Lebensformen einzuschlagen - weiter bestehende "Normalfamilien" mit traditioneller Arbeitsteilung auf der einen, kinderlose Berufstätige auf der anderen Seite.

altermäßig in der Familienphase befinden bleibt zu fragen, ob ihre aktuelle Lebensform vielleicht nur eine von vielen temporären Phase darstellt. Dies würde aber auch umgekehrt bedeuten, daß Nicht-Singles auch schon einmal Singles waren. Daher müssen sich Singles und Nicht-Singles nicht unbedingt grundsätzlich unterscheiden, sondern wenn, dann vielleicht nur in der aktuellen Zustandsbeschreibung. Dann wiederum ist es fraglich, ob die Lebensform Single als Kennzeichen einer Individualisierung ihrer Mitglieder gewertet werden kann. Ist also die Lebensform Single überhaupt so "anders", wie behauptet wird?

1.5.3.5 5.) Sind Individualisierung und Pluralisierung tatsächlich neue Trends?

Individualisierung und Pluralisierung werden gemeinhin als "neue" gesellschaftliche Trends gehandelt. Dabei reicht der Blick in der Regel kaum weiter als bis in die 50er Jahre. Die Frage ist jedoch, ob der Sachverhalt der Individualisierung tatsächlich historisch neu ist und ob es in den letzten Jahrzehnten wirklich einen nicht vergleichbaren Individualisierungsschub gab. Auch die Wahlfreiheit und die Handlungsoptionen, die Menschen in früheren Zeiten zur Verfügung standen, müssen untersucht werden. Dazu bedarf es dezidierter historischer Vergleiche, die jedoch, da sie schwierig durchzuführen sind, häufig gar nicht erst versucht werden (s. Kap. 1.4.).

Individualisierungstrends lassen sich, wenn überhaupt, höchstens im Vergleich mit der Nachkriegszeit veranschlagen (vgl. Punkt 1.3.4.). Generell taugt aber die deutsche Nachkriegszeit kaum für einen gültigen Vergleich mit vergangenen Epochen und berechtigt auf keinen Fall zur Annahme einer linearen Entwicklung in den Zeiten davor. Die Epoche der 50er Jahre gilt als historische Ausnahmesituation, was der Beiname "the golden age of marriage" ausdrückt. In der vergleichenden Familiengeschichte wird sie als Besonderheit gehandelt, vor allem aufgrund des ungewöhnlich niedrigen Heiratsalters und der stark verbreiteten Familienideologie (s. Kap. 1.4.). Ähnlich verstellt die Industrialisierung den Blick auf die Verhältnisse in vorindustriellen Zeiten. Es ist ein bekanntes Phänomen, daß aktuelle Analysen sehr differenziert sind, weiter zurückliegende Epochen hingegen grob vereinfacht zusammengefaßt werden. Auf diese Weise läßt sich leicht ein Trend ausmachen, den es so vielleicht gar nicht gegeben hat.

Als Beleg für die familiäre Auflösung wird u. a. die Entwicklung von der Groß- zur Kleinfamilie herangezogen. Nun ist es aber erstens, wie im Kapitel zur historischen Entwicklung dargestellt, keineswegs so, daß die Kleinfamilie an sich neu ist, und zweitens muß eine kleine Familie mit weniger Kindern nicht bedeuten, daß diese unwichtiger werden, sondern

vielleicht gilt gerade das umgekehrte - gerade weil der Wunsch besteht, sich seinem Kind intensiv zu widmen, muß die Anzahl begrenzt bleiben (Nave-Herz, 1989).

Die historische Betrachtung der Lebensformen offenbart aber auch für frühere Zeiten eine erstaunliche Variationsbreite und auch Bastelbiographien hat es schon immer gegeben: Anstelle der Verwitwung treten heute Trennung und Scheidung (vgl. auch Punkt 1.2.3.), sind es heute neu zusammengesetzte soziale Familien, waren es früher verheiratete Stiefeltern, ist es heute die Alleinerziehende, war es früher die junge Witwe mit Kindern.²³

Insgesamt kommen Bien und Bayer (1996) nach der Analyse von Eheschließung-, Scheidungs- und Geburtenziffern, sowie dem Heiratsalter und dem Alter der ersten Geburt zu dem Fazit, daß sich in den letzten hundert Jahren zwar viel am innerfamiliären Leben geändert hat und z. B. Kinderlosigkeit, Eltern-Kind und Partnerbeziehungen heute etwas anderes bedeuten als damals, jedoch an den Kennziffern relative Stabilität abzulesen sei und keinesfalls dramatische Befürchtungen rechtfertigen (s. auch Punkt 1.3.4.). Vaskovics (1997) stellt dazu fest: "Was sich geändert hat, sind die stärkere Verbreitung und Besetzung von Familienformen, die um die Kernfamilie herum schon früher entstanden waren und die normative Legalisierung dieser Familienformen" (S. 25).

Die Rede vom Untergang der Familie und vom kometenhaften Aufstieg der Lebensform Single scheint so kaum gerechtfertigt zu sein. Differenzierte Aussagen, die stärker das Beziehungsgefüge beleuchten, erscheinen angemessener, als rein bevölkerungsstatistische Kennziffern. Meier (1994) bemerkt ergänzend dazu, daß auch das 'Krisengeschrei' um die Familie nicht neu sei und immer schon gerne in Zeiten des sozialen Wandels angestimmt wurde. So gab es schon zu Beginn des letzten Jahrhunderts eine Diskussion um die Zerrüttung der Familien aufgrund von tatsächlichen oder vermuteten sexuellen Ausschweifungen, Kirchenaustritten, wachsenden Scheidungsziffern aufgrund des neu eingeführten Zerrüttungsprinzips und verstärkter außerhäuslicher Erwerbstätigkeit der Frau (Bien, 1996).

1.5.3.6 6.) Gibt es die Individualisierung und Pluralisierung in allen gesellschaftlichen Schichten?

Die Thesen von der Individualisierung und Pluralisierung diagnostizieren einen gesamtgesellschaftlichen Trend. Doch gilt dies für alle gesellschaftlichen Schichten und Milieus glei-

²³ Auch hier kann wieder auf die Märchen der Gebrüder Grimm verwiesen werden, die die Variationsbreite früherer Lebensformen widerspiegeln.

chermaßen? Einige Autoren (u. a. Burkart, 1993a; Peuckert, 1996; Meier, 1994) vermissen bei der allgemeinen Tendaussage die Berücksichtigung sozialstruktureller Segmentierung. Meier (1994) faßt pointiert zusammen, daß "die Individuen nicht kreuz und quer durch die neuen Risiko- und Möglichkeitsfelder schießen und auch nicht lediglich als vereinzelte Sozialnomaden nur flüchtige Verbindungen jenseits makrostruktureller Gegebenheiten eingehen, um sich sogleich wieder aufzulösen" (S. 11). Ihr zu folge variieren Individualisierungs- und Pluralisierungstendenzen bildungs- schichts- und geschlechtsabhängig (was übrigens wohl schon immer so war, s. Punkt 1.4.2.).

Was laut Strohmeier (1997) für den Vergleich verschiedener europäischer Länder gilt - "Die Pluralisierung der privaten Lebensformen gibt es überall, aber überall hat sie ein anderes Gesicht, und überall betrifft sie die Familie in unterschiedlicher Weise." (S. 294) -, kann auch für den innerkulturellen Vergleich verschiedener sozialer Schichten und Milieus gelten: Das was ähnlich aussieht - die Pluralität - muß nicht aus gleichen Traditionen oder Ideologien herrühren. So scheint die festgestellte Pluralität in der Unterschicht eher auf Resten auseinandergebrochener Familien - nicht zuletzt wegen schwieriger sozialer Bedingungen - zu beruhen und damit eher Indiz einer sozialen Desintegration zu sein, während die Pluralität in der Mittelschicht hingegen eher Ausdruck von echten Individualisierungstendenzen zu sein scheint. Schlemmer (1994) analysiert z. B. für die neuen Bundesländer, daß der dort beobachtete (wenngleich schwächere) Trend zur Versingelung nicht einfach "rückständiger" zur Entwicklung im Westen zu sein scheint, sondern grundsätzlich anderer Natur ist: im Osten pendelt das Singularisierungsphänomen um die "Wertestruktur von Familie und bedeutet keinen kulturellen Gegenentwurf" (S. 88). So stellen im Osten vor allem geschiedene Frauen mit Kindern die partnerlosen Singles, also Frauen, die durchaus eine Familie gegründet haben, aufgrund der häufig erfahrenen Überlastung dann aber "ausgestiegen" sind. Festzuhalten ist: *Das, was gleich aussieht, muß nicht gleich sein oder gleiche Ursachen haben.*

Peuckert (1996) kommt wie Strohmeier (1993) zu dem Schluß, daß individualisierte Lebensformen am ehesten in der gebildeten und höherqualifizierten Mittelschicht zu finden sind (der individualisierte Paartyp und der berufstätige Single), die Unterschicht hingegen nach wie vor Träger eines traditionellen Lebensstils ist (Hausfrauenehe und Familie). Burkart (1993a) betont, daß die verfügbaren Optionen und Wahlfreiheit an strukturelle Bedingungen (wie Bildung) und soziale Faktoren (wie das Milieu) gebunden sind. So scheinen eingeschränkte biographische Optionsspielräume mit einer stärkeren Familienorientierung

im individuellen Lebenskonzept einherzugehen (Strohmeier, 1997). Allerdings konnte die Bildungsabhängigkeit zumindest der Pluralisierung nicht empirisch nachgewiesen werden (Huinink & Klein; 1998). Gleichzeitig kann eine Pluralität durchaus auch ohne bewußte Wahlfreiheit entstehen, wie Burkart (1993a) am Beispiel schwarzer Teenager-Mütter argumentiert. Strittig ist, ob - wie die Individualisierungsthese prognostiziert - in absehbarer Zeit alle sozialen Schichten und Milieus von diesem Trend durchdrungen werden, oder ob eine sozialstrukturelle Segmentierung weiter bestehen bleibt bzw. sich noch verstärkt (wie Burkart, 1993a, vermutet).

Singles wären dem zu folge gemessen an Handlungsspielräumen eher in höheren Schichten zu erwarten, jedoch könnten auch in unteren Schichten Personen ohne Partner leben. Zu erwarten wäre, daß sich diese Singles hinsichtlich der Bewußtheit der Wahl ihrer Lebensform unterscheiden, wenngleich sich vermutlich unabhängig von der Lebensform die Selbstreflexivität aufgrund von Bildung und strukturellen Bedingungen in unterschiedlichen Schichten unterscheidet.

1.5.4 Nachtrag: Von der Entdeckung des Singles oder der Konstruktion einer Lebensform

Elisabeth Beck-Gernsheim (1994) beschreibt die Konstruktion von Normalität. Sie meint damit das Bild der traditionellen Kleinfamilie, das trotz widersprüchlicher Beobachtungen aufrechterhalten wird. Aber gibt es nicht auch genauso eine Konstruktion des "Unnormalen"? Der Single, als "neue" Lebensform, als Gegenentwurf zum Normalen bietet sich als Projektionsfläche für alles an, was an utopischen oder apokalyptischen Zukunftsentwürfen von Freiheit, Gleichheit und Selbstbestimmung des Individuums in einer gerechten Welt inklusive feministischer Befreiungsideale und Sinnsuche 'umherspukt'. Zwei (vielleicht auch zusammenwirkende) Verdachtsmomente sollen in diesem Zusammenhang geäußert werden:

- a) Ist der Single eine akademische Schimäre?
- b) Haben die Medien den Single erfunden?

1.5.4.1 a) Sind Singles eine (akademische) Schimäre ?

Die Individualisierungsthese wurde vielfach so begeistert aufgenommen, daß Friedrichs (1998a) die Vermutung äußert, diese entspräche eher einem Zeitgeist als einer wissenschaftlichen Hypothese. Was für die konstatierte "Versingelung" der Gesellschaft gilt, kann auch der Beweisführung zum Niedergang der Familie angelastet werden kann: Sie wird aus Akademikersicht, vorwiegend geisteswissenschaftlicher, und soziologischer Sicht

geführt, und bleibt auf diese Gruppen bezogen (Burkart, 1995). Man hat sich sozusagen selbst analysiert und für die Gesellschaft insgesamt gehalten; der übrige Teil der Bevölkerung wurde sträflich vernachlässigt (Bertram, 1995d, zitiert in diesem Zusammenhang das Ergebnis einer Studie, nach der Sozialwissenschaftler mit die höchste Scheidungsquote von allen aufweisen),

Vaskovics (1997) stellt fest, "daß zwischen der Anzahl familienbezogener Publikationen und den empirischen Forschungsprojekten eine zunehmende Diskrepanz besteht und Nave-Herz (1997) hebt hervor, daß bevor Entwicklungen wie die sinkende Ehequote (und dies gilt m. E. auch für die Singles) überhaupt von der Wissenschaft wahrgenommen wurden, bereits eine breite öffentliche Debatte in den Medien darüber geführt wurde, so daß die Wissenschaft heute vor dem Problem steht, sich nicht nur mit einem recht neuen Phänomen, sondern auch mit seinen "massenkommunikativen Deutungsmustern" (Nave-Herz, 1997, S. 43) auseinanderzusetzen zu müssen.

So spricht Lüscher (1997a) in Bezug auf die Behandlung des Themas in der Öffentlichkeit von "familienrhetorischen" Aspekten des Konzepts der Pluralität. Sowohl "Verteidigern" wie "Kritikern" der Familie wirft er eine konstruktivistische Argumentation vor, beide bemühten Texte, Bilder und Reden, um "'die' Familie bzw. spezifische Formen von Familie (bzw. familiale Verhaltensweisen) in expliziter, bisweilen impliziter Weise öffentlich zu bewerten und sie als vorbildlich oder unerwünscht darzustellen" (S. 53). Er zeichnet nach, wie in der öffentlichen Debatte, "faktisch eine Form [die der Familie] als Norm" suggeriert, und "die vielfältigen Aktualitäten auf ein einziges Leitbild von Familie projiziert" werden (S. 52). Die Familie wird dabei zur "natürlichen" Lebensform erklärt, also als die "richtige", so daß Alternativen daran abgewertet werden können (vgl. Punkt 1.2.1.). Die Familie wird zum Wert an sich erklärt, mit restaurativen Ambitionen.

Dies trifft m. E. besonders auf die Positionierung zur Lebensform Single als Negation der Familie bzw. dem Ideal davon zu, wobei sich gleichermaßen Nicht-Singles und Singles selbst, Kritiker wie Verteidiger daran beteiligen. Ebenso wie der Zerfall der Familie mit Rückblick auf vergangene "goldene Zeiten" mit dem Klischee der mehrere Generationen umfassenden Großfamilie aus politisch-restaurativen Gründen beklagt wird, so ist auch die Entdeckung des Singles nicht frei von gesellschaftspolitischer Ideologie. Dazu werden

wissenschaftliche Beiträge nicht nur familienrhetorisch instrumentalisiert²⁴ (Lüscher, 1997a), sondern sind auch selbst leider nicht frei davon (so z. B. der Beitrag von Opaschowski, 1994, "Singles: Die Hätschelkinder der Konsumgesellschaft").

1.5.4.2 b) Die Entdeckung des Single durch die Medien

Nach der '68er Revolution, die sexuelle Befreiung, Selbstbestimmung und alternatives, unkonventionelles Leben propagierte, wurde der Single in den 70ern öffentlich entdeckt. War er oder gerade sie zunächst eher in der links-alternativen Szene zu finden, dem Rest der Gesellschaft höchst suspekt und konnte allenfalls Kritik oder Mitleid ernten, wuchs in den 80er sein Ansehen ungemein (Faludi, 1995). Die Yuppie-Kultur favorisierte den leistungsstarken, ungebundenen, flexiblen Einzelgänger, der sich unbelastet von sozialen Verpflichtungen durch "stählerne Börsen-Welten" individuell designat nach oben arbeitete. Die 90er machten den Single populär als Inbegriff hedonistischer Lebensart, das "Lustprinzip Single" (Focus; 46/98) galt als Freiheit pur²⁵. Das Spektrum des öffentlichen Singles reicht heute vom "unternehmungslustigen Jet-Set-Typen, vom karriere-orientierten Yuppie bis hin zur Chips-knabbernden, fernsehstüchtigen Couch-Potatoe, von dem - elterlichen Komfort schätzenden - Nesthocker bis zur alleinerziehenden Sozialhilfeempfängerinnen" (Pohl, 1994, S. 47).

Der Single scheint die mediale Welt erobert zu haben oder die mediale Welt ihn (Müller, 1994). Auf jeden Fall steht er im dringenden Verdacht, ein mediales Konstrukt zu sein. "Das medial produzierte Single ist auf Freiheit und grenzenlosen Genuß orientiert, es ist selbstbezogen, konsumfreudig und unabhängig und paßt sich nicht in Konventionen von Partnerschaft oder Ehe ein" (Müller, 1994). Nach Opaschowski (1994) ist dabei nur der freiwillige Single interessant für die Medien. Dasselbe gilt auch für viele wissenschaftliche

²⁴ Bekanntes Beispiel ist eine Ende der 80er von republikanischer Seite verbreitete und im Spiegel 1991 zitierte US-Studie, nach der College-Absolventinnen kaum noch eine Chance auf dem Heiratsmarkt hätten, die von Faludi (1995) schlichtweg als Fälschung entlarvt wurde.

²⁵ Eine Entwicklung, die sich übrigens auch am Wandel der Darstellung von Singles in der populären (Frauen)literatur ablesen läßt: auf Marilyn French's "The woman's room" oder dem deutschen "Wie kommt das Salz in das Meer", die noch eher das traurige Schicksal der verlassenen Single-Frauen beschrieben, die dann die Selbstverwirklichung jenseits der Ehe für sich entdeckten, folgten in den 80ern zahlreiche Romane, die heiter bis witzig die Suche nach der neuen Liebe beschrieben, die dann aber immer im Happy-End vor dem Traualtar endete - Hera Lind ist die etwas "verspätete Variante" -, bis die 90er schließlich mit dem boshaften Julie Burchill - Beitrag "Die Waffen der Susan Street" begannen; Nick Hornby verfolgt nun in unaufgeregter, aber sehr menschlicher Abgeklärtheit die Entwicklung aus männlicher Perspektive. Übrigens wimmelt es nicht nur in der zeitgenössischen Literatur von Singles, deren Partnerlosigkeit mehr oder weniger thematisiert wird. Erinnert sei z. B. an Sherlock Holmes, dem sein verheirateter Freund Watson zur Seite gestellt ist, Goethes Werther, Franz Biberkopf, Mutter Courage, an die Singles der griechischen Sagenwelt und die Heiligen Jungfrauen der christlichen Mythologie.

Beiträge, wie z. B. bei Mayer und Schulze (1992), die betonen, daß nur der freiwillige Typus interessant ist, "da er stärker eine 'neue Lebensform' repräsentiert" (S. 78).

Nicht ohne Grund findet sich der Single gern zur besten Werbezeit auf den Fernsehkanälen, wobei sich zwar die Werbung der Figur des Singles als Werbeträger bedient, sich aber mit ihrem von der konstruierten Figur gänzlich unterscheidenden, oft eher 'hausbackenen' Produkt an eine ganz andere Zielgruppe richtet (Müller, 1994). Müller (1994) stellt die These auf, daß sich im medialen Bild des Singles der Modernisierungsprozeß widerspiegelt - er ist *das* Sinnbild eines gesellschaftlichen Strukturwandels. Unabhängig davon, ob er so, wie er in den Medien (Werbung, TV-Love-Shows) dargestellt wird, wirklich existiert, dient er als Leitbild, an dem sich die Gesellschaft orientiert. Er steht damit nicht nur für das "Urbild der durchgesetzten Arbeitsmarktgesellschaft" (nach Beck, 1986), sondern auch für das "Bild der modernen, marktgerechten Persönlichkeit" (Müller, 1994, S. 150). Singles wie Nicht-Singles können sich am medialen Konstrukt reiben. Der Konflikt zwischen den verschiedenen Lebensweisen vom sexuell flexiblen, frei flottierenden Single und einer traditionellen Ehe und Sexualität wird offen diskutierbar, denn nach wie vor steht die Brüchigkeit der Single-Lebenswelt und die Option einer Partnerschaft mit im Raum, die Anspielung auf Sex liegt in der Luft - der eigene Lebensstil wird am Single diskursiv bestätigt und gefestigt. Dabei liegt in der Diskursivität auch etwas Zwanghaftes: Wird der eigene Lebensstil zum Objekt des Diskurses, unterliegt er immer mehr auch der Selbstbeobachtung, -bewertung und -kontrolle (Müller, 1994; dazu auch Punkt 1.5.2.). So wird das mediale Bild (der marktgerechten Persönlichkeit) des Singles immer mehr zur Norm für alle. Der Verdacht einer Standardisierung der Individualisierung entsteht (Burkart, 1995).

Was am Single "echt" und was "medial gemacht" ist, ist vielleicht unaufschlüsselbar. So stellt Opaschowski (1994) fest: *"Die Wirklichkeit hat inzwischen das Klischee [das der Single im Konsumstress lebt] eingeholt"* (S. 29; kursiv i. O.) Daneben finden sich aber auch immer Individuen, die "sich ihre Alltagswelt neben oder gar gegen medial präsentierte Lebensmuster einrichten, in anderen Traditionsgefügen, 'ihr Leben leben'" (Müller, 1994, S. 150). Die pluralisierten Lebensformen entsprechen den medial vermittelten Lebensmustern mehr oder weniger, sind mehr oder weniger davon beeinflusst. Das heißt für den Single: Ist er deckungsgleich mit seinem Bild in den Medien, kann nicht beurteilt werden, was zuerst da war. Ist er nicht deckungsgleich, kann zumindest die Möglichkeit in Betracht gezogen werden, daß er einfach so lebt, wie er lebt. Zumindest scheint es für eine

Gruppe, die so sehr im Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit steht wie die Singles schwierig zu sein, sich dem medialen Bild zu entziehen.

1.6 Der neue Single ? Zusammenfassung einer Entdeckung

Menschen, die als Einzelwesen agieren, sich nicht mehr an traditionellen Leitbildern orientieren oder von gesellschaftlichen Normen gesteuert werden und unter wechselhaften, unstabilen und widersprüchlichen Bedingungen der (post)modernen (Arbeits-)welt ihr Leben "basteln" sind für ein partnerloses Single-Leben geradezu prädestiniert. Mehrere Lebensentwürfe unter einen Hut bringen zu müssen. Beruf, Freizeit, Partnerschaft und vielleicht noch Kinder nicht nur für ein Leben, sondern für zwei arrangieren zu können und zu müssen, ist keine leichte Angelegenheit - und eine schwere Entscheidung! Als Alternative lockt ein Leben als Single ohne feste Partnerschaft. Das Problem aber gerade bei dem Single-Leben ist, daß es keine Vorbilder, keine biographischen Modelle gibt. Einige werden sich für ein Leben als Single aus freiwilligen Stücken heraus entscheiden, voll bewußt oder im Sinne einer unbewußten Anpassung an die neuen Freiheitsoptionen, andere werden dieses Leben vielleicht eher unfreiwillig aus Kapitulation vor dem Koordinationsproblem wählen oder von den Umständen hineingedrängt werden. Auf jeden Fall dürften Unsicherheiten auftreten und die Frage "War die Entscheidung die richtige?" in die Reflexion über das eigene Leben einfließen.

Erweisen sich diese Kritikpunkte als gerechtfertigt, kann das Phänomen des Singles nicht einfach als "Endprodukt" eines wie auch immer gearteten Individualisierungs- und Pluralisierungstrends gelten. Schon gar nicht können Singles als eine Gruppe von Personen gelten, die alle qua freier Wahl in ihren Zustand geraten ist. Möglicherweise handelt es sich bei den Singles um gar kein neues gesellschaftliches Phänomen und vielleicht sind sie wenn, dann nur in bestimmten Schichten und Milieus anzutreffen.

Singles sind seit kurzem nicht mehr nur ein Thema der Medien und der populären Öffentlichkeit, sondern werden zunehmend auch als Untersuchungsgegenstand in der (sozial-)wissenschaftlichen Literatur diskutiert. Hier werden vornehmlich Alleinstehende oder Alleinwohnende als Singles behandelt. Gesellschaftliche Veränderungen wie ökonomischer Wohlstand, darunter auch wohnungsbauliche Erneuerungen, Bildungsexpansion und eine zunehmende Unabhängigkeit und Gleichberechtigung von Frauen, die Lockerung der Sexualmoral bei Verbreitung wirkungsvoller Kontrazeptiva und sich möglicherweise vollziehender Wertewandel, rechtliche Verbesserungen für andere Lebensformen jenseits der klassischen Familie bei einer Veränderung der Altersstruktur der Bevölkerung haben das Bild von immer mehr Alleinwohnenden und Alleinstehenden suggeriert.

Aus Sicht der Beziehungsforschung, aber auch auf dem Hintergrund einer postulierten Individualisierung und/oder Pluralisierung sowie im Alltagsverständnis rückt aber vor allem ein anderes Merkmal in den Vordergrund: Die Partnerlosigkeit von Personen im mittleren Erwachsenenalter. Diese kann freiwillig gewählt und von größerer oder geringerer Dauerhaftigkeit sein. Dabei ist die Lebensform Single eine von mehreren nichtkonventionellen Lebensformen, die heute nebeneinander oder individuell als sich abwechselnde Lebensphasen existieren. Die genaue Anzahl von Singles ist nur schwer auszumachen - je nach Definition schwankt sie zwischen 3 und 30% einer Altersgruppe; die überwiegende Zahl der Menschen lebt nach wie vor in Familien.

Ist der Single nicht nur ein neu diskutiertes Phänomen, wird auch häufig behauptet, diese Lebensform sei an sich neu. Es wird mehr oder weniger implizit ein linearer Verlauf von der Großfamilie über die Kleinfamilie bis zum Single unterstellt, begleitet von Wehklagen über den Zerfall der Familie, einer Zersplitterung oder Atomisierung der Gesellschaft in beziehungslose Einzelwesen. Der historische Abriß offenbart jedoch, daß keinesfalls von einer linearen Entwicklung gesprochen werden kann, sondern vielmehr, daß immer und zu allen Zeiten eine Vielfalt an Lebensformen gelebt wurden - unabhängig von einem früher und vielleicht immer noch vorherrschenden Ideal einer Kernfamilie orientiert am christlichen Bild der heiligen Familie. So gab es schon immer Menschen, die nicht verheiratet waren, und aufgrund strenger Sexualmoral wohl kaum einen festen Lebenspartner an ihrer Seite hatten, also wie unfreiwillig auch immer zum Single-Leben verurteilt waren.

Ungeachtet dessen stellen die aktuellen Thesen zur Gesellschaftsanalyse einen Trend zunehmender Individualisierung und bzw. oder Pluralisierung fest, die wahlweise eine Versingelung oder eine Versäulung der Gesellschaft prognostizieren. Zentraler Punkt dabei ist die Wahlfreiheit, die besagt, daß jedes Individuum, ob männlich oder weiblich, heute seinen Lebensweg und seine Lebensform selbst und frei bestimmen kann und muß. Umstritten dabei ist, inwieweit diese Entscheidungen rational ablaufen und inwieweit sie durch strukturelle Zwänge beschränkt sind. Unklar ist auch, inwieweit das Individuum seine Wahlfreiheit überhaupt wahrnimmt und sie in Handeln umsetzt. Vermutlich ist dies auch von Schichten und Milieus abhängig. Festzustellen ist, daß bei einer breiten Diskussion um die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen der empirische Nachweis bisher auf gesamtgesellschaftlicher Ebene dünn und umstritten ist, auf individueller Ebene bisher kaum versucht wurde. So ist weder geklärt, ob überhaupt eine Pluralität zu verzeichnen ist oder inwieweit die Menschen individualisiert leben, noch ob dies in den letz-

ten Jahren zugenommen hat. Ungenügend erscheint zudem häufig die klare Unterscheidung zwischen der Frage, ob die Lebensform Single ein an sich neuartiges Phänomen ist und der Feststellung, wie viele Personen die Gruppe der Singles umfaßt und welche Personengruppen heutzutage (vielleicht im Gegensatz zu früher) Single sind. Die Vermutung liegt nahe, daß vielleicht weniger eine Pluralisierung der gesamtgesellschaftlichen Lebensformen als eher eine Pluralisierung der individuellen Lebensphasen stattgefunden hat.

Gegenwärtig werden bei der Analyse der Gesellschaft im wesentlichen zwei Entwürfe konkurrierend diskutiert. Sehen die einen einen Trend zur Individualisierung bzw. Pluralisierung, erkennen die anderen im wesentlichen ein Weiterbestehen der traditionellen Kernfamilie. Wahlweise wird der 'Niedergang' oder die 'Rückkehr' der Familie ausgerufen. Nun ist es theoretischen Entwürfen in der Regel eigen, klarer und deutlicher zu sein als die facettenreiche, empirische "Wirklichkeit". In letzterer lassen sich je nach Perspektive Muster erkennen, aus denen sich neue Trends proklamieren lassen, Variationen beobachten, die als Pluralisierung interpretiert werden können oder eine Variante als beständig herauspartialisieren - alle diese Perspektiven sind legitim. Weniger die Bewertung, welche dieser Entwürfe "richtiger" ist, sollte im Vordergrund stehen, als vielmehr ihre Zusammenführung, Ausarbeitung und Überprüfung der idealen und normativen "Realitäten" an verschiedenen empirischen. Hilfreich könnte es sein, neben den qualitativen verstärkt die quantitativen Aspekte zu betrachten. So besteht für Leisering (1998) der Prozeß der Individualisierung im wesentlichen in einer quantitativen Verbreitung ("*Universalisierung*") bestimmter sozialer Formen in der Bevölkerung [...], also in der Übertragung dieser Formen auf immer mehr soziale Gruppen [...]" (S. 71). Er vertritt die These, daß die Expansion des Sozialstaats und des Bildungswesens dazu beigetragen haben, breite Bevölkerungskreise und bisher ausgeschlossene Gruppen in den Individualisierungsprozeß einzubeziehen (Arme, Alte, Frauen).²⁶ Dies führt zur hier interessierenden Fragestellung bezüglich der Singles: Sind diese ein völlig neues Phänomen, nur ein neuartiges Phänomen, welche Kriterien führen zu welchen Aussagen und letztlich - sind sie überhaupt ein Phänomen als solche, d. h. unterscheiden sie sich von anderen Gruppen?

Damit ist der Single zwar als neue gesellschaftliche Gruppe von Wissenschaft und Medien entdeckt, mag dort auch eine Funktion als neues Leitbild oder Symbol erfüllen und ist

²⁶ Die individualisierten Individuen verlangen gleichzeitig umso vehementer nach immer mehr Sozialstaat, um sich gegen die Risiken ihrer freien Optionen abzusichern. Friedrichs (1998b) formuliert in seinem Beitrag

vielleicht auch von sich aus ins Rampenlicht getreten, ist aber noch in keiner Weise als zu anderen distinkte Gruppe "entlarvt" - weder zu anderen nichtkonventionellen noch zu konventionellen Lebensformen. Aufgabe dieser Arbeit soll es sein, zur Klärung der Frage, inwieweit der Single tatsächlich anders ist als andere in anderen Lebensformen, beizutragen.

2 Wie sind Singles? Hypothetische und überprüfte Merkmale

Viel wurde schon darüber gesagt, wie Singles seien: Singles befriedigen ihre Sehnsucht nach emotionaler Wärme und sexueller Nähe durch oberflächliche, kurzzeitige Affären, müssen sich ihre Freizeitkontakte erkaufen, sind einer narzißtischen Persönlichkeit verdächtig, sind häufiger depressiv, krank und sterben früher, verzichten auf Ehe und Kinder aus vordergründigen Motiven wie Beliebbarkeit, Unabhängigkeit, Egoismus und Hedonismus und hintergründigen Motiven der Bindungsangst, empfinden soziale Verpflichtungen als lästig und ersetzen Abhängigkeit und Bindung durch Anerkennung und Bestätigung einer coolen Clique, so daß die soziale Kälte Einzug halten kann. Diese und ähnliche Klischees darüber, wie Singles sind, finden sich nicht nur in Magazinen oder in der Populärliteratur, sondern leider auch in so manchen wissenschaftlichen Beiträgen (z. B. bei Opa-schowski, 1994). Der Versuch, diese Klischees überzeugend zu verifizieren, blieb bisher bis auf wenige Ausnahmen (z. B. Bachmann, 1992) weitgehend aus - Menschen, die im mittleren Erwachsenenalter ohne feste Partnerschaft leben, wurden bisher kaum je explizit untersucht.

Dennoch können Hinweise auf ihre spezifischen Merkmale, die sie gegenüber Personen mit einer festen Paarbeziehung abgrenzen, aus anderen Untersuchungen abgeleitet werden. Alleinwohnenden oder Alleinstehenden, mit denen die Singles als bevölkerungsstatistische Gruppe einige Ähnlichkeiten aufweisen (s. Kap. 1.3.), wurden in einigen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen vor allem hinsichtlich ihrer soziodemographischen Merkmale beschrieben. Zum anderen hat die sozialpsychologischen Paar- und Beziehungsforschung, die Geschlechterforschung sowie die Forschung zum Partnerwahlverhalten beziehungsrelevante Merkmale herausgearbeitet, die auch zur Beschreibung und Abgrenzung partnerloser Singles vielversprechend erscheinen. Dies sind Konstrukte des **Bindungs- und Liebesvermögens** (wie der Liebes- und Bindungsstil, der Romantizismus und das Streitverhalten), der **Einstellungen und Werthaltungen** (wie Einstellungen zur Geschlechtsrolle, Maskulinität und Feminität und die Soziale Dominanz Orientierung) und Merkmale des **Sexual- und Partnerwahlverhaltens** (wie spezifische erwünschte Partnerkriterien und die Soziosexuelle Orientierung).

Im Folgenden wird eine Reihe von Merkmalen vorgestellt, die den Single auszeichnen könnten und in welchen er sich von Nicht-Singles unterscheiden könnte. Es wird jeweils berichtet, was aus den verschiedenen Forschungszweigen zu jedem Merkmal bekannt ist

und begründet, warum es für die Untersuchung von Singles bedeutsam sein könnte. Die einzelnen ausgewählten Merkmale sind dabei nicht völlig unabhängig voneinander, sondern vielmehr Facetten des jeweils untersuchten Merkmalsbereiches. Da der Single auf der individuellen Ebene eine bislang kaum untersuchte Gruppe ist, habe ich mich entschieden, möglichst breit gefächert vorzugehen. Es sind Variablen ausgesucht worden, die sich direkt auf Partnerschaften beziehen, solche, die eher übergeordnete Einstellungen ansprechen, welche aber in engem Zusammenhang mit Partnerschaften stehen, und solche, die abstraktere, kulturell relevante Dimensionen repräsentieren.

2.1 Liebes- und andere Beziehungen

Daß der Mensch ein soziales Wesen ist, ist nahezu unumstritten. Gesellung wird fast einstimmig mit positivem Befinden verbunden (Brandstätter, 1983), umgekehrt werden Beziehungsdefizite begleitet von Unwohlsein, Traurigkeit, Depression bis hin zum psychischen und physischen Verfall (Buunk, 1998), Marcel Mausse spricht vom "psychogenen Tod", der Menschen ereilt, werden sie aus ihrer Bezugsgruppe ausgestoßen. Die Soziobiologie argumentiert, daß der Mensch auf Sozietät angewiesen ist, da diese sowohl das individuelle Überleben als auch die Erhaltung der Art besser garantieren (dazu auch Bowlby, 1969/1975). Andere sprechen daher auch von einem Zwang zur Gemeinschaft (Imhof, 1994).

Grundsätzlich war es dem Menschen vermutlich noch nie in seiner Geschichte möglich, so lange, stabile und verlässliche Beziehungen bzw. enge Bindungen aufzubauen wie heute (Mitterauer, 1990). Bertram (1995) kommt bei der Analyse des Beziehungsnetzes von Personen in unterschiedlichen Lebensformen zu dem Ergebnis, daß auch heute noch Langfristigkeit bei persönlichen Beziehungen angestrebt wird und eine ausnehmend hohe Beziehungskonstanz im Generationenverbund zu verzeichnen ist; so spielt etwa die Ehescheidung von Frauen kaum eine Rolle in Bezug auf eine enge Bindung an ihre Kinder. Die Unkenrufe vom Zerfall der Familie beschwören jedoch nun mehr oder weniger implizit auch einen generellen Zerfall von sozialen Beziehungen zwischen den Individuen, sehen eine "Atomisierung" (Schofer, Bender & Utz, 1991) der Gesellschaft. In einer "versingelten" Gesellschaft wird vor allem ihren Vorreitern oder Symbolträgern unterstellt, nur noch oberflächliche "Cliques"-Bekanntschaften ohne Verbindlichkeiten zu pflegen, echte Freunde und ein verpflichtendes soziales Netzwerke nicht mehr zu haben (Opaschowski, 1994). Den Klischees zufolge sind sie dabei wahlweise besonders lebenslustig und gesellig oder auch besonders eigensinnig und einsam.²⁷ Ihre definitionsgemäße Bindungslosigkeit wird dabei oft nicht allein als Beschreibung ihres aktuellen Beziehungsstatus ohne feste Partnerschaft verstanden, sondern als manifeste Eigenschaft ihrer Person. So unterstellt man ihnen, sie seien bindungsunwillig und bindungsunfähig (Opaschowski, 1994), gepaart mit dem Verdacht, sie seien oberflächlich und hedonistisch in der Liebe (z. B. bei Weber & Gaedemann, 1980) - Eigenschaften, die auch in einige der Definitionsversuche wie die des "Swinging-Single" eingeflossen sind (vgl. Punkt 1.1.1.).

²⁷ Eine Erfassung von Stereotypen, die über den männlichen und weiblichen Single existieren, läßt zwei klischeehafte Typen von Singles erkennen: Der "eigensinnig Single", der eher mit männlichen Singles assoziiert wird und der "lebenslustige Single", der bevorzugt mit dem eigenen Geschlecht assoziiert wird (Hassebrauck et al.; unveröffentlichte Studie; Universität Duisburg, Fachbereich Sozialpsychologie).

Als Begründung für die doppelte Bindungslosigkeit der Singles - die beschreibende wie die unterstellte- werden purer Egoismus und Narzißmus verdächtigt (Opaschowski, 1994) oder es werden auch schwere Bindungsstörungen in der Kindheit vermutet, die verhindern, daß diese Menschen als Erwachsene tragfähige und tiefe Bindung eingehen können (Bothmann, 1999). Allerdings wäre auch denkbar, daß Singles besonders romantische Vorstellungen von der Liebe haben, und deshalb nicht pragmatisch einfach den oder die Nächstbeste(n) zum Partner oder zur Partnerin nehmen, sondern eben lieber auf den "Traumprinzen" oder die "Traumprinzessin" warten.

Bertram (1995) wirft gegenüber geäußerten Klischees und vorschnellen Urteilen zweifelnd die Frage auf, "ob die Subjekte ihre privaten Beziehungen wirklich an diesen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen orientieren" und argwöhnt, "daß sie relativ unbeeinflusst von dem, was Soziologen diskutieren, ihr privates Leben und ihre privaten Beziehungen so gestalten oder dies zumindest versuchen, wie sie dies als Subjekte für plausibel halten." (S. 93) Anders als Beck und Giddens behaupten, sei "die Sicherheit privater Beziehungen [...] nicht an den gesellschaftlich vorgegebenen Rahmen des Familienstandes geknüpft [...], sondern aus der Sicht des Subjektes an die höchst persönlichen Beziehungen zwischen den Generationen." (S. 114).

Im folgenden soll geprüft werden, was in bisherigen Untersuchungen über Klischees und Spekulationen hinausgehend überhaupt über Bindungs- und Liebeseigenschaften des Singles herausgefunden wurde. Ist der partnerlose Single auch bindungs- und beziehungslos und hat er andere Vorstellungen von der Liebe? Nach einem Einstieg über *Lebensglück und Einsamkeit* in Abhängigkeit vom sozialen Netzwerk von Singles, folgt eine kurze Darstellung der *bisheriger Beziehungserfahrungen* und dem eventuellen *Partnerwunsch* von Singles. Anschließend wird das Konzept der *Bindung*, vorgestellt; der Bindung als eines der fundamentalsten menschlichen Motive überhaupt (Baumeister & Leary, 1995) wird ein besonderer Stellenwert beigemessen. Es folgen Ausführungen über *Liebesstile*, *Romantizismus* sowie über "Exit" - das Verlassen - als Reaktion auf Beziehungskonflikte, deren mögliche Aussagekraft für Singles herausgearbeitet wird. Damit werden sowohl Aspekte der Persönlichkeit als auch Einstellungen und Verhaltensweisen berücksichtigt.

2.1.1 Glück und Einsamkeit in Abhängigkeit von der Beziehung zu anderen

Eine glückliche Ehe bzw. Partnerschaft steht an Platz Nr. 1 der Werteskala (Datenreport 1997). Dabei wird die Vermutung aufgestellt, daß "eine hohe Glückserwartung an die Partnerschaft verbunden mit der Abschwächung normativer Verbindlichkeit [...] zu einer relativ leichten Auflösung der Beziehung [führt], aber auch zum Suchen nach einer neuen, besseren, in der das erwartete Glück schließlich gefunden wird. Der Anspruch, individuelle Glückserwartungen auch tatsächlich leben zu können, resultiert in einer hohen Partnermobilität einerseits oder im Entschluß, allein zu leben, im anderen Fall" (Goldberg, 1994, S. 7/8). Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990) konstatieren in diesem Zusammenhang: "Was heute zusammenbringt, ist nicht eine gemeinsame Sache, sondern die persönliche Glückserwartung" (S. 132). So läßt sich vermuten, daß diejenigen, die in einer festen Paarbeziehung leben, ihr Glück gefunden haben, andernfalls nicht zusammen wären; diejenigen, die keinen Partner haben, sind demnach noch auf der Suche nach ihrem Glück. Spiegelt sich dies in einer geringeren *Lebenszufriedenheit* von Singles im Vergleich zu Paaren wieder?

Die Ehe - und eine feste, stabile Partnerschaft überhaupt - ist offenbar wichtigste Determinante für das subjektive Wohlbefinden (Stroebe & Stroebe, 1994). Allerdings wirkt u. a. die Anwesenheit von Kindern, insbesondere von kleinen, modifizierend, da diese sich eher negativ auf das subjektive Wohlbefinden auswirken. Negativ scheint vor allem auch die typische "Hausfrauenrolle" ohne gleichzeitige Berufstätigkeit zu sein. Die Ehe scheint sich besonders günstig auf das subjektive, emotionale Wohlbefinden von Frauen auszuwirken, bei Männern wirkt sie sich eher auf die physische Gesundheit aus, da sie mehr Unterstützung erfahren als die Ehefrauen. Offensichtlich ist die höhere Zufriedenheit von Verheirateten nicht einfach nur ein Effekt der Sozialen Erwünschtheit, da eben auch das körperliche Wohlbefinden bei Verheirateten höher ist. Diskutiert werden als Erklärung Selektionseffekte dahingehend, daß Zufriedenere vielleicht leichter einen Partner finden, aber auch Auswirkungen der positiven Besetzung der Rolle als Verheiratete, die insbesondere für Frauen immer noch einen Statusgewinn darstellt (zusammenfassend Stroebe & Stroebe, 1994).

Dazu paßt, daß Geschiedene und vom Partner getrennt Lebende, nicht aber Alleinerziehende am unzufriedensten mit ihrem Leben sind und sich Verwitwete am häufigsten einsam fühlen. Personen mit Partner, aber ohne Kinder sind (in Westdeutschland) von allen die Zufriedensten im Hinblick auf ihr gegenwärtiges Leben und selten einsam. Waren bis-

her deutlich die Verheirateten glücklicher als Nicht-Verheiratete, scheint sich dieser Effekt langsam zu verlieren (Shostak, 1987). So sind nach Pohl (1994) die Ledigen, die dort als Singles gelten (womit aber auch alle Ledigen mit Partner eingeschlossen werden), nicht unzufrieden mit ihrer Situation. Die zufriedensten unter den Frauen sind dabei die jüngeren Ledigen ohne Kind. Im Osten führt die hohe Wertigkeit von Partnerschaft und Familie dazu, die eigene Lebensform als Single minderwertig oder weniger akzeptiert zu erleben, trotz sozialer Unterstützung.

Für das Gefühl der *Einsamkeit*, das als wahrgenommenes quantitatives oder qualitatives Beziehungsdefizit definiert werden kann (Bierhoff, 1998), ist gerade das Fehlen eines romantischen Partners ein wichtiger Faktor (Elbing, 1991). Einsame sind bei den Partnerlosen (dauerhaft Partnerlose oder Getrennte) überrepräsentiert (Marbach & Meyer, 1996). Grundsätzlich scheint aber die Mehrheit (3/4) der Partnerlosen und sogar Alleinwohnenden nicht von Einsamkeitsgefühlen geplagt, mit Ausnahme der geschiedenen Männer, die sich teilweise oder sogar ziemlich einsam fühlen (Bachmann, 1992). Einsame Befragte verfügen dabei generell über geringere Netzwerkumfänge und über einen kleineren stabilen Kern in ihren Beziehungen als Nicht-Einsame. Häufig ist der Wunsch nach mehr Kontakt auf eine Person ausgerichtet - ist dieser erfüllt, bestehen keine weiteren Kontaktbedürfnisse (Marbach & Meyer, 1996). D. h., ist ein Partner verfügbar oder wohnt man nicht allein, ist man weniger einsam. Unklar ist, ob Einsamkeit Ursache oder Folge von kleineren Netzwerken ist.

Generell sind das soziale Netzwerk, sein qualitatives Unterstützungspotential und die wahrgenommene Unterstützung wichtige Faktoren für das subjektive Wohlbefinden (Schwarzer & Leppin, 1994). Schlemmer (1994) erfaßte konkret, wer wieviele Kontaktpersonen als wichtige Sozialträger für emotionalen und kommunikativen Austausch nennt: Im Westen nennen Singles ohne Partner 5,8 Kontaktpersonen, Ehepaare 6,9, in nichtehelichen Lebensgemeinschaften Lebende 7,1 und LATs 7,4 Kontaktpersonen. Ältere haben insgesamt kleinere Netzwerke; zudem wird eine Wechselwirkung von Partnerschaft und Geschlecht deutlich: Frauen haben größere Netzwerke, wenn sie keinen Partner haben, bei Männern ist es umgekehrt. Besonders ältere Männer ohne Partnerin und Kinder leben sehr isoliert und werden an den gesellschaftlichen Rand gedrängt, was sich besonders in den neuen Bundesländern, in denen sich noch viele Menschen, in der "durch Tradition genormten Kontaktwelt von Partnerschaft und Familie bewegen", offenbart. Schlemmer kommt zu dem Schluß, daß Ledige mit Partner über große, kontinuierliche und kontakthäufige Netzwerke

verfügen, Singles ohne Partner vor allem dann, wenn sie als über 30 Jährige alleinerziehend oder geschieden sind, eher kleine Netzwerke haben. Es sieht so aus, als ob eine Partnerschaft die Stabilität der Kontaktstrukturen erhöht, gleichzeitig aber auch die Wohnsituation eine Rolle spielt. Offenbar ist dabei vor allem bei denjenigen, die ihre Lebensform wechseln (1/5 der von 1988 bis 1994 im Familiensurvey befragten wechselten ihre Lebensform, insbesondere in Richtung einer Ehe) auch mehr Fluktuation in anderen Beziehungen zu verzeichnen (Marbach, Bien & Bender, 1996).

Meyer und Schulze (1992) vermuten, daß insbesondere für partnerlose Singles ein verlässlicher Freundeskreis eine "Überlebensgarantie" (S. 99) bedeutet - er schützt vor Einsamkeitsgefühlen, sorgt für psychische Stabilität, aber auch für die Unterstützung im Alltag (z. B. bei Krankheit, der Wohnungsrenovierung oder dem Katze-Füttern, wenn man im Urlaub ist). Freundschaftsbeziehungen sind dabei nicht selten stabiler als Liebesbeziehungen - sie halten über Jahrzehnte und über wechselnde Partnerschaften hinweg. Zwei Drittel verfügen über einen "Vertrauten" (S. 101), der die wichtigste Position im Beziehungsgeflecht einnimmt, und mit dem alles Persönliche, Intime, Freud und Leid reziprok geteilt wird. Insgesamt scheinen Singles, besonders wenn sie über ein dichtes und funktionstüchtiges Beziehungsnetz verfügen, gut mit ihrer Lebensform zurecht zu kommen. Insbesondere für Alleinerziehende ist ein Freundschafts- oder Verwandtennetz sehr wichtig, gleichzeitig ist es für sie jedoch, gerade wenn sie zudem berufstätig sind, aufgrund ihrer begrenzten Freizeit schwer, ihren Freundeskreis aufrechtzuerhalten oder gar dort einen neuen Partner zu finden (Meyer & Schulze, 1992).

Schofer, Bender und Utz (1991) kommen nach einer repräsentativen Untersuchung an Alleinlebenden unter 60 Jahren zu dem Schluß, daß sich auf der einen Seite in der Tat das Bild individualisierter Einzelner abzeichnet, die jünger, besser gebildet, konfessionell schwächer gebunden und arbeitsmarktaktiver sind. Gleichzeitig kompensieren sie ihre sozialstrukturelle Freisetzung jedoch durch gesellige und kulturelle Freizeitaktivitäten (was jedoch vor allem durch die höhere Bildung bestimmt ist), so daß neue soziale, aber betont freiwillige Einbindungen der Isolierung und "Atomisierung" der Gesellschaft entgegenwirken. Damit hat der Single vielleicht andere Bindungen - eben mehr freiwillige und aktiv gepflegte, weniger strukturell bedingte - aber ebenfalls enge und wichtige Beziehungen zu anderen. So ist unklar, ob partnerlose Singles heute wirklich unzufriedener mit ihrem Leben sind als beispielsweise Ehefrauen, die inzwischen dank mangelnder Unterstützung durch den Partner und Nachlassen der ausgleichenden Wirkung des Statusgewinns, insbe-

sondere dann, wenn sie Hausfrau und Mutter sind, auch an Unzufriedenheit leiden. Wenn ja, dann scheint sowohl für die Lebenszufriedenheit als auch für die Einsamkeit weniger der Familienstand als vielmehr eine feste, stabile Partnerschaft ausschlaggebend zu sein.

2.1.2 Beziehungserfahrungen und Partnerwunsch

Singles haben per Definition keine feste Partnerschaft. Aber war das schon immer so und möchten sie, daß dies immer so bleibt? Die Frage nach den *bisherigen Beziehungserfahrungen* und dem *Partnerwunsch* von Singles ist eng verknüpft mit der Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Single-Daseins (s. Punkt 1.1.3.). Das Vorhandensein eines Partnerwunsches von Singles würde die postulierte Individualisierung, die sich nicht nur in der Beziehungsform, sondern auch in den Köpfen wiederfinden soll, relativieren, das Vorhandensein von Ex-Partnern würde das Verständnis von Lebensformen als Lebensphasen untermauern. Wünschen sich Singles also insgeheim oder offen doch einen Partner? Und wären Menschen mit einer festen Partnerschaft vielleicht auch gern mal allein und ohne feste Bindung? Denkbar wäre dies, wird doch das Leben als Single z. T. auch sehr positiv dargestellt und mit Freiheit, Fröhlichkeit und Abwechslungsreichtum assoziiert, so daß es auch für momentane Paarpersonen eine attraktive Alternative darstellen könnte. Die von der Individualisierungs- und Pluralisierungstheorie propagierte Optionsvielfalt, die eben zur Versingelung und/oder Pluralisierung führt, sollte sich auch in der Aufwertung von Alternativen bemerkbar machen.

Dem Familiensurvey 1994/95 zufolge hatten insgesamt 11% aller 18-61 Jährigen keine Partnerschaftserfahrung (Schneider, 1996), die meisten hatten im Leben bisher 1-2 feste Partnerschaften (61% lebten in ihrer ersten Partnerschaft.). Dementsprechend geben auch nur wenige partnerlose Alleinlebende an, noch nie eine feste Partnerschaft gehabt zu haben (Bachmann, 1992). Die Mehrzahl der aktuellen Singles hatte bereits Beziehungen, insbesondere im Stil der LATs, wenngleich diese nicht allzulange gedauert haben. Einige haben auch schon in einer nichteheliche Lebensgemeinschaft mit einem Partner zusammengewohnt, ein Drittel hatte bereits eine Ehe hinter sich (Bachmann, 1992).

Nur eine kleine Minderheit von partnerlos Alleinlebenden (15%) ist nicht an einer festen Bindungen interessiert und strebt eine dauerhafte Partnerlosigkeit an. Am klarsten äußern sich ledige Väter, die sich zu 29% gegen eine feste Beziehung aussprechen (Nave-Herz & Krüger, 1992). Unter den "Bindungsdesinteressierten" finden sich zum einen "radikale" Singles, die sich überhaupt nicht mit Liebe, Sex, Partnerschaft und Partnerwahl beschäfti-

gen wollen und solche, die temporären Liaisonen nicht abgeneigt sind, ohne dabei eine feste Bindung anzustreben, wobei auch diese Sexualpartnerschaften von erstaunlicher Konstanz zu sein scheinen (Bachmann, 1992).

Mehr als die Hälfte aller partnerlosen Unverheirateten beantworten die Frage nach einem Partnerwunsch mit einem "käme darauf an". Der Partnerwunsch ist bei den Männern größer (mit Ausnahme von jungen Frauen) und nimmt grundsätzlich mit zunehmendem Alter ab. Trotz durchaus vorhandenem Partnerwunsch sehen nur ein Fünftel in der traditionellen Ehe die für sie ideale Lebensform (Nave-Herz & Krüger, 1992). Mehr als die Hälfte der von Bachmann (1992) befragten partnerlos Alleinlebenden gibt zumindest teilweise "ungebunden zu leben" als Lebensentwurf an. Ihr Anspruch an eine neue Beziehung ist hoch - wenn sie sich binden sollten, dann nur unter der Bedingung weitreichender Unabhängigkeit und Freiheit. Insbesondere die überkommenen Rollenverhältnisse der Geschlechter werden abgelehnt, wobei gleichzeitig "persönliche Autonomie" und "Intimität/Nähe" gewünscht wird. Zwar sind gerade die weiblichen Singles nach wie vor stark an den Idealen von Zweisamkeit und fester Bindung orientiert, stehen jedoch der realen Ausgestaltung dieser Ideale skeptisch gegenüber (Bachmann, 1992) und messen ihrer z. T. erst neu gewonnenen Selbständigkeit eine hohe Bedeutung bei (Meyer & Schulze, 1992). Auch die männlichen Singles haben Bindungswünsche, sind aber gleichfalls skeptisch, was die Verwirklichung betrifft, da eine Partnerin ihr starkes Bedürfnis nach Autonomie, das sie nicht durch emotionale Verbindlichkeiten oder emotionaler Verantwortung gegenüber einer Partnerin eingeschränkt sehen wollen, tolerieren müßte. Als Barriere dafür, eine manchmal gewünschte feste Partnerschaft zu leben, nannten sie auch die eigene mangelnde Bereitschaft sich zu öffnen und Gefühle zu zeigen, hielten sich für zu introvertiert und zu wenig selbstbewußt, um jemals eine Frau kennenzulernen. Negative Erfahrungen mit Partnerschaften waren für beide Geschlechter bedeutend, die eigene Unabhängigkeit wichtiger positiver Bestandteil des Single-Lebens.

Allen voran sind es die ledigen akademisch gebildete Männer, aber auch die geschiedenen Frauen, die das Bedürfnis nach persönlicher Freiheit hervorheben. Ganz anders die geschiedenen Männer, die nicht nur am stärksten unter Einsamkeit leiden (s. o.), sondern fast alle eindeutig Wert auf eine neue feste Partnerbindung auch ohne persönliche Autonomie legen. Der Bindungswille ist also nicht nur vom Geschlecht, sondern auch von der biographischen Erfahrung abhängig. Es sieht so aus, als ob insbesondere die Frauen, die sich aus der Ehe, also einer traditionellen Partnerbindung gelöst haben, Vorreiter einer echten Indi-

vidualisierung seien, schlicht ihre neue Freiheit genießen und skeptisch gegenüber neuen Bindungen sind.

Die weiblichen und viele männliche Singles sind sich also offenbar einig in ihrem grundsätzlichen Bindungswunsch bei neu definierten Beziehungsverhältnissen, wobei die geschiedenen Frauen von allen relativ am wenigsten an einer neuen Bindung interessiert sind. Entgegengesetzt dazu wünschen sich viele geschiedene Männer einfach eine neue Beziehung unter wenig geänderten Vorzeichen. Interessant wäre hier eine Verifikation der Geschlechtsrolleneinstellung - es kommt der Gedanke auf, daß eine überkommene Rollenverteilung von Männern mehr geschätzt wird als von Frauen. Inwiefern diese Besonderheiten jedoch auf alle Singletypen zutreffen oder auch bei Nicht-Singles in gleicher Weise anzutreffen sind, ist unklar.

2.1.3 Bindung

Sind Aussagen über das Bindungsvermögen von Singles in populistischen Beiträgen zumindest oberflächlich betrachtet weit verbreitet, sind die wissenschaftliche Befunde dazu bisher recht mager. Im folgenden wird ein Konzept der **Bindung** beschrieben, das bisher vor allem in Untersuchungen über Partnerschaften Eingang gefunden hat - die Bindungstheorie nach John Bowlby und ihre Übertragung auf partnerbezogene Bindung im Erwachsenenalter. Es folgt ein kurzer Überblick über geläufige Meßinstrumente zur Erfassung der Bindung. Anschließend werden empirische Ergebnisse zu den Bindungsstilen in Verbindung mit anderen Konstrukten wie der Beziehungszufriedenheit vorgestellt; die aktuelle Diskussion um die Stabilität der Bindungsstile und ihre Konzeption als Persönlichkeitseigenschaft wird angerissen. Zusammenfassend werden Implikationen für den Bindungsstil von Singles abgeleitet.

2.1.3.1 Die Bindungstheorie

Bowlbys Beobachtung von hospitalisierten Kindern, die bei dauerhafter Trennung von ihrer Mutter keine Möglichkeit hatten, eine Ersatzbeziehung zu einer anderen, kontinuierlichen Bezugsperson aufzubauen, und die in einer Phase der Bindungslosigkeit verharren, führte ihn zu der Annahme, daß **Bindung** ebenso wie Essen, Trinken oder Schlafen zu den grundlegenden menschlichen Bedürfnissen gehört. Wie bei Tieren auch erfülle diese Bindung wichtige Schutzfunktionen. (Bowlby, 1969/1975). Er entwickelte in Anlehnung an psychoanalytische und lerntheoretische Konzepte eine Bindungstheorie, die sich zunächst auf die Beziehung zwischen dem Kleinkind und seiner engsten Bezugsperson (meist die

Mutter) bezog. Danach spiegelt der Bindungsstil des Kindes die Qualität der Interaktion wider, in der er sich gewissermaßen als Anpassungsleistung entwickelt hat (Bowlby, 1969/1975). In der Interaktion lernt das Kind, wie es sich Bezugspersonen gegenüber verhalten muß, um sie zu erreichen, und wie diese gemeinhin reagieren, so daß daraus Erwartungen an Bindungen und Interaktionen aufgebaut werden (u. a. Bretherton, 1985).

Aus seinen ersten Bindungserfahrungen entwickelt das Kind ein Schema über das Bindungsverhalten (wie Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit und Fürsorgebereitschaft) von Bezugspersonen und ein Selbstkonzept über die eigene Liebenswürdigkeit und Kompetenz, das nach Bowlby als "inneres Arbeitsmodell" (*inner working model*) gespeichert wird (Bowlby, 1969/1975). Dieses ist als kognitives Modelle gedacht, das grundlegende Meinungen in Bezug auf das Selbst, Andere und die Soziale Welt im allgemeinen enthält und als eine Art "kognitive Landkarte" (Großman et al., 1989) die Verhaltensorganisation in der Interaktion mit der Umwelt steuert. Damit macht die Bindungstheorie nicht nur Annahmen über die Interaktion selbst, sondern auch über die kognitive und emotionale Ebene von Beziehungen sowie über Persönlichkeitseigenschaften. Schon Bowlby nimmt an, daß unsichere Bindungen nicht nur ihren Ausruck in aktuellen Reaktionen, sondern auch in damit korrespondierenden späteren Persönlichkeitsstörungen finden können (Bowlby, 1969/1975).

Entsprechend der Vorstellung vom Bindungsverhalten als Anpassungsleistung und seiner Speicherung in einem "inneren Arbeitsmodell" postuliert die Bindungstheorie eine recht hohe Stabilität der frühen Bindungsmuster, die mit zunehmendem Alter immer stabiler werden und nur noch schwer oder durch intensive neue Erfahrungen zu modifizieren sind (s. u.). So sollten die in der frühkindlichen Interaktion gewonnenen Bindungserfahrungen auch die spätere Bindung an einen Partner beeinflussen (Bowlby, 1980/1983). Bei der Partnerbindungen wird allerdings eine wechselseitige und flexiblere Rollenübernahme eingeräumt und das Bindungsverhalten auch als Funktion der aktuellen Beziehung verstanden (Bowlby, 1995).

2.1.3.2 Bindungsstile bei Kindern und Erwachsenen

Ainsworth, Blehar, Waters und Wall (1978) untersuchten die Mutter-Kind-Bindung mit dem Paradigma der "Fremden Situation", das eine experimentell induzierte Trennung beinhaltet. Sie identifizierten drei Gruppen von Kindern mit unterschiedlichen Verhaltensmustern:

- **sicher** gebundene Kinder, die sich nach anfänglicher Stressreaktion leicht wieder durch die Mutter beruhigen ließen und Kontakt zu ihr suchten (66%)
- **unsicher-ambivalent** gebundene Kinder, die in der Trennungsphase zwar auch mit Trauer reagierten, sich jedoch nach der Rückkehr der Mutter ihr gegenüber ambivalent verhielten und zwischen Nähe suchen und Ärger pendelten (12%)
- **unsicher-vermeidend** gebundene Kinder, die bei der Trennung keine offene Stressreaktion zeigten und sich bei der Rückkehr der Mutter distanziert und kaum anders als gegenüber einer fremden Person verhielten (22%).

In einer kulturübergreifenden Meta-Analyse zur Verteilung dieser Bindungsstile bei Kindern fand sich der sichere Bindungsstil am häufigsten (60-70%), seltener der ängstlich-ambivalente (10-30%) und der vermeidende (10-40%) Bindungsstil (Van Ijzendoorn & Kroonenberg, 1988). Hazan und Shaver (1987) übertrugen das Konzept der Bindungsstile auf die Partnerbindung im Erwachsenenalter und fanden hier eine ähnliche Verteilung von 56% sicher, 19% ängstlich-ambivalent und 25 % vermeidend Gebundenen.

Später identifizierten Main, Kaplan und Cassidy (1985) einen vierten Bindungsstil bei Kindern in der Beobachtung unter der Fremden-Situation, den sie als **unsicher-desorientiert** gebunden bezeichneten. Kinder mit diesem Bindungsstil ließen sich keinem der anderen Stile zuordnen. Sie zeigten widersprüchliche Reaktionen zwischen intensiver Kontaktaufnahme und -vermeidung, wie Abwenden des Kopfes bei gleichzeitiger Annäherung, ungerichtete Affekte und bizarre, abgebrochene Bewegungen.

Bartholomew und Horowitz (1991) stellten in Anlehnung an Bowlbys Konzept vom positiven oder negativen Selbstbild bzw. Fremdbild eine vier-Felder-Tafel möglicher Bindungsstile von Erwachsenen auf (Abb. 2). Sie differenzieren zwischen ängstlich-vermeidenden Personen, die aus Angst vor schlechten Erfahrungen enge Beziehungen meiden und die sowohl sich selbst als auch dem Partner gefühlsmäßig mißtrauen (also sowohl ein negatives Selbst- wie Fremdbild haben) und gleichgültig-vermeidenden Personen, die kein sehr starkes Interesse an einer engen Beziehung haben, sondern ihre Freiheit, Selbständigkeit und Zufriedenheit auch ohne feste Beziehung betonen und die auf Nähe mit Unbehagen reagieren (also ein positives Selbst- aber negatives Fremdbild haben). Ängstlich-ambivalente Personen fühlen sich hin und her gerissen zwischen der Angst, nicht genug geliebt oder sogar verlassen zu werden, und dem gleichzeitig starken Wunsch

nach Nähe, der vom Partner nicht erfüllt wird (haben also ein negatives Selbst- aber positives Fremdbild). Sicher an einen Partner gebundene Personen empfinden Nähe und Intimität in einer Beziehung als angenehm, erleben wenig Angst in Bezug auf Trennung und erleben in ihrer Partnerschaft Akzeptanz, Einfühlsamkeit und Vertrauen (haben also sowohl ein positives Selbst- wie Fremdbild).

Abb. 2 Vier Bindungsstile in Abhängigkeit vom Selbst- und Fremdbild

		Fremdbild	
		positiv	negativ
Selbstbild	positiv	Sicher (Secure)	Gleichgültig- vermeidend (Dismissing)
	negativ	Ängstlich-ambivalent (Preoccupied)	Ängstlich-vermeidend (Fearful)

Abb. nach Bierhoff und Grau (1999)

Die ursprüngliche Idee Bowlbys vom inneren Arbeitsmodell wird hier in ein Modell vom Selbst und ein Modell vom Anderen gewissermaßen "umgekrempelt" und entspricht damit einer neuen allgemeinen Auffassung, die die Persönlichkeitsentwicklung von Erwachsenen entlang einer *self-dimension* und einer *other-dimension* verlaufen sieht (Blatt & Blass, 1996). Die Dimension vom Selbst sollte zu einer stabilen und positiven Selbstidentität führen, die Dimension von Anderen zu stabilen interpersonalen Beziehungen. Beide Dimensionen sind als eigenständige Entwicklungslinien gedacht, die jedoch miteinander in Zusammenhang stehen (zusammengefaßt nach Diehl, Elnick, Bourbeau, & Labouvie-Vief, 1998).

2.1.3.3 Die Erfassung des Bindungsstils bei Erwachsenen

Main et al. (1985) entwickelten ein halbstrukturiertes Interview ("Adult Attachment Interview"; AAI), bei dem Erwachsene rückblickend nach ihren Bindungserfahrungen in der Kindheit befragt werden. Aus ihren autobiographischen Erinnerungen, ihrer erwachsenen Bewertung dieser Erlebnisse und dem Stil ihrer Erinnerungsberichte (z. B. offen und kongruent) wird mit Hilfe eines aufwendigen Auswertungsschemas ihr inneres Bindungsmodell ermittelt. Als bedeutsam wird dabei auch die Kongruenz bzw. mangelnde Kongruenz zwischen den mit der Elternbeziehung assoziierten Adjektiven und den dazu produzierten konkreten Erinnerungsbeispielen - also die Übereinstimmung zwischen semantischem und episodischem Gedächtnis - gewertet. Die Klassifikation der Interviewten nach verschiede-

nen Bindungsstilen soll dabei unabhängig von autobiographischen Gedächtnisfähigkeiten, der Intelligenz sowie der sozialen Erwünschtheit sein (Bakersman-Kranenburg & Van Ijzendoorn, 1993).

Aufwendige Längsschnittstudien können auf diese Weise umgangen werden, jedoch mit dem Nachteil, den kindlichen Bindungsstil anhand von Erinnerungen zu erfassen, die den üblichen Verzerrung und selbstkongruenten Interpretationen unterliegen. Problematisch erscheint mir insbesondere die Wertung durch den Interviewer, wie angemessen, präzise, wahrheitsgetreu und verständlich die Person auf Fragen eingeht. Das Brunswiksche Linsenmodell (Brunswik, 1956) legt offen, dass die Schlußfolgerung eines Rezipienten auf einen irgendwie gelagerten objektiven Tatbestand über komplexe distale und proximale Hinweisreize, nicht nur höchst kompliziert, sondern auch voller Hindernisse und Fallen sein kann - sollte es diesen objektiven Tatbestand gerade im Bezug auf so etwas subjektives bzw. "zwischenwesenhaftes" wie Bindung überhaupt geben. Validierungsversuche der Glaubwürdigkeitsdiagnostik offenbaren, wie schwierig, fehlbar und bedingt valide solche Rückschlüsse sein können (vgl. zur kritischen Betrachtung der Analyse von "wahr" und "falsch" u. a. Bekerian & Dennett, 1992).

Alternative Methoden erfassen die Bindungsstile über eine mehr oder weniger unmittelbare Selbstzuweisung. Besondere Verbreitung hat die 1-Item-Meßmethode von Hazan und Shaver (1987) gefunden, bei der ursprünglich drei, später vier Bindungsstile beschrieben werden und die Probanden anschließend selbst entscheiden sollen, welcher von diesen am besten zu ihnen paßt. Problematisch hierbei ist einerseits die offene Selbstkategorisierung, bei der einfache Effekte von Sozialer Erwünschtheit augenfällig sind, andererseits auch die mangelnde teststatistische Güte dieses Verfahrens; interne Konsistenzen sind nicht zu berechnen, höhere Analysen aufgrund der mangelnden Variabilität nicht möglich. Bei anderen Untersuchungen über interpersonale Differenzen sind daher diskrete Klassifizierungen unüblich (Simpson, 1990).

Grau (1994/99) entwickelte für den deutschen Sprachraum einen Fragebogen zur Erfassung der Bindungsstile Erwachsener, der auf den beiden grundlegenden und in der Faktorenanalyse gut nachvollziehbaren Dimensionen der Bindung Angst und Vermeidung aufgebaut ist. Die vier Bindungsstile können anhand der Ausprägung dieser beiden Dimensionen auch typisiert werden: Niedrige Werte bei Angst und Vermeidung sprechen für einen sicheren, hohe Angst- und niedrige Vermeidungswerte für einen ängstlich-ambivalenten,

niedrige Angst- und hohe Vermeidungswerte für einen gleichgültig-vermeidenden und hohe Angst- und hohe Vermeidungswerte für einen ängstlich-vermeidenden Bindungsstil.

Erfreulicherweise konnten die mittels Selbstzuweisung erhobenen Bindungsstile auch auf der Verhaltensebene (u. a. bei der Herstellung von Nähe und bei Kooperation unter Streß) nachvollzogen werden (Banse, 1998). Zudem korrelierte die Selbstklassifikation hoch mit der Einschätzung des Bindungsstils durch Freunde und Gesprächspartner einer kurzen Konversation, nicht jedoch mit den Fremdratings von reinen, nichtinteragierenden Beobachtern (Banai, Weller & Mikulincer, 1998). Diese Befunde sprechen für eine intersubjektiv (und in diesem Sinne objektiv) übereinstimmende Wahrnehmung des Bindungsstils in echten Interaktionen.

2.1.3.4 Befunde zum partnerbezogenen Bindungsstil

Die empirische Überprüfung bestätigt Zusammenhänge von Bindungsstilen und Merkmalen der Paarbeziehung (Zusammenfassung bei Bierhoff & Grau, 1998). So korreliert ein sicherer Bindungsstil mit größerer Beziehungszufriedenheit und längerer Beziehungsdauer (Hazan & Shaver, 1987), größerer gegenseitiger Abhängigkeit, Verbindlichkeit und Vertrauen (Simpson, 1990). Ein ängstlicher oder vermeidender Bindungsstil ist mit einem erhöhten Anteil negativer Emotionen und weniger positiven Emotionen verbunden (Simpson, 1990), sicher Gebundene sind am wenigsten einsam (Hazan & Shaver, 1987). Ängstlich Gebundene beiderlei Geschlechts und vermeidend gebundene Männer waren unzufriedener mit ihrer Beziehung, nicht unbedingt aber vermeidend gebundene Frauen (Tucker & Anders, 1999). Nicht bestätigt haben sich Annahmen, daß der Zusammenhang von Bindungsstilen und Beziehungszufriedenheit auf der Art der partnerschaftlichen Kommunikation und der Wahrnehmungsgenauigkeit der vom Partner geäußerten Liebe beruht; lediglich ängstlich gebundene Männer über- oder unterschätzten die romantischen Gefühle ihrer Partnerin, was einen Einfluß auf ihre Beziehungszufriedenheit hatte (Tucker & Anders, 1999).

Auch bezüglich des Inhalts und der Organisation beziehungsbezogener Kognitionen wurden Differenzen zwischen Personen mit unterschiedlichen Bindungsstilen festgestellt. So zeigten sicher gebundene Personen eine Einstellung gegenüber romantischer Liebe, die sich durch den Glauben daran, daß romantische Gefühle auch in längeren Beziehungen erhalten bleiben können, auszeichnet; ängstlich-ambivalente gaben an, sich zwar häufiger und leicht zu verlieben, jedoch nie ihrer wahren Liebe zu begegnen und vermeidend Ge-

bundene glaubten gar überhaupt nicht an romantische Liebe (Hazan & Shaver, 1987). Zudem unterstellten sichere Personen anderen bessere Absichten, empfanden sie als warmerherziger (Collins & Read, 1990), hatten positivere Erwartungen an den Partner (Baldwin et al., 1993) und erklärten sich dessen Verhalten eher positiv (Collins, 1996). An dieser Stelle kann auf einen interessanten widersprüchlichen Befund verwiesen werden, wonach die Beziehungszufriedenheit und positive Gedanken in Bezug auf die Beziehung von der eigenen Identität - sich selbst eher generell in Beziehung zu anderen zu sehen oder aber als Teil der aktuellen, spezifischen Beziehung wahrzunehmen - modifiziert wird. Bei Unverheirateten hatte die "globale Beziehungsidentität", bei Verheirateten die "spezifische Paar-Identität" diesen modifizierenden Effekt; Männer und Frauen unterscheiden sich dabei kaum (Acitelli, Roger & Knee, 1999). Dies ist ein Hinweis darauf, das Selbstbild differenzierter zu betrachten. Zudem könnte die Unterscheidung einer "beziehungsbezogenen" Identität als Single-, als Paar- oder als Familienperson Früchte tragen (vgl. die drei Privatheitstypen bei Meyer, 1994; Punkt 1.5.1.).

Es zeigen sich auch Zusammenhänge von Bindungsstil und Merkmalen der Soziabilität, Persönlichkeitsstörungen und negativen Bindungserfahrungen in der Kindheit (Brennan & Shaver, 1998; Bothmann, 1999). Sicher gebundene Personen zeigten im Vergleich zu unsicher gebundenen größeres zwischenmenschliches Vertrauen und weniger Mißtrauen (Bartholomew & Horowitz, 1991; Klohnen & Bera, 1998), größere Umgänglichkeit und mehr persönliches und soziales Selbstbewußtsein (Bartholomew & Horowitz, 1991; Diehl, Elnick, Bourbeau & Labouvie-Vief, 1998) vor allem auch gegenüber Familienmitgliedern (Feeney & Noller, 1990). Unklar ist, inwieweit auch Vermeidende ein negativeres Selbstbild haben (Collins & Read, 1990; Mikulincer, 1995) und ob Personen mit einem sicheren Bindungsstil generell offener sind (vgl. Shaver & Brennan, 1992; Carver, 1997).

Es wurde versucht, einen Zusammenhang zwischen dem Konstrukt der Bindung und den geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität herzustellen (Shaver et al., 1996). So wie die Bindungsstile sich auf den beiden Dimensionen "Modell vom Selbst" und "Modell vom Anderen" beschreiben lassen, wird angenommen, daß auch die psychologische Maskulinität und Feminität zwei Dimensionen der Persönlichkeit bilden (Abschnitt 2.2.3.1.). Die Dimensionen der beiden Konzepte weisen theoretische Ähnlichkeiten auf: Sowohl das Modell vom Selbst als auch die Maskulinität können als Operationalisierung von 'agency' (Wirksamkeit, Tätigkeit), das Modell vom Anderen und Feminität als Operationalisierung von 'communion' (Gemeinschaftlichkeit, Verbin-

dung) verstanden werden. Die Autoren glauben, daß die Dimensionen der Bindungsstile mit dem Ideal einer sicheren Bindung eher das repräsentieren, was unter "Androgynie" verstanden wird, als dies die Konstrukte von Maskulinität und Feminität tun, auf denen das ursprüngliche Androgynie-Konzept basiert. Sie definieren in pointierter Weise den sicheren Bindungsstil als Androgynie minus Macht, Aggression und emotionaler Vulnerabilität - Aspekte, die mitschwingen, wenn agency und communion über geschlechtsverbundene Persönlichkeitseigenschaften definiert werden.

Problematisch bei der Verbindung dieser Dimensionen erscheint die unterschiedliche Konzeption von Bindungsstilen und Maskulinität/Feminität: Letztere werden als stabile übergreifende Persönlichkeitseigenschaften (traits) verstanden, bei den Bindungsstilen hingegen ist dies durchaus umstritten (s. Abschnitt 2.1.3.4.). Zwar ist in jüngster Zeit das Modell vom Selbst und vom Anderen zur populären Basisdimension aller möglichen anderen Konzepte - von Affekten, Kognitionen und Verhalten - herangereift und auch recht erfolgreich empirisch überprüft worden (s. o.), jedoch ist nach wie vor unklar, in welchen theoretischen Zusammenhang dieses Modell mit anderen Konzeptionen einzuordnen ist und welche Gewichtung es tatsächlich verdient (s. u. a. Collins, 1996; Baldwin & Fehr, 1995; Mikula & Leitner, 1998). Die bestechende Einfachheit des "Modells vom Selbst und vom Anderen" verleitet dazu, das Modell als neu entdeckten "Schlüssel zur Lösung der Konstruktschwemme" zu begrüßen und vielleicht etwas voreilig alte Konstrukte darin aufzulösen.

Unentschieden ist bislang beispielsweise, inwieweit die Bindungsstile als stabile, übergreifende Persönlichkeitseigenschaften oder eher als personen-, situations- oder interaktionsabhängig verstanden werden sollen; für beide Positionen lassen sich Argumente finden (s. dazu u. a. Hazan & Shaver, 1987, Simpson, 1990; Baldwin & Fehr, 1995; Collins, 1996). Diskutiert wird auch, ob der Wechsel des Bindungsstils selbst eine Art Persönlichkeitseigenschaft darstellt (Baldwin & Fehr, 1995) oder gar einfach nur einen aktuellen Zustand widerspiegelt, der zudem anfällig für Priming ist (Baldwin, Keelan, Fehr, Enns & Koh-Rangarajoo, 1996).

Untersuchungen deuten darauf hin, daß der Bindungsstil im Kindesalter zunächst weitgehend unverändert bestehen bleibt, mit zunehmendem Alter die Stabilität jedoch abzunehmen scheint (Grossmann & Grossmann, 1991). Die Stabilität des partnerbezogenen Bindungsstils von Erwachsenen liegt über einen Zeitraum von bis zu vier Jahren bei 60% -

70%, nahezu ein Drittel zeigte einen Bindungsstilwechsel (Davila, Burge & Hammen, 1997; Baldwin & Fehr, 1995; Fuller & Fincham, 1995). Außergewöhnliche, drastische Lebensereignisse wie der Tod oder die Scheidung der Eltern werden bei Kindern als Ursache für einen Bindungsstilwechsel vermutet (Spangler & Grossmann, 1995; s. Punkt 2.1.3.1.). Möglicherweise spielen auch im jungen Erwachsenenalter Lebensereignisse eine gewisse Rolle für die Stabilität des Bindungsstils. So bleibt der Bindungsstil von Erstsemester-Studenten über den Zeitraum von 3 Monaten recht stabil (Retest-Reliabilität von Angst $r=.77$, von Vermeidung $r=.83$), zeigte sich aber insbesondere in Abhängigkeit von Veränderungen im Beziehungsleben (Trennung oder neue Partnerschaft) variabel (Schmohr, Küpper & Rohmann, 1999). Ein Zusammenhang von Bindungsstilwechsel mit Heirat (Davila, Karney & Bradbury, 1999) und Trennung (Kirckpatrick & Davis, 1994), sowie mit Problemen junger, unsicher gebundener Frauen bei der Konfliktbewältigung mit Freunden und Partnern kristallisiert sich heraus (Creasey, Kershaw & Boston, 1999; dazu auch 2.1.6.). Als mögliche Vulnerabilitätsfaktoren eines Bindungsstilwechsels bei Erwachsenen identifizierten Davila, Karney und Bradbury (1999) sowohl intrapersonale (wie Scheidung der Eltern, familiäre oder persönliche Psychopathologie) als auch interpersonale Faktoren (wie Beziehungszufriedenheit). Bindungssicherheit kann daher als Produkt persönlicher Bindungserfahrungen, Erfahrungen mit konkreten Partnern und aktuellen Einstellungen zur Partnerschaften verstanden werden (Davila, Karney & Bradbury, 1999). Eine mögliche Differenz in den Bindungsstilen zwischen Singles und Paaren kann damit also einerseits als Ursache für ihre andere Lebensform, andererseits auch als Resultat ihrer bisherigen Beziehungserfahrungen aufgefaßt werden, aber auch einfach ihren augenblicklichen Zustand widerspiegeln.

Insgesamt zeigt eine Fülle von Untersuchungen Zusammenhänge und interindividuelle Differenzen zwischen Bindung und Beziehungsmerkmalen, Kognition und Persönlichkeitsmerkmalen auf. Die überwiegende Zahl der Untersuchungen wurde jedoch an Paaren bzw. Personen mit einer festen Partnerschaft durchgeführt oder dem Beziehungsstatus der Probanden wurde bei der Auswertung keine Bedeutung beigemessen. Eine Stichprobe von College-Studenten mit dating-Partnern wies eine andere Verteilung der Bindungsstile auf als eine parallele Stichprobe, die zur Hälfte aus Studenten ohne dating-Partner bestand; die Personen des letzteren Samples zeigten sich insgesamt unwohler in Bezug auf Nähe, waren weniger bereit, von andern abhängig zu sein und machten sich mehr Sorgen, einmal verlassen zu werden (Collins & Read, 1990; Collins, 1996). Diese Ergebnisse können als erster

Hinweise gewertet werden, daß sich Singles und Paare bezüglich ihres Bindungsstils grundsätzlich unterscheiden.

2.1.3.5 Implikationen für die Singles

Diskutiert wird inwieweit die Bindung, der Theorie nach früh in der Kindheit angelegt, bis ins Erwachsenenalter stabil ist, also Personen mit negativer Bindungserfahrung einen unsicheren Bindungsstil entwickeln und daher größere Probleme auch in der Beziehung zu einem Partner haben könnten. Auf jeden Fall hängt der interindividuell variierende Bindungsstil mit vielen Merkmalen der Beziehung zusammen. Faßt man die momentane Einstellung zumindest der freiwilligen Singles als kritisch gegenüber einer Partnerschaft auf, und bezieht man die Interviewergebnisse von Meyer und Schulze (1992) über negative Bindungserfahrungen von Singles mit ein, so kann vermutet werden, daß Singles, insbesondere freiwillige, einen anderen - weniger sicherer- Bindungsstil zeigen als Nicht-Singles. Aus den heterogenen Ergebnissen kann kaum spekuliert werden, ob der Bindungsstil den Beziehungsstatus determiniert oder umgekehrt, eine bestimmte Lebens- und Beziehungsform sich im jeweiligen Bindungsstil - vielleicht auch einfach im Sinne einer aktuellen Zustandsbeschreibung - widerspiegelt. Ist letzteres der Fall, sollte sich der Bindungsstil ändern, wenn Singles eine Partnerschaft eingehen bzw. wenn Paarpersonen zu Singles werden; die Hypothesenbildung dazu hängt ganz entscheidend von der Konzeption der Bindungsstile als eher stabile oder interaktionabhängige Eigenschaften ab. Möglicherweise ist auch eine individuell variierende Anfälligkeit für einen Bindungsstilwechsel durch frühere widrige Bindungserfahrungen beeinflusst (Davila, Burge & Hammon, 1997).

2.1.4 Liebesstile

Schon immer war die Liebe *das* Thema, was die Menschen beschäftigt - die Literatur und Mythen der Jahrhunderte zeugen davon (obgleich andere offenbar der Auffassung sind, die Liebe an sich sei eine moderne Erfindung; z. B. Hatfield & Rapson, 1999). Nur waren Liebe und tatsächlich gelebte Partnerschaft nicht unbedingt identisch: Die Liebesheirat ist ein recht modernes Phänomen (s. dazu ausführlich Punkt 1.4.2.). Heute sind wir in der historisch vermutlich einzigartigen Situation, in der die überwiegende Zahl der Menschen zu allererst aus gegenseitiger Zuneigung heraus eine Partnerschaft führt.

Im folgenden wird ein kurzer Überblick über unterschiedliche Arten von Liebe gegeben; die sechs Farben der Liebe nach Lee werden vorgestellt und Untersuchungsergebnisse über interindividuelle Differenzen in unterschiedlichen *Liebestilen* präsentiert. Indizien über

den Liebesstil von Singles, denen nicht selten unterstellt wird, sie hätten eine hedonistische Auffassung von der Liebe, werden gesammelt.

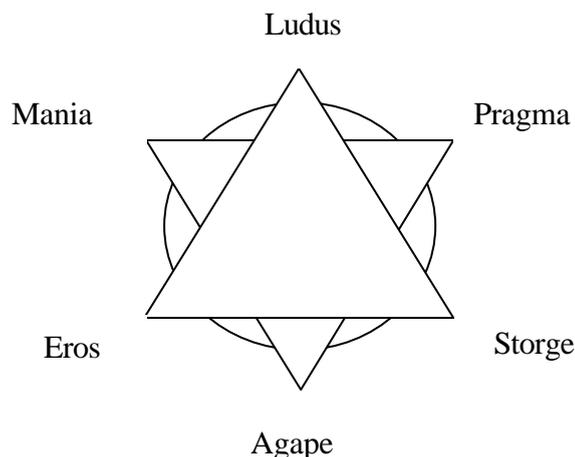
2.1.4.1 Die sechs Farben der Liebe

Liebe kann als "das starke Gefühl des Hingezogenseins; [...die] im Gefühl begründete Zu- neigung [...]" definiert werden (Duden, 1983, S. 786). Lieben kann dabei grundsätzlich von Mögen differenziert werden (Rubin, 1970). Lee (1976) hat versucht, die Vielfalt von Lie- beserfahrungen zu fassen. Er schlägt sechs unterschiedliche *Liebesstile*, bezeichnet als "Farben der Liebe" (s. Abb. 4) vor, die das gesamte Spektrum von Liebe darstellen sollen:

- *Romantische Liebe (Eros)*: Unmittelbare Anziehung durch eine andere Person, die mit sexuellem Interesse und Erregung verbunden ist.
- *Leidenschaftliche oder besitzergreifende Liebe (Mania)*: Ist besitzergreifend, fordert und gibt ungeteilte Zuwendung bis hin zur Besessenheit und betont die Exklusivität bis hin zur Eifersucht.
- *Freundschaftliche Liebe (Storge)*: Erwächst aus einer langen Freundschaft, gemeinsa- me Interessen und Aktivitäten stehen im Vordergrund.
- *Spielerische Liebe (Ludus)*: Ist auf das Hier und Jetzt bezogen; das Spiel mit dem Part- ner, Verführung, Sexuelle Freiheit und Abenteuer stehen im Vordergrund.
- *Pragmatische Liebe (Pragma)*: Entspringt dem Wunsch, nach einem passenden Partner und einer Beziehung auf einer soliden Grundlage; betont die gegenseitige Anpassung und Gründe, die die Beziehung rechtfertigen.
- *Altruistische Liebe (Agape)*: Die Bedürfnisse und das Wohl des anderen stehen im Vordergrund; Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft und Pflichterfüllung beruhen oft auf Gegenseitigkeit.

(nach Bierhoff & Grau, 1998; Klein & Bierhoff, 1991)

Abb. 4 Die sechs Farben der Liebe nach Lee (1976)



Inhaltliche Übereinstimmungen der Liebesstile nach Lee (1976) mit den Komponenten der Dreieckstheorie nach Sternberg (1986; Levy & Davis, 1988), sowie Überschneidungen mit anderen Liebeskonzeptionen (Berscheid & Walster, 1994) konnten nachgewiesen werden. Die Erfassung der prototypischen Konzeption der Liebe von Laien zeigt, daß diese Liebe vor allem als freundschaftliche und familiäre Liebe konzeptualisieren, weniger als leidenschaftliche Liebe (Fehr, 1994). Die prototypische Analyse identifiziert neben Vertrauen und Ehrlichkeit aber auch die sexuelle Attraktion als zentralen Aspekt (Regan, Kocan & Whitlock, 1998).

2.1.4.2 Die Erfassung der Liebesstile und Befunde

Hendrick und Hendrick (1986) entwickelten einen Fragebogen, der die Liebesstile nach Lee über sechs ihnen zugeordnete Skalen erfaßt (*Love attitude scale*; LAS). Auf dieser Grundlage erstellten Bierhoff, Grau und Ludwig (1993) eine deutsche Version, das "*Marburger Einstellungsinventar für Liebesstile*" (MEIL). Männer und Frauen unterscheiden sich im MEIL in der Ausprägung der Liebesstile signifikant: Frauen haben höhere Werte bei der besitzergreifenden Liebe und tendenziell bei der freundschaftlichen Liebe, Männer höhere Werte bei der altruistischen Liebe und tendenziell bei Ludus. Allerdings sind die Mittelwertunterschiede nicht sehr hoch und die Differenz bei der Skala Mania wird von den geschlechtsstereotypischen Persönlichkeitseigenschaften Instrumentalität/Expressivität (Maskulinität/Feminität) modifiziert (Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993). Andere Studien verweisen auf eine geschlechtstypische Verteilung von höheren Werten in Eros und Ludus bei Männern und höheren Werten in Mania, Storge und Pragma bei Frauen (Zusammenfassung bei Amelang, 1991). Interessant ist, daß die Liebesstile von Paaren recht hoch miteinander korrelieren. Insbesondere bei Eros, Pragma und Agape fanden sich signifikante Paarkorrelationen von über $r=.60$; die schwächste Parallele ergab sich bei Mania mit einer Paarkorrelation von $r=.26$ ($p<.05$; Klein & Bierhoff, 1991; vgl. Ergebnisse auch bei Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993). Eros und Ludus scheinen stärker im Sinne eines 'state' über verschiedene Partnerschaften hinweg zu variieren, Storge, Pragma, Mania und Agape hingegen im Sinne eines 'trait' eher stabil zu bleiben.

Zwischen den Liebestilen und den Bindungsstilen besteht ein gewissen Zusammenhang. So hängt ein sicherer Bindungsstil positiv, die unsicheren Bindungsstile negativ mit romantischer Liebe zusammen; ein sicherer Bindungsstil korreliert negativ mit spielerischer Liebe, ein vermeidender Bindungsstil hingegen positiv mit Ludus; ein ängstlich-

ambivalenter Bindungsstil hat Parallelen mit dem besitzergreifenden Liebesstil (Levy & Davis, 1988; Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993).

Überprüft wurde inwieweit die Liebesstile mit Merkmalen einer Beziehung, Einstellungen und Persönlichkeitseigenschaften zusammenhängen und ob sich unterschiedliche Personengruppen hinsichtlich ihrer Liebesstile unterscheiden. Unabhängig vom Geschlecht ist bei Verheirateten und Personen mit Kindern Pragma und Agape (bei Verheirateten tendenziell auch Storge) signifikant höher ausgeprägt als bei Unverheirateten und Kinderlosen, und zudem Pragma ebenfalls bei denen höher, die mit ihrem Partner gemeinsam wohnen (Klein & Bierhoff, 1991). Zudem korrelieren Pragma und Storge (letzteres nur bei Männern signifikant) mit der Dauer der Beziehung mäßig hoch (Klein & Bierhoff, 1991). Storge und Pragma korrelieren negativ mit der Anzahl bisheriger Sexualpartner, Mania positiv (bei Frauen nicht signifikant, aber mit der selben Tendenz). Das Alter der Probanden hat insgesamt keinen moderierenden Effekt auf die Ergebnisse (Klein & Bierhoff, 1991).

Bei Personen mit festem Partner erweist sich Eros, bei Personen ohne festen Partner Ludus als höher ausgeprägt; wenige feste Partner im letzten Jahr verweisen auf einen pragmatischen Liebesstil und Personen mit vielen one-night-stands sind vor allem durch eine hohe Ausprägung von Ludus, eine geringere der anderen Liebestiele gekennzeichnet (Ergebnisse berichtet von Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993). Dies spricht dafür, daß Singles als Personen ohne festen Partner eher eine hohe Ausprägung bei Ludus haben sollten, eine niedrigere bei Eros. Gleichzeitig könnte das Geschlecht die Ausprägung der Liebesstile modifizieren.

Gehen zwar vermutlich die meisten Menschen heutzutage Partnerschaften aufgrund von gegenseitiger Zuneigung oder sogar Liebe ein, kann der Umkehrschluß - ist die Liebe dahin, trennt sich das Paar - nicht so ohne weiteres gezogen werden. Der Faktor Liebe hatte mit Ausnahme der romantischen Liebe (Eros) und bedingt der freundschaftlichen Liebe (Storge) keine Vorhersagekraft, Trennungen ein Jahr später vorherzusagen; andere Faktoren, wie die Zufriedenheit mit der Paarbeziehung, ein ängstlich-ambivalenter Bindungsstil, die Höhe des Investments (emotional und materiell), geringere gegenseitige Beeinflussung und mehr Streit erwiesen sich hingegen als aussagekräftig (Ambrosy, Rohmann & Schmohr, 1997; Bierhoff & Grau, 1997). Getrennte und nicht-getrennte Paare unterscheiden sich zwar in einigen anderen Variablen, wie demographischen Merkmalen und Persönlichkeitseigenschaften (Kurdek, 1993), jedoch nur geringfügig in ihrem Liebesstil. Der

Schluß liegt nahe, daß Singles als Personen, die aktuell ohne feste Partnerschaft leben, durchaus aber schon Partnerschaften gehabt haben, also Trennungen hinter sich haben, sich bezüglich ihres Liebesstils womöglich nicht von Nicht-Singles unterscheiden.

Unklar ist bei all diesen berichteten Zusammenhängen, was Ursache, was Wirkung ist: Fördert die Ausprägung des Liebesstils den Entschluß eine feste Partnerschaft zu führen, zusammenzuziehen, zu heiraten, Kinder zu bekommen und wenige Sexualpartner zu suchen, oder verhält es sich umgekehrt, d. h. wird die Liebe pragmatischer und altruistischer, weil man zusammen wohnt und Kinder da sind? Auf jeden Fall scheinen ein gewisser Pragmatismus und eine hohe Opferbereitschaft wichtige Faktoren für die Stabilität und Belastbarkeit einer Beziehung zu sein; die romantische Liebe aber unabhängig davon die Zufriedenheit zu beeinflussen (Bierhoff, Fink & Montag, 1988).

2.1.4.3 Implikationen für die Singles

Singles verzichten aktuell darauf, in einer Partnerschaft "Liebe zu leben". Aber pflegen sie deshalb grundsätzlich einen anderen Liebestil als diejenigen, die zur Zeit eine feste Partnerschaft haben? Die Ergebnisse zur Vorhersage von Trennung machen deutlich, daß die Liebe, wenn sie überhaupt ein prognostischer Faktor ist, nicht der einzige und auch nicht der bedeutendste ist. Möglicherweise unterscheiden sich deshalb Singles auch gar nicht so sehr im Faktor Liebe von Nicht-Singles. Andererseits weisen die vorhandenen Ergebnisse zum Liebesstil von Personen mit und ohne feste Partnerschaft, zur Stabilität und Zufriedenheit von Beziehungen darauf hin, daß Singles zwar nicht unbedingt einen weniger romantischen, aber möglicherweise eher einen spielerischen und weniger einen altruistischen oder pragmatischen Liebesstil haben könnten. Nicht gesagt werden kann, inwieweit Singles ihren Liebesstil ändern, wenn sie eine Partnerschaft eingehen und umgekehrt, Paarpersonen den ihren ändern, wenn sie zu Singles werden.

Einige Befunde über kulturelle Unterschiede in den Liebestilen können als weitere Indizien für den Liebesstil von Singles herangezogen werden. Das Konstrukt von Individualismus/Kollektivismus bzw. Idiozentrismus/Allozentrismus (Triandis et al., 1995) kann dabei auf mögliche Unterschiede zwischen unterstellterweise "individualisierten" Singles und "kollektivistischeren" Paaren verweisen. Gleichzeitig wird dadurch auch ein modifizierender Effekt des Geschlechts unterstützt - Frauen, die ein eher kollektivistisches Selbstbild haben, sind offensichtlich in der Tendenz weniger romantisch als Männer mit einem eher individualistischen Selbstbild (Dion & Dion, 1993; Triandis et al., 1995). Hier liegt im

übrigen eine mögliche Quelle von Unzufriedenheit in Beziehungen, da die Erwartungen von Frauen an Intimität und Gemeinsamkeit von eher individualistischen Männern nicht erfüllt werden.

Die Idee von romantischer Liebe als Basis einer Ehe ist durchaus nicht kulturübergreifend verbreitet, sondern eine "Erfindung" individualistischer Kulturen (Dion & Dion, 1993; vgl. auch Punkt 2.1.4.). Weniger Gewicht wird ihr in den kollektivistischen, asiatischen Gesellschaften beigemessen (Levine, Sato, Hashimoto & Verma, 1995). Veränderungen in der Bewertung der romantischen Liebe und ein Trend hin zur Liebesheirat sind aber auch in traditionell kollektivistischen Gesellschaften sowie bei Emigranten, die aus diesen Ländern in die anglo-amerikanischen Länder kommen, zu verzeichnen (Dion & Dion, 1996).

Hat der Individualismus die romantische Liebe erst erfunden, ist er gleichzeitig ihr Dilemma (Beck & Beck-Gernsheim, 1990; Giddens, 1992). So erschwert Individualität das Erleben von Intimität - in individualistischen Ländern ist die Scheidungsrate vergleichsweise hoch. Auch auf intrakultureller Ebene sind Personen mit hohem psychologischen Individualismus (Idiozentrismus) eher unzufrieden beim Erleben romantischer Liebe und haben eher einen spielerischen Liebesstil (Dion & Dion, 1991). Gegen eine höhere Ausprägung der romantischen Liebe sprechen auch nachgewiesene Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen: Ostdeutsche haben höhere Werte bei Eros und Agape, Westdeutsche bei Ludus; der Unterschied ist robust gegen Einflußvariablen wie der Beziehungsdauer (im Osten länger) und dem Verheiratet-Sein (Bierhoff, Schwennen & Pietsch, 1998). Auf der kulturellen Folie interpretiert spricht dies dafür, daß Singles - als Personifizierung der Individualisierung den möglicherweise individualisierteren, auf jeden Fall postmaterialistischeren (s. Punkt 2.2.1.) Westdeutschen vergleichbar - in der Liebe ebenfalls eher spielerisch und weniger romantisch oder altruistisch sind. Insgesamt sind also die Befunde bezüglich der Ausprägung von Eros, die auf die romantische Liebe beim Single verweisen könnten, uneindeutig.

2.1.5 Romantizismus

Die romantische Liebe, das Ideal der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts, hat bis heute nichts von ihrem idealisierten Stellenwert eingebüßt (Giddens, 1992) - sie ist der vorrangige Grund, aus dem heraus Menschen heutzutage in der westlichen Gesellschaft eine Partnerschaft eingehen und heiraten (s. Simpson, Campbell & Berscheid, 1986; vgl. Punkt 2.1.5.). Das Hoffen auf den oder die Richtige, den "Traumprin-

zen" und die "Traumprinzessin" und die erfolgreiche Suchen nach genau dieser einen Person füllt Romane, Liebesfilme, Lieder und Gedichte, aber auch Frauenzeitschriften und Kontaktanzeigen.

Die Individualisierung bildet geradezu die Grundlage für romantische Liebe (vgl. auch den Anspruch andauernder Passion in Beziehungen; Meyer, 1994). Sie macht es erst möglich, einen Anderen als einzigartig und besonders herauszustellen, ihn zu idealisieren, mit diesem eine einzigartige Intimität anzustreben - genau nur diese Person zu lieben. Eine gewisse Idealisierung des Partners und auch unrealistischer Optimismus bezogen auf die Beziehung scheinen dabei durchaus der Beziehung zuträglich zu sein; je stärker zu Beginn einer Beziehung die Illusion desto zufriedener und stabiler verlaufen die Beziehungen (Murray & Holmes, 1997).

Schon in den 50er und 60er Jahren wurde versucht, den Ausdruck "romantische Liebe" zu fassen (Gross, 1944; Hobart, 1958). Das Ausmaß des *Romantizismus* erwies sich als abhängig von konservativen Werthaltungen und Persönlichkeitseigenschaften. Männer waren eher romantisch, Frauen eher realistisch, was Knox (1970) darauf zurückführt, daß auf Mädchen seitens ihrer Familie mehr Druck ausgeübt wird, sich einen "guten" Ehemann auszusuchen und zu heiraten. Zudem habe die auf Liebe basierende Heirat für Frauen als Band zwischen den Partnern eine größere Bedeutung, da sie es seien, die ökonomisch davon profitierten - die ganze Sache mit der Liebe müßten Frauen also gezwungenermaßen pragmatischer betrachten, Männer könnten sich Romantik leisten (dazu Dion & Dion, 1985). Die Frage ist, wie die in den letzten 30 Jahren veränderten Verhältnisse in Bezug auf ökonomische und moralische Aspekte und auf den Stellenwert von Heirat als "Eintrittskarte in die Gesellschaft" für Frauen auch in das Bewußtsein vorgedrungen sind und damit nun vielleicht auch Frauen die Möglichkeit von romantischer Liebe eröffnen.

2.1.5.1 Die Erfassung des Romantizismus und Befunde

Kephart (1967) stellt die Frage: "If a boy (girl) had all the other qualities you desired, would you marry this person if you were not in love with him (her)?" und erhielt 1967 noch eine eindeutige Antwortverteilung zugunsten einer romantischeren Einstellung von Männern (fast 65% der Männern verneinten, gegenüber nur 24% der Frauen). In der Revision dieser Untersuchung 1976 fand sich eine dramatische Reduzierung der Differenz zwischen den Geschlechtern: 86% der Männer, aber auch 80% der Frauen antworteten mit "nein". In der zweiten Revision 1984 war der Unterschied in der romantischen Einstellung

zwischen Männern und Frauen auf 0,7% gesunken (85,6% Männer, 84,9% der Frauen verneinten die Frage; Simpson, Campbell & Berscheid, 1986). So fanden auch Cunningham und Antill (1981) zwar eine positive Korrelation von Romantizismus und Feminität (gemessen mit dem *Bem Sex-Role Inventory*), nicht aber einen Zusammenhang desselben mit Maskulinität oder dem biologischen Geschlecht; zudem fanden sich Variationen des Zusammenhang in verschiedenen Formen des Beziehungsstatus (der Zusammenhang fand sich nur bei Verheirateten und Dating-Paaren, nicht aber bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften). Diese Befunde sind widersprüchlich zur unter Punkt 2.1.4. ausgeführten Vermutung, daß stärker individualistische und damit auch eher maskuline Personen zugleich romantischer sind.

Auch die Phase einer Beziehung (zu Anfang oder nach einigen Jahren) scheint eine Rolle bei der Ausprägung des Romantizismus zu spielen, sowie überhaupt die Lebensphase mit ihren wechselnden Rollenfunktionen (Munro & Adams, 1978). Liebe auf den ersten Blick verspricht offenbar keine schlechtere Prognose für eine Ehe, als eine sich langsam entwickelnde Liebe; ohnehin scheint Verliebt-zu-sein dabei aussagekräftiger zu sein als die eheliche Zufriedenheit und das eheliche Glück (Willi, 1997).

Sprecher und Metts (1989) entwickelten als ein neues Meßinstrument des Romantizismus, die 'Romantic Belief Scale', die verschiedene Komponenten des Romantizismus berücksichtigt. Die insgesamt 15 Items (zu beantworten auf einer 7-Punkte-Skala) können zu vier faktorenanalytisch bestätigten Subskalen zusammengefaßt werden: "Love finds a way", "One and only", "Idealization" und "Love at first sight". Der Gesamtwert für Romantizismus korreliert mit dem Liebesstil Eros zu $r=.48$, $p<.001$, mit Agape zu $r=.39$ $p<.001$ und negativ mit Ludus zu $r=-.22$, $p<.01$. Beide Konzepte weisen also erwartungsgemäß Überschneidungen auf.

Sprecher und Metts (1989) fanden bestätigt, daß der Romantizismus vor allem positiv mit Feminität zusammenhängt, aber auch mit dem männlichen Geschlecht und etwas schwächer auch positiv mit Maskulinität (insgesamt war die Varianzaufklärung gering). Die Autorinnen fassen ihre Ergebnisse dahingehend zusammen, daß solche Personen romantisch sind, die sich leisten können, es zu sein - also dank ihrer sozialen Rolle und ihrer ökonomischen Unabhängigkeit eher Männer- und solche, die eher kommunale (feminine) Eigenschaften mitbringen. Interessant wäre hier die genauere Überprüfung des Einflusses der eher traditionellen oder egalitären Geschlechtsrollenorientierung gewesen.

2.1.5.2 Implikationen für die Singles

Der Hang zum Romantizismus scheint bei konservativer Werthaltung ausgeprägter zu sein, aber auch mit der Lebensphase in Zusammenhang zu stehen. Die Frage ist, ob sich insbesondere bei den weiblichen Singles, die die geänderten Verhältnisse tatsächlich "leben", dies auch in einem höheren Romantizismus widerspiegelt, oder ob umgekehrt, Paare, insbesondere verheiratete, romantischer sind, weil sie immerhin das romantische Ideal von "immer und ewig" zumindest formal in ihrer Partnerschaft durch das Eingehen einer Ehe umgesetzt haben. Sowohl eine Interaktion von Beziehungsstatus und Geschlecht, als auch ein möglicher Einfluß der geschlechtstypischen Persönlichkeitseigenschaften und der (traditionellen oder egalitären) Geschlechtsrollenorientierung sollte überprüft werden. Ausgeprägte Geschlechterdifferenzen zugunsten einer romantischeren Einstellung von Männern haben sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend verflüchtigt. Trotzdem verweisen die Ergebnisse zum Einfluß des Geschlechts und der geschlechtstypischen Persönlichkeitseigenschaften auf den Romantizismus (Sprecher & Metts, 1989), sowie die Befunde zu den Liebesstilen (Punkt 2.1.4.2.), daß sich ungeachtet der geänderten Verhältnisse die Geschlechter nach wie vor in der Ausprägung des Romantizismus unterscheiden: Männern sind eher romantisch, Frauen eher pragmatisch. Es entsteht der Eindruck, daß bei der Frage des Romantizismus der Zeitgeist seinen schwer zu fassenden Einfluß ausübt. Auf der anderen Seite liegt aber auch die Vermutung einer gewissen "biologischen" Determiniertheit nahe - so kann der größere Pragmatismus von Frauen auch soziobiologisch begründet werden (s. dazu z. B. Buss & Schmitt, 1993).

2.1.6 Exit: Verlassen als Reaktion bei Beziehungskonflikten

Singles können aus einer unterschiedlichen Beziehungsgeschichte heraus zum Single geworden sein. Einige von ihnen hatten möglicherweise noch nie eine feste Partnerschaft, doch viele waren vermutlich bereits selbst schon einmal Teil einer Beziehung, die sich aber aufgelöst hat (s. Punkt 2.1.2.). Allein die hohen Scheidungsraten (s. Kap. 1.3.) legen die Vermutung nahe, daß viele Singles Trennungen von einem festen Partner hinter sich haben. Es stellt sich die Frage, warum diese Beziehungen gescheitert sind. Haben einige Personen tatsächlich grundsätzlich weniger stabile Beziehungen und sind daher häufiger Single, weil sie sich z. B. bei Konflikten in der Beziehung leichter trennen? Oder können sich die Beziehungen der aktuellen Paare genauso auflösen, wie es die ehemaligen Beziehungen der Singles getan haben, so daß es allein eine Frage des Untersuchungszeitpunktes ist, wer Single ist und wer nicht?

Dem Faktor Konflikt kommt Untersuchungen zufolge eine große Bedeutung hinsichtlich des Beziehungsglücks und der Stabilität von Beziehungen zu (Bierhoff & Grau, 1997; Ambrosy, Rohmann & Schmohr, 1997). Der Vergleich von getrennten und nicht-getrennten Paaren hat offenbart, daß die Skala Konflikt der "globalen Skalen zur Einschätzung von Beziehungseinstellungen" von Bierhoff und Grau (1997) noch vor der Skala Investment und unabhängig von Alter und Beziehungsdauer auf eine Trennung ein Jahr später verweist (s. Punkt 2.1.4.2.).

Auf Konflikte in einer Beziehung kann unterschiedlich reagiert werden. Rusbult, Zembrodt und Gunn (1982) haben vier verschiedene **Konfliktreaktionen** oder Problemlösestrategien spezifiziert (Übersetzung nach Bierhoff, 1998):

- *Verlassen (Exit)*: Androhung von oder tatsächliches Beenden der Beziehung
- *Mitsprache (Voice)*: Ausdruck von Unzufriedenheit mit dem Ziel der Verbesserung der Verhältnisse
- *Loyalität (Loyalty)*: Optimistisches Warten auf eine Verbesserung der Verhältnisse
- *Vernachlässigen (Neglect)*: Zulassen, daß die Beziehung langsam stirbt.

Die vier Reaktionsweisen auf Beziehungskonflikte können auf den beiden Dimensionen aktiv/passiv und konstruktiv/destruktiv beschrieben werden; eine vier-Felder-Tafel verdeutlicht dies (s. Abb. 5). Konflikte anzusprechen und lösen zu wollen (Voice) ist eine aktive und konstruktive Verhaltensweise, das Abwarten, das sich schon etwas von allein bessern wird (Loyalty) zwar auch konstruktiv, jedoch eine passive Strategie. Hinzunehmen, daß die Beziehung langsam abstirbt ohne etwas dagegen zu tun (Neglect), ist ebenfalls ein passives Verhalten, aber destruktiv; die Androhung, die Beziehung zu verlassen oder dies in die Tat umzusetzen (*Exit*), ist bezogen auf die Beziehung eine destruktive und aktive Reaktion.

Abb. 5 Vier-Felder-Tafel der Konfliktreaktionen Exit, Voice, Loyalty und Neglect

		Aktiv		
	EXIT		VOICE	
Destruktiv				Konstruktiv
	NEGLECT		LOYALTY	
		Passiv		

nach Rusbult (1987)

Die Konstruktivität bezieht sich dabei auf die Konsequenz für die Beziehung, nicht für das Individuum - was für die Beziehung destruktiv sein kann (d. h. letztlich zu ihrem Ende beiträgt), kann durchaus für die handelnde beteiligte Person, aber auch sekundär für den Partner, konstruktiv sein und umgekehrt. So mag beispielsweise häufiges Alleinausgehen der Ehefrau dazu führen, daß sie jemand Neuen kennenlernt, sich verliebt und sich scheiden läßt - dies zerstört zwar die alte Beziehung, erweist sich aber als sehr konstruktiv für eine neue, oder, wenn sie im weiteren als Single lebt, möglicherweise auch für ihre Persönlichkeitsentwicklung; so hoben die geschiedenen Frauen in den von Meyer und Schulze (1992) durchgeführten Interviews (s. o.) ihre neu gewonnene Freiheit als sehr positiv für ihre eigene Entwicklung hervor.

2.1.6.1 Die Erfassung von Konfliktreaktionen und Befunde

Liebe und Streit widersprechen sich nicht grundsätzlich und Streit per se führt nicht unbedingt zur Trennung, vielmehr kommt es auf die Art des Streitens an (Bierhoff & Grau, 1998). Rusbult, Johnson und Morrow (1986) entwickelten daher ein Meßinstrument, um die vier Konfliktreaktionen zu erfassen; die Skalen erlauben es, Reaktionsweisen auf Konflikte genauer zu spezifizieren. Der Reaktionsweise Exit kommt dabei insofern eine besondere Bedeutung zu, weil sie möglicherweise aktiv und unmittelbar den Beziehungsstatus verändert - nämlich vom Paar zum Single.

Die Qualität der Partnerschaft bzw. ihre Beeinträchtigung (*Distress*-Maß, gebildet aus der Summe der partnerschaftlichen Zufriedenheit, dem Commitment, dem Mögen und Lieben und der wahrgenommenen Effektivität der Problemlösestrategien) wird regressionsanalytisch vor allem durch die eigene Neigung zu Exit vorhergesagt (38%), am wenigsten von der Reaktionsweise loyalty (0%) und in abgeschwächter Weise auch von der Wahrnehmung der Reaktionsweisen des Partners, wobei auch hier Exit den stärksten Einfluß hat. Vor allem die destruktiven Reaktionsweisen und insbesondere Exit von Frauen hat einen Einfluß auf die Beeinträchtigung der Partnerschaft.

Zusammenhänge zwischen den Konfliktreaktionen und demographischen Merkmalen, Beziehungsmerkmalen, der geschlechtsstereotypen Persönlichkeit, dem Selbstbewußtsein und den Komponenten des Investitionsmodells von Rusbult (s. Rusbult, 1983) wurden überprüft (zusammenfassend bei Rusbult, 1987). Personen reagieren insbesondere dann mit dem Verlassen einer Beziehung (Exit), wenn sie wenig zu verlieren haben und der Ansicht sind, daß das, was sie haben, nicht Wert sei, bewahrt zu werden. Dies ist der Fall, wenn sie

unzufrieden mit ihrer Beziehung sind und echte Probleme zu erkennen glauben, wenig Persönliches und Materielles investiert haben, gute Alternativen zu ihrer Beziehung sehen, jünger sind, ein geringeres Einkommen haben und tendenziell eine höhere Bildung, unverheiratet sind und noch nicht so lange Zeit zusammen sind, ein höheres Selbstbewußtsein haben und eher dann, wenn sie männlichen Geschlechts sind. Erwartet worden war, daß die Dimension konstruktiv/destruktiv mit der Feminität, die Dimension aktiv/passiv mit der Maskulinität positiv zusammenhängt und androgyne Personen besonders häufig mit Voice (Mitsprache) reagieren. Es fand sich jedoch ein einfacher Zusammenhang von Feminität und den konstruktiven Streitreaktionen und von Maskulinität mit den destruktiven Reaktionsweisen. Dieses Ergebnis geht konform damit, daß Frauen nach eigener Aussage stärker zu den konstruktiven Reaktionsweisen Voice und Loyalty, Männer in der Tendenz etwas mehr zu Neglect neigen; kein Geschlechterunterschied findet sich indessen bei Exit (alle Ergebnisse aus Rusbult, Johnson & Morrow, 1986). Hier stellt sich die Frage, inwieweit diese Selbstaussagen sowohl in Bezug auf die Streitreaktion als auch in Bezug auf die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften geschlechtsspezifisch von sozialer Erwünschtheit beeinträchtigt sind. So gehören vermutlich ausgeprägt instrumentelle Persönlichkeitseigenschaften ebensowenig wie destruktive Reaktionsweisen auf Konflikte in der Beziehung zur positiven Geschlechtsidentität von Frauen, eher aber wohl zu der von Männern. Hier wäre es interessant zu überprüfen, inwieweit Frauen, die sich über eine individualistische Lebensform als Single stärker instrumentell definieren, z. B. auch durch eine höhere Berufsorientierung, eher auch zu destruktiven Reaktionsweisen neigen bzw. angeben, so zu handeln.

2.1.6.2 Implikationen für die Singles

Diese Zusammenfassung der Ergebnisse nach Rusbult (1987) kommt in vielen Punkten dem nahe, was gemeinhin oder tatsächlich bestätigt, auf Singles zutrifft. Daher kann vermutet werden, daß Singles in Konfliktsituationen eher mit Exit reagieren als diejenigen, die (noch) eine feste Partnerschaft haben. Schlußfolgerungen darüber, ob Personen mit einer spezifischen Konstellation von Persönlichkeits- und Beziehungsmerkmalen eher zu Exit neigen oder umgekehrt, die Reaktionsweise von Exit diese Merkmale nach sich zieht oder beide Komponenten miteinander interagierend verwoben sind, sind nicht zulässig. So kann ebenso wie die Unzufriedenheit in einer Partnerschaft auch das "Single-Werden" als Prozeß verstanden werden. Wie bei den Bindungs- und Liebesstilen stellt sich auch hier die Frage nach der Stabilität (über verschiedene Partnerschaften und Lebensphasen) und der Generalität (über Beziehungen unterschiedlicher Couleur) der aktuell identifizierten Ver-

haltensweisen. Zeigen Personen immer dieselbe Reaktion auf Beziehungskonflikte und neigen dann im Fall von Exit grundsätzlich leichter zu Trennungen - werden also schneller zum Single - oder hängt dies von der jeweils spezifischen Partnerschaft oder der jeweiligen Lebensphase (u. a. auch vom Alter) ab? Je nach dem kann man für Singles und Paare einen ähnlichen Reaktionsstil vermuten oder für Singles eher einen destruktiven Stil annehmen.

2.1.7 Zusammenfassung

Singles haben per Definition zur Zeit keine feste Partnerschaft. Unterstellt wird ihnen, sie seien generell weniger an engen, festen Beziehungen zu anderen Menschen interessiert, seien ihrem Wesen nach bindungslos, hedonistisch und unstetig in der Liebe. Grundsätzlich ist die enge Beziehungen zu anderen in einem stabilen sozialen Netzwerk ein wichtiger Faktor für das Wohlbefinden. Eine feste Partnerschaft scheint eine herausragende Bedeutung für die Lebenszufriedenheit und das Gefühl, nicht einsam zu sein, zu besitzen. Singles scheinen diese Partnerschaft durch andere alternative enge Bindungen zu ersetzen. So wünschen sich zwar viele doch "eigentlich" eine feste Partnerschaft, aber nicht um jeden Preis - gerade die persönliche Freiheit ist ihnen erhaltenswert. Die meisten Singles haben offensichtlich bereits Erfahrungen mit Partnerschaften gesammelt, waren also nicht schon immer Single. Diese Beziehungen waren aber ganz offensichtlich nicht von Dauer. Neigen Singles vielleicht eher dazu, sich zu trennen? Einige Befunde zur Konfliktreaktion Exit sprechen dafür. Auch könnten Singles möglicherweise einen unsicheren Bindungsstil haben. Die Frage ist, ob sie dabei eine enge Bindung eher aus Angst, vielleicht nicht genug geliebt zu werden vermeiden, oder weil sie ihnen einfach gleichgültig ist. Unklar ist ohnehin, ob Personen ihren Bindungsstil über unterschiedliche Lebensphasen beibehalten oder sich ihr Bindungsstil nicht eher an die aktuelle Lebensform anpaßt bzw. diese widerspiegelt. Auch über den Liebesstil von Singles bestehen Unklarheiten. So finden sich sowohl Hinweise darauf, daß der Single an sich als Protagonist der Individualisierung romantischer und weniger pragmatisch ausgerichtet ist, aber auch darauf, daß er eher einen spielerischen Liebesstil hat. Denkbar ist, daß er nicht nur weniger dem romantischen Ideal von der glücklichen Ehe als der Erfüllung von Liebe nachhängt, sondern insgesamt weniger romantisch veranlagt ist. Auch im Fall des vermuteten Unterschieds in Liebes- und Bindungsangelegenheiten zwischen Singles und Paaren ist ein modifizierender Einfluß des Geschlechts nicht unwahrscheinlich, finden sich doch bei den Liebesstilen, dem Romantizismus und der destruktiven Konfliktreaktion Exit Hinweise auf Geschlechterunterschiede.

2.2 Einstellungen und Werthaltungen

Das Single-Leben als moderne Lebensform bricht mit vielen Traditionen. Männer und insbesondere Frauen, die offen und bewußt allein und ohne Partner leben und zumindest momentan wenig an einer festen Beziehung interessiert sind, dabei nicht unbedingt auch auf Sexualität verzichten möchten, führen ein Leben in deutlicher Abgrenzung zu traditionellen Lebensvorstellungen. Denkbar ist, daß eher solche Personen, die modernen, liberalen und aufgeklärten Ideen folgen, bewußt, oder als indirekte Folge, nichttraditionell als Single leben. Umgekehrt könnte aber auch ein zufälliges oder schicksalhaftes Leben als Single dazu führen, daß Menschen ein für sie attraktives Leben jenseits eines überkommenen Modells entdecken und die neue Form ihres Lebens sie zu einer Neuorientierung in der Werthaltung zwingt, sofern jemand sein Leben ohne Partner nicht ständig als defizitär oder widersprüchlich erleben will. Dies könnte auch als positive Umdeutung oder Dissonanzreduktion interpretiert werden. Bekannt ist, daß zumindest Frauen nach einer Scheidung häufig nicht wieder heiraten wollen, weil sie mit ihrem neuen Leben, in das sie vielleicht zunächst unfreiwillig und gezwungenermaßen hineingedrängt wurden, bald recht zufrieden sind (s. Meyer & Schulze, 1992).

Was Ursache, was Folge sein mag, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. In jedem Fall muß zunächst untersucht werden, ob Singles überhaupt einem anderen Wertekanon folgen. T. Klein (1991) bemerkt dazu, daß gerade Verhaltensänderungen im Bereich von Ehe und Familie häufig vorschnell als Indizien eines veränderten Wertesystems interpretiert würden, ohne daß überprüft werde, ob tatsächlich ein Wertwandel für die Verhaltensänderung verantwortlich gemacht werden kann oder ob hier nicht einfach eine größere Verbreitung früher seltener Verhaltensweisen beobachtbar ist. Umgekehrt muß grundsätzlich eine veränderte Einstellung nicht unbedingt auch in verändertes Verhalten münden (vgl. Einstellungs-Verhaltens-Modell in Abschnitt. 1.5.3.1.). Eckes und Six (1994) fanden in einer Meta-Analyse über Beiträge zum Zusammenhang von Einstellung und Verhalten, daß der Zusammenhang zwischen Einstellung und Verhalten gar nicht so gering ist, wie bisher fatalistisch vermutet, und die Zusammenhänge zwischen Einstellung und Verhaltensintention bzw. Verhaltensintention und Verhalten sogar im mittleren Bereich liegen. Allerdings variiert der Zusammenhang von Einstellung und Verhalten bereichsspezifisch - bei der Familienplanung (insbesondere Kontrazeption) sind alle drei Zusammenhänge nicht sehr hoch. Die "Einstellung zum Objekt", die sich nicht auf ein bestimmtes Verhalten bezieht, erweist sich letztlich als wesentlich lockerer mit dem Verhalten verbunden, als die

"Einstellung zum Verhalten", die spezifisch auf ein Verhalten ausgerichtet ist und die ebenfalls sehr eng mit der Verhaltensintention zusammenhängt (Eckes & Six, 1994).

Wird die Ursache für Veränderungen im Bereich von Partnerschaft und Familie in einer geänderten Werthaltung gesucht, können zum einen globale Werte, aber auch einfach konkrete Einstellungen zu Ehe-, Kindern- und Berufstätigkeit, die ihrerseits von gesellschaftlichen Normen über Familiengröße, Heirats- oder Geburtsalter bestimmt sein können, sowie der persönliche Lebensplan, auf ihren Einfluß hin untersucht werden. Die oben berichteten schwachen Zusammenhänge zwischen Einstellung und Verhalten legen nahe, daß auch die Einstellung zu lebensformbezogenen Werten nicht unbedingt eng mit der tatsächlich gelebten Lebensform zusammenhängen muß. Wenn, dann wären am ehesten Zusammenhänge mit der spezifische Verhaltensintentionen eines eigenen Lebensplanes und konkreten Wünschen in Bezug auf Ehe, Kinder und Beruf denkbar. Sind also Singles tatsächlich „aufgeklärter“ oder liberaler, d. h. weniger traditionell als Paarpersonen, haben sie die traditionellen Rollenvorstellungen überwunden und sich vom Ideal des „trauten Heims und dem Familienglück“ verabschiedet, um bewußt einen anderen Lebensentwurf zu leben? Spielen traditionelle Werte zum Ende der 90er Jahre, 30 Jahre nach '68 für Singles überhaupt noch eine Rolle?

Im folgenden Abschnitt sollen diese Fragen konkretisiert werden. Einem einleitenden Teil zur konstatierten Veränderung von übergreifenden, globalen Werthaltungen und den spezifischen Einstellungen zu *Ehe - und Kindern und Beruf* unter besonderer Berücksichtigung verschiedener Lebensformen folgt die Darstellung von bisherigen Ergebnissen über interindividuelle Differenzen in ausgewählten Einstellungen. Der persönliche *Lebensplan*, die *Einstellung zur Geschlechtsrolle* bei der eine konservativ-traditionelle Haltung von einer liberalen bzw. egalitären nicht-traditionellen Haltung unterschieden wird, in Abgrenzung dazu die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften *Maskulinität und Femininität*, sowie die aus der Tradition der Autoritarismusforschung und Untersuchungen zum Rassismus abgeleitete *Soziale Dominanz Orientierung* werden erörtert; Implikationen für die mögliche Einstellung von Singles werden zusammengefaßt.

2.2.1 Die Hypothese vom Wertewandel

Parallel zu einer Individualisierung und Pluralisierung wird eine übergreifende, globale Veränderung in der Werthaltung der Gesellschaft diskutiert. Inglehart (1971) warf in den 70er Jahren die Hypothese vom Wertewandel auf, die einen langsamen Übergang von ma-

terialistischen zu postmaterialistischen Werten postuliert. Die theoretische Annahme, das Individuum besitze eine feststehende Hierarchie von Bedürfnissen, angefangen von physischer Sicherheit über Zugehörigkeit und Liebe bis hin zu sozialer Achtung und Selbstverwirklichung, die es bestrebt ist, der Reihe nach zu befriedigen (Klages, 1992), übertrug Inglehart auf Werte, die ein Individuum vertritt: physiologische Bedürfnisse und Sicherheitsbedürfnisse subsummiert er unter materialistischen Werten, Zuneigungs- und Liebesbedürfnisse, das Bedürfnis nach sozialer Achtung und Selbstverwirklichung unter postmaterialistischen Werten. Haben die Menschen ein gewisses Wohlstands- und Sicherheitsniveau überschritten, vollziehe sich mehr oder weniger automatisch ein Übergang von materialistischen zu postmaterialistischen Werten, wobei dafür auch die Begriffe "konservative" und "individualistische" Orientierung vorgeschlagen werden (Bien, 1996). Schmitt und Hofrichter (1991) stellen eine Verbindung der Items, die nach der von Inglehart entwickelten Skala für Postmaterialismus sprechen sollen, zur Befürwortung sozialer Gleichheit her, die auch als Gleichheit bei der politischen Partizipation gelesen werden könnte, was von anderer Seite als Soziale Dominanz Orientierung (Sidanius, Pratto & Bobo, 1994) gefaßt wird (s. u.).

Die Hypothese vom Wertewandel in der Gesellschaft ist inzwischen ähnlich populär wie das Postulat von der Individualisierung der Gesellschaft, jedoch wegen ihrer bestechenden Einfachheit ebenso wenig einer kritischen Überprüfung unterzogen worden. Klages (1992) weist neben anderen Kritikpunkten auch auf generative, lebenszyklische und periodische Schwankungen (was auch bei der Untersuchung unterschiedlicher Lebensformen bzw. Lebensphasen angemahnt wird; s. Punkt 1.1.3.), die eine komplexere Wertestruktur annehmen lassen. Der Zeitgeist, vermittelt über die Medien, dürfte gerade in einer postmodernen Gesellschaft für eher kurzfristige, schwankende Trends sorgen (die wechselhaften Ausrufe wahlweise vom Niedergang oder der Rückkehr der Familie scheinen hier ein gutes Beispiel zu sein).

Schwartz und Bilsky (1987, 1990) haben aus psychologischer Perspektive, aber mit ähnlicher Argumentation, eine modellhafte Struktur von sieben globalen, motivationalen Anliegen, die sich in konkreten Werten ausdrücken, präsentiert. Dazu zählen Prosozialität, Restriktive Konformität, Vergnügen, Leistung, Reife, Selbstbestimmtheit und Sicherheit. Diese Anliegen beanspruchen universelle Gültigkeit, da sie sich - vergleichbar der oben dargestellten Argumentation - aus drei universalen menschlichen Bedürfnissen ableiten: a) Bedürfnisse, die das Individuum als biologischer Organismus hat, b) solche, die aus der

Notwendigkeit soziale Interaktion zu koordinieren entstehen und c) Bedürfnisse, die das Überleben und Wohlergehen der Gruppe betreffen. Werte, soweit sie als Ziele und damit auch als interessendienend verstanden werden, können individualistischen oder kollektiven Interessen dienen, also eher den Einzelnen oder die Gruppe fokussieren. Möglich ist, daß die Wertestruktur sich daher nicht nur zwischen Gesellschaften (Schwartz & Bilsky, 1990), sondern auch innerhalb einer Gesellschaft in Abhängigkeit von der individuellen Orientierung unterscheidet. Singles als "individualisierte Personen" sollten sich dann von Paaren, insbesondere von verheirateten Paaren mit Kindern, deren sichtbare Handlung auf eine mögliche allozentristische (kollektive) Ausrichtung hinweist, unterscheiden. Spekuliert werden kann, daß Singles eher individualistische Werte wie Selbstbestimmung, Vergnügen und Leistung, Paare eher Prosozialität, Sicherheit und Restriktive Konformität betonen. Schwartz (1992) führt diese Wertestruktur auf die zwei Dimensionen *self-enhancement* und *self-transcendence* zurück, die gewisse Parallelen zur Konzeption von postmaterialistischer und materialistischer Wertorientierung erkennen lassen.

Der prognostizierte Wertewandel verläuft allerdings empirisch keineswegs eindeutig in Richtung von materialistischer zu postmaterialistischer Orientierung. Anders als erwartet haben von 1988 bis 1994 postmaterielle Werte an Bedeutung verloren (Bien, 1996). Insbesondere in den neuen Bundesländern werden überwiegend materielle Werte befürwortet. Insgesamt ist Deutschland im europäischen Vergleich zusammen mit Dänemark und den Niederlanden und im Gegensatz zu Italien und Irland recht postmaterialistisch eingestellt (Schmitt & Hofrichter, 1991). Zugleich verweist ein hoher Prozentsatz als indifferent eingestufte auf eine mögliche Mehrdimensionalität der Wertestruktur. So vertreten beispielsweise politisch Linke, aber zeitlich versetzt auch politisch Rechte, zunehmend mehr postmaterialistische Werte (Schmitt & Hofrichter, 1991). Hier eröffnen sich Parallelen zur unter Abschnitt 2.2.3.1. dargestellten Diskussion um eine übergreifende "Traditionalismus"-Dimension, die sich in einer konservativen bzw. liberal/egalitären Einstellung zur Geschlechtsrolle und zu den geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften ausdrücken soll, bei welcher ebenfalls bezweifelt wird, inwieweit von einer einzigen, homogenen Dimension gesprochen werden kann (Huston & Geis, 1993).

Grundsätzlich stellt sich neben der Frage, inwieweit eine Werthaltung und ein Verhalten überhaupt zusammenhängen, die Frage der Stabilität von Werten. Für die Überlegung zur Richtung der Beeinflussung von Werthaltung und Lebensform ist bedeutend, wie leicht sich eine Einstellung z. B. aufgrund von persönlichen Erlebnissen (wie dem Sich-

Verlieben) oder mit einem sich mittelfristig ändernden Zeitgeist (wie dem ausgerufenen Trend zum "Kokooning" Mitte der 90er Jahre) ändern kann, und wie leicht in Abhängigkeit von der Einstellung die Lebensform gewechselt wird. Wie spontan sich u. a. die Entscheidung für ein Kind ändern kann und damit die Lebensform, wurde bereits angedeutet (s. Punkt 1.5.3.). Selbst wenn ein Einfluß der Werthaltung auf die Lebensform angenommen wird, scheint eine Vorhersage der Konsequenz nicht leicht - so kann eine auf Selbstverwirklichung ausgerichtete Postmaterialistin aufgrund dieser Wertorientierung entscheiden, keine Kinder zu bekommen, oder gerade deshalb sehr viel Wert auf ein Kind als Lebenssinn legen.

Untersuchungsergebnisse zeigen, daß postmaterialistische Werte am häufigsten von Kinderlosen und Ledigen vertreten werden, aber in ihrer Bedeutung sinken, wenn Kinder geboren werden bzw. geheiratet wird (Bien, 1996; T. Klein, 1991). Es sieht also so aus, daß eher die familialen Ereignisse die Einstellungen beeinflussen und nicht umgekehrt - Heirat und Geburt machen konservativ! Bien (1996) faßt zusammen: "Von einem generellen Wertewandel in den 90er Jahren kann daher bei den hier untersuchten Wertemustern keine Rede sein." (S. 266).

2.2.2 Ehe, Familie und Beruf

Neben einer allgemeinen Wertorientierung könnten konkrete Einstellungen richtungsleitend für das tatsächliche Verhalten sein. Es kann vermutet werden, daß insbesondere die konkrete Einstellung in Bezug auf Partnerschaft und Elternschaft und insbesondere für Frauen, auch in Bezug auf die Ausübung und Erfüllung durch den Beruf, Einfluß auf die Wahl einer Lebensform mit oder ohne Partner bzw. Kindern hat. Es folgt sowohl eine kurze Darstellung der Wertschätzung von Ehe und Familie allgemein und in Abhängigkeit von spezifischen Lebensformen. Anschließend wird die angestrebte Rolle in den drei Bereichen Ehe, Elternschaft und Beruf im zukünftigen persönlichen Lebensplan angerissen.

2.2.2.1 Die allgemeine Wertschätzung von Ehe, Kindern und Beruf

Zwischen einer behaupteten Krise der Familie, die für Werte der Solidarität, Bindung und Verantwortung für andere stehe und die nun Werten einer Individualisierung wie Selbstentfaltung und Eigeninteresse gewichen sei, und dem berichteten Stellenwert von Familie, findet sich gemeinhin ein auffälliger Kontrast (Bertram, 1995). Familie wird auch heute noch als der Schlüssel zum Glück angesehen. So steht eine glückliche Ehe bzw. Partnerschaft nach wie vor an erster Stelle in der Wertigkeitsfolge, und zwar sowohl in den alten

wie den neuen Bundesländern; für 90% aller Befragten ist sie mindestens wichtig, für zwei Drittel sogar sehr wichtig (Datenreport 1997). Trotz der Option, zwischen verschiedenen alternativen Lebensformen zu wählen (vgl. Punkt 1.5.2.), wollen nach wie vor die meisten Menschen heiraten. Frauen finden die Ehe als Lebensziel noch wichtiger als Männer, die die Ehe eher auch als Belastung empfinden (Klein, 1991), wenngleich auch sie der Ehe nach wie vor weitgehend "treu" sind (Cherlin, 1992). Der Wert der Ehe allgemein und unabhängig vom persönlichen Lebensziel wird von Älteren und von Männern tendenziell höher eingeschätzt (T. Klein, 1991). Insgesamt erfährt die Ehe also nach wie vor großen Zuspruch, wenn auch von Unverheirateten und Kinderlosen etwas weniger.

Eine ausgesprochene Familienpriorität ist hingegen etwas weniger deutlich ausgeprägt: 75% der West- und 80% der Ostdeutschen finden es mindestens wichtig für ihr Leben Kinder zu haben, knapp die Hälfte sogar sehr wichtig. Hier zeigt sich ein Unterschied zwischen den neuen und alten Bundesländern und zwischen Männern und Frauen - Frauen schätzen den Wert von Kindern höher ein und Ostdeutsche mehr als Westdeutsche, im Altersbereich zwischen 31 bis 45 Jahren werden Kinder am wichtigsten eingeschätzt. Generell sind Männer stärker am Beruf, weniger an der Familie orientiert (Datenreport 1997). Zudem schätzen Unverheiratete und Kinderlose den Wert von Kindern systematisch etwas niedriger ein (Klein, 1991). Eine postulierte Entkoppelung von Elternschaft und Ehe, die ihre überragende Bedeutung als soziale Institution verloren habe, läßt sich für Deutschland nicht festmachen: 76% der Befragten (International Social Survey Programs, ISSP, 1988) stimmten der Aussage "Menschen, die Kinder wollen, sollten heiraten" zu; damit steht Deutschland an 2. Stelle der Befürworter hinter Irland (Goldberg, 1994). Für die Deutschen ergibt sich das Bild einer im europäischen Vergleich recht ausgeprägt postmaterialistischen und zugleich konservativen Haltung!²⁸

Daß anders als bei globalen Werten doch mit gewissen Erfolg von einer spezifischen Wertestruktur auf eine spätere Lebensform geschlossen werden kann, zeigt eine Untersuchung von Spieß und Nerdinger (1991), in der anhand der Werthaltung von Frauen 1980 ihren Berufsstatus als Hausfrau oder Berufstätige zwei Jahre später zu 70% korrekt vorhergesagt werden konnte. Hatten sie dem Beruf einen höheren Wert zugewiesen, waren sie

²⁸ Vor diesem Hintergrund könnte auch die von Strohmeier (1997) festgestellte auffällige Polarisierungstendenz der Deutschen verstanden werden - aufgrund ihrer Selbstverwirklichungstendenzen entscheiden sie sich entweder gar nicht erst zu heiraten und Kinder zu bekommen oder verwirklichen sich, wenn sie es doch tun, mit ihren Kindern zusammen explizit als Familie. Hier wäre eine Überprüfung der Ausprägung globaler und spezifischer Einstellungen über verschiedene Lebensformen in den europäischen Ländern interessant.

später häufiger berufstätig, neigten sie ehemals zu emotionaler oder religiöser Werthaltung, gaben sie den Beruf einige Jahre später mit größerer Wahrscheinlichkeit auf. Diejenigen, deren Wertorientierung stärker von Partnerschaft und Religion geprägt waren, entschieden sich eher für Kinder als diejenigen, die Wohlstand und Freizeit betonten. Wohlstand, Beruf und Freizeit waren im Gegensatz zu Partnerschaft, Zuwendung im Alter und Religion für diejenigen, die nach insgesamt 9 Jahren kinderlos gebliebenen waren, schon zum ersten Meßzeitpunkt wichtiger als für diejenigen, die Kinder bzw. noch mehr Kinder bekamen (allerdings hatten viele der Mütter bereits zum ersten Meßzeitpunkt ein Kind und die größten Unterschiede bestanden zwischen denen mit einem bzw. keinem Kind).

2.2.2.2 Die Wertschätzung von Ehe, Kindern und Beruf in verschiedenen Lebensformen

Im Zuge der Individualisierungs- und Pluralisierungsdiskussion hat sich die Einschätzung verfestigt, Singles seien für den modernen Arbeitsmarkt geradezu prädestiniert: flexibel, mobil und frei verfügbar - nicht eingeschränkt durch partnerschaftliche oder familiale Bindungen und Verpflichtungen (Beck, 1986). Es wird mehr oder weniger offen unterstellt, ihre Berufsorientierung sei höher und ihre Karrierechancen besser (Tölke, 1998). Behauptet wird auch, sie verfügten nicht nur als "Alleinverdiener" und "Alleinesser" über mehr Finanzkraft, die sie dann in eine aktive, teure Freizeitgestaltung investieren könnten, sondern gehörten - im Anklang an gutverdienende Yuppies - aufgrund ihrer besseren Bildung ohnehin zu den Besserverdienenden.²⁹ Medienwirksame Ausrufe von "Ehemüdigkeit", "Kinderfeindlichkeit" oder "Karrieredrang" unterfüttern diese Bild. So wird vor allem denen, die keine Kinder haben, unterstellt, aus rein materiellen Gründen zu handeln. Vermutet wird, daß gerade Frauen, die sich sonst aufgrund ihrer finanziellen Lage dazu entschließen früh zu heiraten, um ihre Versorgung sicher zu stellen, bei eigenen finanziellen Ressourcen auf eine (frühe) Ehe verzichten (dazu auch Kap. 2.3.). Strohmeier konstatiert: "Eingeschränkte biographische Optionsspielräume gehen mit einer stärkeren Familienorientierung im individuellen Lebenskonzept einher." (S. 307)³⁰

²⁹ Wobei längere Ausbildungszeiten automatisch zu mehr Singles im bevölkerungsstatistischen Sinn führen können.

³⁰ Angemerkt sei hierzu, daß eine beklagenswerte "Strukturstarre" nicht einfach nur "passiert", also als unveränderliche Größe gegeben ist, sondern durch eine Gesellschaft, sprich die sie bildenden Individuen, determiniert ist und diese widerspiegelt - d. h., wenn in Deutschland nach wie vor Beruf und Familie nur unter Schwierigkeiten zu vereinbaren sind, könnte dies zumindest auch teilweise Ausdruck einer diesbezüglichen Einstellung der Bevölkerung sein. Das im europäischen Vergleich hoch angesetzte Einkommensniveau in Deutschland, das bei einem einzigen Brotverdiener potentiell ganze Familien ernähren soll, kann als Hinweis auf eine nach wie vor bestimmende Grundhaltung bezüglich der Rollenverteilung von Mann und Frau gewertet werden.

Haben es auf der einen Seite bildungs- und familienpolitische Maßnahmen, sowie ein verändertes Einkommenssteuergesetz Frauen ermöglicht, an Ausbildungschancen und ökonomischen Ressourcen zu partizipieren, also unabhängig von einem (Ehe-)Mann zu existieren, sieht Strohmeier (1997) aufgrund der "Strukturstarre" nach wie vor Probleme Beruf und Familie gleichzeitig zu verwirklichen. Steht eine Berufstätigkeit und eine ausgeprägte berufliche Rolle des Mannes im Einklang mit einem Lebensentwurf nach traditionellem Muster, so ist eine berufliche Orientierung von Frauen dazu widersprüchlich. Die Berufsorientierung von Männern sollte also keinen Einfluß auf ihre Entscheidung, zu heiraten und eine Familie zu gründen haben; eine starke Berufsorientierung von Frauen bedingt hingegen eher einen Verzicht auf ein traditionelles Familienleben oder umgekehrt, ermöglicht ein solcher Verzicht eine stärkere Berufsorientierung.

Vermutet werden kann, daß eine Ehe (und ähnlich eine feste Partnerschaft) anders als Kinder, die sich vermutlich besonders für Frauen eher nachteilig auf die Berufskarriere auswirken, eine Unterstützungsfunktion durch ihren stabilen persönlichen Rahmen, Zuwendung und Austausch von Ressourcen bietet. In der Tat wirken sich bei Männern sowohl eine Ehe oder eine nichteheliche Lebensgemeinschaft als auch Kinder positiv auf die Karriere aus, bei den Frauen ist vor allem die Mutterschaft, aber auch eine nichtinstitutionalisierte Partnerschaft ungünstig für den Berufsaufstieg (Tölke, 1998). Offensichtlich existiert also nicht generell eine Benachteiligung von Frauen, sondern von Müttern und bei den Männern eine Benachteiligung von Partnerlosen im Gegensatz zu Paarpersonen!

Was die harten Fakten des Berufslebens betrifft, ist festzustellen, daß Alleinlebende unter 60 Jahren eine höhere Erwerbsquote als andere haben und ihre Repräsentanz am arbeitsmarktaktiven Teil der Bevölkerung auffällig hoch ist (Schofer, Bender & Utz, 1991), so daß dies auch für die Singles vermutet werden kann. Bedenkt man, daß die meisten Singles sich vermutlich mangels eines Partners - und dies gilt aus traditioneller Sicht insbesondere für Frauen - 'ihre Brötchen' selbst verdienen müssen, ist dies wenig verwunderlich. Insgesamt läßt sich das Bild vom jungen, ledigen einkommensstarken Single nicht bestätigen; Bildung, Erwerbstätigkeit, Berufssituation, Geschlecht und Kinder (im eigenen Haushalt oder nicht) haben einen stark modifizierenden Einfluß. So erreichen Frauen im Durchschnitt zwar ein ähnliches, wenn nicht sogar höheres Bildungsniveau als die vergleichbaren Männer, nicht aber ein höheres Einkommen, und insbesondere junge ledige oder geschie-

dene Frauen verdienen nur wenig (Pohl, 1994).³¹ Dessen ungeachtet gilt, wer als Frau, aber auch als Mann bisher auf ein Leben mit Ehe und Familie verzichtet hat, ist schulisch und beruflich außerordentlich hoch gebildet. Sowohl die männlichen als auch die weiblichen partnerlos Alleinlebenden sind beruflich sehr ambitioniert und bauen ihre Identität stark auf dem Beruf als ideeller Basis auf, wobei bei den Frauen das Berufsleben zudem einen ausgeprägten Symbolwert für ihre Unabhängigkeit erhält. Der Verzicht auf einen Partner scheint den partnerlos Alleinlebenden zwar ein Stück weit funktional für ihre beruflichen Ziele, eigentlich streben sie aber Erfolg sowohl im Berufs- als auch im Privatleben mit einer festen Partnerschaft an (Bachmann, 1992).

Bezüglich der "harten Fakten" des Familienstandes und der Elternschaft ist aus Kap. 1.3 ablesbar, daß der Beziehungsstand von Singles weitgehend auch mit ihrem Familienstand korrespondiert - neben einigen verwitweten und geschiedenen ist die überwiegende Zahl der im mittleren Erwachsenenalter Partnerlosen ledig. Gemessen an der Zahl partnerlos Alleinerziehender (zumeist Mütter) von 3,5%, und einer maximal (weil evtl. mit neuem Partner zusammenlebend) genauso hohen Zahl von Personen (zumeist Väter), die nicht mit ihren Kindern zusammenleben, ist die überwiegende Zahl der partnerlosen Singles auch kinderlos. Dafür spricht auch, daß nur 3% im Westen, 7% im Osten partnerlose Singles sind, wenn sie das erste Kind bekommen, dagegen aber 80% der Kinder in eine Ehe hineingeboren werden (Henze, Klar & Schreier, 1996). Diese Zahlen sprechen dafür, daß vielleicht einem Teil, nicht aber allen Singles zwangsläufig eine prinzipiell ablehnende Haltung zur Ehe oder Elternschaft unterstellt werden kann.

Direkt danach gefragt, spiegelt die Einstellung partnerlos Alleinlebender zu Ehe und Kindern ihr "Verhalten" als Single wider: Die Heiratsbereitschaft partnerlos Alleinlebender (und damit vermutlich auch der partnerlosen Singles) ist nicht sehr hoch; nur jeder vierte kann sich vorstellen, zu heiraten. Es wird vor allem eine nonkonformistische Lebensform, wie das "Living apart together" oder eine nichteheliche Lebensgemeinschaft angestrebt, die Ehe von den heiratswilligen Singles ist, sofern sie überhaupt erwogen wird, vor allem kindorientiert (Bachmann, 1992). Sowohl bei dem guten Drittel aller kinderlosen partnerlos alleinlebenden Frauen, das sich eine Mutterschaft wünscht, als auch bei dem Drittel, das

³¹ Es zeichnet sich gleichzeitig die Gefahr einer Proletarisierung von Familien ab, die mit der niedrigen Entlohnung in bestimmten Berufsgruppen, einem höheren Einkommensbedarf bei zumeist reduzierter Erwerbssituation zusammenhängt. Generell ist es nicht verwunderlich, daß eine vierköpfige Einverdiener-Familien nur über 38% des Pro-Kopf-Einkommens eines kinderlosen Zweiverdiener-Ehepaares verfügt (Schneewind, 1999).

eine Mutterschaft definitiv ablehnt, stehen Motive eines 'selbstbestimmten Lebens' im Vordergrund. Beide Gruppen kommen aber eben bezüglich der Mutterschaft zu ganz gegensätzlichen Ergebnissen (Bachmann, 1992).

Am heiratswilligsten von allen sind die geschiedenen Männer (Bachmann, 1992), am wenigsten eheorientiert und skeptisch gegenüber dem Ideal von Ehe- und Familienglück die ledigen, im Alleinleben erprobte Männer mit akademischen Berufen. Im Gegensatz dazu sind bei den Single-Frauen selbst Geschiedene mit z. T. schlechter Eheerfahrung nicht grundsätzlich gegen die Ehe eingestellt, wobei ihnen jedoch ein egalitäres Verständnis des Mann-Frau-Verhältnisses als Grundvoraussetzung für eine tatsächliche Realisierung der Ehebereitschaft gilt (s. u. Punkt 2.2.3.). Verheiratete und Single-Frauen sind sich offenbar grundsätzlich einig über die Bedeutsamkeit von Kind und Ehe, allerdings scheinen Single-frauen die Ehe und auch Kinder weniger zu idealisieren (Hejj, 1997).

Zusammenfassend läßt sich für die von Bachmann (1992) untersuchten partnerlos Alleinlebenden feststellen, daß der traditionelle Lebensentwurf von Familie nicht grundsätzlich zugunsten einer Berufsorientierung abgelehnt wird. Allein die kinderlosen, ledigen, akademischen Männer lehnen das traditionelle Bild ab, auch wenn sie sich konkret durchaus ein Kind wünschen. Die Frauen befürworten grundsätzlich die traditionelle Lebensform der Familie mit Ehepartner und Kindern, sehen aber deren Verwirklichung unter egalitär gewünschten Geschlechterverhältnissen als problematisch an; der Beruf ist ihnen dabei Symbol ihrer Unabhängigkeit. Anzunehmen ist, daß eine ähnliche Einstellung zum Beruf und zum Ideal von Ehe und Kindern und zum konkreten Heirats- und Kinderwunsch auch bei den partnerlosen Singles (unabhängig von ihrer aktuellen Wohnform) zu finden ist.

2.2.2.3 Der persönliche Lebensplan: Erfassung und Befunde

Neben einer übergreifenden Werthaltung und konkreten Einstellungen zu Ehe, Kindern und Beruf können Personen mehr oder weniger ausgeprägt und bewußt einen individuellen und persönlichen Lebensplan haben. Der Lebensplan von Personen muß heute komplexe Rollenbindungen und -erfüllungen berücksichtigen. Erwartungen, welche dieser Rollen wie auszufüllen sind (*personal role expectations*), lassen sich als a) internalisierte Überzeugungen und Einstellungen in Bezug auf die persönliche Relevanz einer Rolle, b) Standards für diese Rollenausübung sowie c) der Art und Weise, wie persönliche Ressourcen wie Zeit, Geld und Energie zur Rollenausübung eingesetzt werden, definieren (Zusammenfassung nach Amatea, Cross, Clark & Bobby, 1986). Das bedeutet, der persönliche Le-

bensplan dürfte zwar eine übergeordnete Werthaltung und konkrete Einstellung widerspiegeln, nicht aber mit ihnen identisch sein.

Amatea et al. (1986) entwickelten eine Skala, die den Wert der Rolle und die Bindung an diese Rolle in Beruf, Ehe, Elternschaft und Haushalt erfaßt, die *Life Role Salience Scales (LRSS)*. Im Sinne der Autoren soll die Skala für Männer und Frauen verwendbar sein und mögliche Einstellungsänderungen aufgrund von Änderungen im Rollenstatus widerspiegeln. Damit steht ein mittlerweile an unterschiedlichen Stichproben validiertes Meßinstrument mit guten psychometrischen Qualitäten zur Verfügung, das über die simple direkte Frage nach der Bedeutung von Beruf, Ehe und Familie hinausgeht.

Ledige Frauen, aber auch ledige Männer, bewerten die berufliche Rolle signifikant höher, die elterliche Rolle geringer als Verheiratete und Geschiedene (bei den Frauen). Verheiratete bewerteten die eheliche Rolle am höchsten, Geschiedenen am geringsten (wenngleich die geringe Stichprobengröße der Geschiedenen eine Aussage fragwürdig erscheinen läßt; McCutcheon, 1998). Bezüglich der Rolle bei der Hausarbeit ergaben sich keine Unterschiede zwischen Personen mit unterschiedlichem Familienstand. Generell bewerteten Mütter die elterliche Rolle höher, die berufliche niedriger, die Skalenbewertung war insgesamt unabhängig von Bildung, Dauer der Berufstätigkeit und persönlichem Einkommen (Campbell & Campbell, 1995). Es deuten sich Geschlechterdifferenzen bei der Bewertung der beruflichen Rolle (stärker durch Männer) und der Rolle im Haushalt (stärker durch Frauen) sowie ein Einfluß des Alters an (McCutcheon, 1998).

Burke (1994) untersuchte den Lebensplan, die Erwartungen und Werte der sogenannten "Generation X" (Coupland, 1991), also diejenigen, die zu Beginn der 90er Jahre zwischen 20 und 30 Jahr alt waren. Die vier Bereiche der Lebensplan-Skala Beruf, Ehe, Kinder und Haushalt wurde als gleichermaßen wichtig eingeschätzt, Männer und Frauen der Generation X unterschieden sich nicht. Alle drei untersuchten College-Jahrgänge (1. 3. und 5. College-Jahr) unterschieden sich nicht in der Bewertung der beruflichen Rolle, ältere Studenten fanden die elterliche, die Haushalts- und vor allem die eheliche Rolle weniger bedeutend für ihr zukünftiges Leben. Beide Geschlechter erwarteten eine recht traditionelle Rollenverteilung in ihrem zukünftigen Leben und waren sich dabei in ihren Erwartungen, weniger in ihren Hoffnungen auf Gleichverteilung, die besonders die Frauen hegten, weitgehend einig.

2.2.2.4 Implikationen für die Singles

Anzunehmen ist, daß die Einstellung der partnerlosen Singles zu Ehe, Elternschaft und Beruf denen der Ledigen und Kinderlosen ähnelt. Das bedeutet, daß auch sie vermutlich nicht grundsätzlich die Ehe und Elternschaft ablehnen und sich in ihrer Einschätzung nicht von ebenfalls Unverheirateten und Kinderlosen mit festen Paarbeziehungen unterscheiden sollten, wohl aber der Ehe und der Elternschaft weniger Wert zuweisen sollten als dies verheiratete Paare tun. Zu erwarten ist, daß vor allem die Single-Frauen dem Beruf einen hohen Stellenwert zumessen.

2.2.3 Die Einstellung zur Geschlechtsrolle und die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität

Die Thesen von Individualisierung und Pluralisierung steht in enger Verknüpfung mit einer Veränderung des Geschlechterverhältnisses. Überkommene, traditionelle Rollenverteilungen, nach denen Männer für den Lebensunterhalt ihrer Familie sorgen und die politischen und wirtschaftlichen Aufgaben in der Gesellschaft tragen, Frauen für Kinder und Haushalt sowie für den familiären Zusammenhalt sorgen, weichen zunehmend einer Egalisierung im Rollenverständnis und des Mann-Frau-Verhältnisses. Frauenquoten bei der Einstellung, die Bemühungen, Frauen in Männerberufen auszubilden, das Erziehungsjahr für den Mann und Überlegungen zu einem Gesetzesvorschlag zur gleichen Verteilung der Hausarbeit sind Zeugnis dafür. Doch ähnlich wie bei den Schlagworten Individualisierung und Pluralisierung, liegen auch für die Gleichberechtigung von Mann und Frau Prophezeihungen bzw. Ideale und gelebte Realität weit auseinander. Das Ideal eines gleichberechtigten Geschlechterverhältnisses und einer egalitären Rollenverteilung sowie ihre Umsetzung divergieren über die Bevölkerungsgruppen und über einzelne Individuen (vgl. z. B. die unterschiedlichen Karrierechancen von Männern und Frauen, Abschnitt 2.2.2.2.).

Angenommen wird gemeinhin, daß in unteren Bevölkerungsschichten eher eine traditionelle Einstellung hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses vorherrscht, in studentischen Kreisen eher eine liberalere Haltung (u. a. Rubin, 1976). Allerdings scheinen individuelle Unterschiede die Gruppendifferenzen stark zu überlagern und gerade bei Studenten spalten Einflüssen der sozialen Erwünschtheit oder 'political correctness' geäußerte und innere Haltungen und erschweren damit pauschale Urteile.

Meuser (1998) identifiziert zwei idealtypische Muster der Orientierung junger Männer: "eine vielfältig gebrochene und in Interaktion mit Frauen stets gefährdete Orientierung an tradierten Männlichkeitsmuster" und "eine pragmatisch motivierte egalitäre Einstellung".

(S. 244) Diejenigen mit einer "aufgeklärten Doppelmoral" nehmen zwar die alten Klischees als solche wahr, sehen sich aber nicht veranlaßt, etwas zu ändern; ihr "Traditionismus" ist in diesem Sinne "aufgeklärt"³². Gleichzeitig sehen sich die jungen Männer mit von Frauen errichteten "rhetorischen Verbotstafeln" konfrontiert, vor denen sie sich gezwungen fühlen, ihre Männlichkeitsklischees - und rituale nicht offen, sondern nur unter ihres Gleichen zu praktizieren (Meuser, 1998).³³ Die hegemoniale Maskulinität bleibt hinter dem strategischen Handeln als Orientierungsfolie bedeutsam. In einer vergleichenden Untersuchung von männlichen Studenten und Facharbeitern (Meuser, 1998) repräsentieren die Studenten diesen Typus. Dagegen lehnen Facharbeiter stereotypisierende Festschreibungen von Geschlechtscharakteren ab, betonen die Irrelevanz von Differenzen und distanzieren sich betont von gesellschaftlich zugeschriebenen Geschlechtsrollen. Die Benachteiligung von Frauen wird nicht politisch verstanden, sondern als allgemeinemenschliche Ungerechtigkeit kritisiert (nicht mit feministischer Kritik an ihrem Mannsein konfrontiert, teilen sie und ihre Partnerinnen vermutlich die individualistische und pragmatische Logik). Anders als die Studenten, rekurrieren sie auf Egalität, nicht auf männliche Hegemonie. Meuser meint, dieser pragmatisch motivierte Egalitarismus schein praktisch folgenreicher für eine Modernisierung zu sein, da er "ohne eine reflexive Dekonstruktion fundamentaler Identitäten auskommt" (S. 253), also auch keine Verunsicherungen und Abwehr erzeuge.

Singles leben in einer nichttraditionellen Lebensform, in der beide Geschlechter zwangsläufig, da auf sich allein gestellt, verschiedene Rollen übernehmen müssen (es sei denn, sie versuchen mittels Unterhalt oder Haushaltshilfe die klassischen Aufgaben der anderen Rolle zu umgehen). Schlägt sich dies auch auf der Einstellungsebene hinsichtlich der Haltung zur Geschlechtsrolle durch, bzw. haben vielleicht liberalere oder egalitärere Einstellungen zu einem "Verhalten" als Singles geführt?

³² Auf diese Weise bleiben geschlechtsstereotype Verhaltensweisen als erwünschte Konstruktion von Geschlecht bestehen - Männer - und vermutlich auch Frauen - erkennen zwar klischeehaftes Verhalten des anderen Geschlechts, "stehen" aber auf diese Klischees und verhalten sich daher selbst entsprechend klischeehaft. Dies kann dem Erhalt der Geschlechtsidentität dienen (vgl. Spence, 1993), das Selbstwertgefühl steigern oder auch im Sinne von Impression management verstanden werden.

³³ Die Frage ist, inwieweit sich beide Geschlechter aus Gründen der Gruppenhomogenität je nach Öffentlichkeit (geschlechtshomo- bzw. -heterogen) unterschiedlich präsentieren, also "zwei Gesichter haben". Der Unterschied zwischen Frauen und Männern besteht hier möglicherweise vor allem in der political correctness gegenüber sich selbst, also im Eingestehen ihres zweiten Gesichts - im Unterschied zum Männerbild von Männern könnte es schlechter ins Selbstkonzept von Frauen passen, nicht nur ehrlich, emanzipiert und an tiefen Beziehungen interessiert zu sein, sondern vielleicht auch weniger positive, vielleicht ebenso "weibliche" Züge zu tragen.

Aussagen insbesondere von geschiedenen Frauen, die aufgrund der Befürchtung ungleicher Rollenverteilungen lieber gar keine feste Partnerschaft mehr eingehen möchten, spiegeln beide Vermutungen wider: Freiwillige Singles beiderlei Geschlechts geben in der Studie von Meyer & Schulze (1992) als Hauptgründe für die gewählte Lebensform zum einen persönlichen Entwicklungschancen, die das Leben als Single biete, zum anderen negative Erfahrungen mit früheren Partnerschaften an. Bei ihnen sind in der Regel Trennungen von einem festen Partner ihrer jetzigen Lebensform vorausgegangen, die insbesondere aus Rollenkonflikten zwischen Mann und Frau begründet werden. Vor allem die Frauen schätzen ihre neu gewonnene Selbständigkeit aus zuvor einseitig dominierten Beziehungen, in denen sie ihre Interessen nicht durchzusetzen vermochten und ungewollt auf eine traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter verwiesen waren; zudem belastete einige die Unselbständigkeit ihrer ehemaligen Partner. Sie sind in ihrer neuen Rolle gerade mit dem, was sie beruflich erreicht haben, zufrieden und schöpfen insbesondere dadurch, daß sie dies ohne Unterstützung durch einen Partner erreicht haben, Selbstbewußtsein. Sie schätzen die Tatsache, nunmehr nur noch "für den eigenen Dreck" (S. 93) verantwortlich zu sein. Demgegenüber sehen Männer dies eher als Nachteil für sich und nehmen, wenn möglich, bezahlte Dienstleistungen bei der Hausarbeit in Anspruch. Umgekehrt hatten sich die Männer von ihren ehemaligen Partnerinnen in die Rolle als verantwortlicher "Brotverdiener" gedrängt gefühlt, die ihnen nicht behagte.

Im folgenden Kapitel werden die Einstellung zur Geschlechtsrolle und damit verbunden das Konstrukt der geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität näher erörtert und ihr theoretischer Hintergrund offengelegt, Meßinstrumente zu ihrer Erfassung vorgestellt und für diese Arbeit relevante Untersuchungen präsentiert.

2.2.3.1 Theoretischer Hintergrund der Einstellung zur Geschlechtsrolle und von Maskulinität/Feminität

Das Geschlecht wird in der Psychologie durch drei Konstrukte aufgegriffen:

- dem *biologischen Geschlecht* Mann/Frau
- der Geschlechtsrollen-Identität (auch Geschlechtsrollenorientierung) oder *den geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität*, die traditionell als geschlechtgebunden verstandene Charakteristika beschreiben und
- der *Einstellung zur Geschlechtsrolle*, der Geschlechtsrollenideologie oder der Geschlechtsrollenorientierung, also den internalisierten Vorstellungen einer Kultur, wie sich Männer und Frauen verhalten sollten.

Die Geschlechtsrolle läßt sich definiert als "normative Erwartung über die Macht- und Arbeitsverteilung und die soziale Interaktion zwischen den Geschlechtern in einem bestimmten kulturell-historischen Kontext" (nach Sieverding & Bierhoff-Alfermann, 1992). Die Einstellung zu der Geschlechtsrolle wird meist auf der konservativen Seite mit dem Pol "traditionell" beschrieben, dem ein "liberaler, egalitärer oder aufgeklärter" Pol gegenübersteht, was die Spannbreite des Verständnisses der so aufgespannten Dimension erkennen läßt. Unter einer traditionellen Einstellung zur Geschlechtsrollen wird die Zustimmung zur klassischen Rollenverteilung von Mann und Frau subsumiert: Der Mann ist der (Haupt-)Brotverdiener, die Frau zuständig für Haushalt und Kinder; eine Halbtagsstätigkeit oder ein Hinzuverdienen der Frau weicht das klassische Bild auf, wird aber dennoch hinzugerechnet. Demgegenüber ist eine liberale, egalitäre oder aufgeklärte Haltung durch die Befürwortung gleichverteilter Rollenaufgaben gekennzeichnet, d. h. auch die Frau sollte berufstätig sein, der Mann im Haushalt helfen und sich ebenfalls um die Kinder kümmern.³⁴ Je nach Meßinstrument wird das Konstrukt auch auf den gesellschaftspolitischen Bereich ausgeweitet, also z. B. auf die Einstellung zur Partizipation von Frauen an öffentlichen Debatten oder bezüglich ihrer Berufsausbildung. Die Beispiele zeigen, daß insbesondere die Rolle der Frau in der Diskussion steht, weniger die des Mannes, sicher ein Erbe der Emanzipationsbewegung der 70er Jahre, die erst allmählich auch die Rolle des Mannes (Stichwort "neue Väterlichkeit") in Frage zu stellen beginnt.

Häufig wird angenommen, daß hinter der geschlechtstypischen Rollenverteilung von Mann und Frau Unterschiede in der Persönlichkeit stehen, die eine effektive Verteilung der Aufgaben zwischen den Geschlechtern erst ermöglichen. Männer sind danach von ihrer Anlage her instrumentell, zielorientiert, unabhängig, und haben größere Führungsqualitäten, Frauen eher expressiv, an persönlichen Beziehungen interessiert, freundlich, sensibel und taktvoll (Runge, Frey, Gollwitzer, Helmreich & Spence, 1981). Diese Eigenschaften werden als Maskulinität bzw. Feminität zusammengefaßt, was auf die Geschlechtsverbundenheit hinweist, aber auch mit den Begriffen Instrumentalität vs. Expressivität oder *agency* (im Sinne von Selbstbehauptung) vs. *communion* (im Sinne von Selbstlosigkeit) belegt (wobei für Männer das Prinzip gilt, "to mitigate agency with communion" und für Frauen das Umgekehrte; Bakan, 1966). Diese Bekräftigung von Persönlichkeitseigenschaften, die in einer

³⁴ Insofern ist die Bezeichnung "liberal" irreführend, denn selten wird in Bezug auf das Geschlechterverhältnis eine großzügige Haltung zur freien, individuellen Entscheidung im Sinne von "jeder kann machen, was

Kultur für Männer bzw. Frauen angemessen erscheinen, wird auch Geschlechtsrollen-Identität genannt (Winstead & Derlega, 1993). Abzugrenzen davon ist die Geschlechts-Identität, die sich auf das eigene Gefühl bezieht, einem bestimmten Geschlecht zuzugehören, und sich selbst als männlich oder weiblich zu bezeichnen. Unabhängig von der verwendeten Bezeichnung werden die geschlechtsbezogenen Persönlichkeitseigenschaften als stabile, übergreifende Eigenschaften im Sinne von *traits* verstanden.

Bedauerlicherweise werden die drei Konstrukte "Geschlecht", "Einstellung zur Geschlechtsrolle" und "Maskulinität/Feminität" begrifflich nicht immer sauber differenziert, so daß es zu einiger Verwirrung sowohl begrifflicher als auch konstruktbezogener Art gekommen ist (s. dazu Winstead & Derlega, 1993; Huston & Geis, 1993; Sieverding & Bierhoff-Alfermann, 1992). Andere sind der Auffassung (u. a. Frable, 1989), eine klare Differenzierung zwischen diesen drei Konstrukten sei ohnehin nicht möglich. Zwei Theorien werden alternativ dazu diskutiert:

- Eine Theorie des Geschlechtsschemas (*gender schema theory*) nimmt an, daß Männer und Frauen eine starke Identifikation mit ihrer Geschlechtsrolle entwickeln, die sie veranlaßt, gemäß der sozialen Erwartung verschiedene Persönlichkeitseigenschaften, Einstellungen und Verhaltensweisen auszubilden und zu zeigen, wobei ihnen ihr biologisches Geschlecht als Organisationsprinzip für die Information über sich selbst und die Außenwelt dient. Geschlechtstypische Männer und Frauen identifizieren sich stärker mit ihrem Geschlecht, nicht-geschlechtstypische Personen bilden ein geringeres Schema ihres Geschlechts aus und sind damit weniger von Geschlechtsstereotypen beeinflusst (Spence, 1993; allerdings scheint sich bei dieser Argumentation "die Katze selbst in den Schwanz zu beißen", denn die Ausprägung der Geschlechtstypikalität wird über die Präsenz geschlechtstypischer Eigenschaften erhoben, s. u.). Dahinter liegt die Annahme, alle geschlechtsbezogenen Eigenschaften, Einstellungen und Verhaltensweisen könnten auf einen bipolaren Faktor zurückgeführt werden (Spence, 1993). Inzwischen wird zunehmend ein zweidimensionales Konzept für angemessener erachtet. Maskulinität und Feminität sind demnach keine bipolaren Gegensätze, sondern unabhängig von einander. Zudem wurde die klare Zuordnung der Eigenschaften zu dem biologische Geschlecht fallen gelassen; die begrifflichen Alternativen machen die Lösung der Konzepte vom Geschlecht deutlich (Spence, 1993). Das Androgyniekonzept, das seit den

ihm oder ihr beliebt" verstanden, sondern eher eine, die eine Gleichheit oder auch Gerechtigkeit der Verteilung fokussiert.

70er Jahren diskutiert wird, baut auf der bipolaren Annahme auf. Personen, die maskuline und feminine Eigenschaften in sich vereinen, werden als androgyn bezeichnet (Bierhoff-Alfermann, 1989). Dabei scheint für viele gesellschaftliche Bereiche zunächst die Instrumentalität bedeutsam zu sein, so daß Androgynie für Frauen erstrebenswerter erscheint als für Männer. Im privaten Bereich scheint hingegen eher die Expressivität wichtig zu sein (Sieverding & Alfermann, 1992) - eine Erkenntnis, die sich erst langsam durchzusetzen scheint, beklagen doch viele Frauen die mangelnde Expressivität ihrer Partner (Huston & Geis, 1993).

- Demgegenüber geht eine alternative Theorie aufbauend auf dem Konstrukt der Geschlechtsidentität von mehreren zunächst weitgehend unabhängigen, nur lose verbundenen Faktoren aus, die hinter den unterschiedlichen Manifestationen stehen, und diese in komplexer Interaktion beeinflussen (*multifactorial gender identity theory*; zusammenfassend Spence, 1993). Die geschlechtsdifferenzierenden Faktoren haben unterschiedliche Entwicklungsgeschichten, und sind aus unterschiedlichen Quellen gespeist, die nicht unbedingt mit dem biologischen Geschlecht verbunden sein müssen, so daß die Variabilität zwischen den Individuen und innerhalb eines Geschlechts groß ist (Spence, 1993). Unabhängig davon entwickeln trotzdem die meisten Menschen ein klares Gefühl ihrer Geschlechtsidentität, das seinerseits durch die geschlechtsbezogenen Eigenschaften, die ab und zu gezeigt werden und die Geschlechtsrolle, die sie gerade ausfüllen, bedient wird. Ein weniger bekannter theoretischer Ansatz, der ähnlich wie der Ansatz von Spence (1993) aus konstruktivistischer Perspektive argumentiert, geht davon aus, daß Männer sich nicht aufgrund ihrer männlichen Identität oder ihrer maskulinen Persönlichkeitseigenschaften auf eine bestimmte "männliche" Weise verhalten, sondern aufgrund ihrer über die Kultur internalisierten Konzeption von Maskulinität, d. h. ihrer *Maskulinitäts-Ideologie*. Es wird die Ansicht vertreten, daß Männer im Allgemeinen maskuline Eigenschaften im Sinne der kulturell definierten Standards haben sollten, ohne daß sie selbst diese Eigenschaften besitzen müssen (Pleck, Sonenstein & Ku, 1993). Hier geht es also eher um die Einstellungen zur Maskulinität. Eine vergleichbare *Feminitäts-Ideologie* ließe sich auch für Frauen denken.

Beide Theorien nehmen also eine genau umgekehrte Einflußnahme an. Theoretisch sind beide Richtungen aber m. E. auch als Interaktion (ganz im Sinne des "Henne-und-Ei-Problems") denkbar: Sieht man die eigene Identität vor allem "durch die Brille des Geschlechts", dann verhält man sich auch so, hat passende Einstellungen und entwickelt ent-

sprechende Persönlichkeitseigenschaften. Verhält man sich dagegen rollenkonform, äußert entsprechende Einstellungen und zeigt geschlechtstypische Eigenschaften, dann wiederum pickt man genau diese Eigenschaften heraus, um sein Gefühl der Geschlechteridentität zu bestätigen - sich stereotyp maskulin/feminin zu verhalten gehört dann zum Selbstbild der eigenen Maskulinität/Feminität. Besitzt man geschlechtsinkongruente Eigenschaften, werden sie als irrelevant für die eigene Geschlechteridentität betrachtet. Hier ist die Empirie gefragt zu klären, wie eng die einzelnen Konstrukte zusammenhängen und ob sie auf einen gemeinsamen Faktor zurückgeführt werden können. Dazu ist zunächst eine theoretische Klärung angebracht (was denn z. B. die Geschlechterorientierung genau sein soll), die sich nicht an vorliegenden, möglicherweise ungenau operationalisierten Meßinstrumenten orientiert, wie die oben dargestellten Theorieansätze es tun. Die bewährte Unterscheidung zwischen biologischen Strukturen, Persönlichkeitseigenschaften und Einstellungen scheint m. E. hilfreich, die drei Konstrukte theoretisch klar gegeneinander abzugrenzen, unabhängig davon, inwieweit die Konstrukte empirisch zusammenhängen³⁵

Die Verwirrung zwischen den unterschiedlichen oder vielleicht doch ähnlichen Konzepten offenbart sich m. E. als Erbe der überkommenen Haltung: Ein Mann ist ein Mann, eine Frau eine Frau, sie bringen unterschiedliche Wesensarten, unterschiedliches Vermögen und andere Persönlichkeiten mit und sind daher für unterschiedliche Rollen prädestiniert. Es war ein langer und steiniger Weg, sich von diesen "gottgegebenen Tatsachen" (also "Männer mit dem Kopf, Frauen mit dem Herzen" zu identifizieren; Bellah et al., 1985) zu lösen. Die alten Vorstellungen schleichen sich eben manchmal noch immer in die Gedanken ein - heute z. B. durch die Hintertür der Evolutionsbiologie und -psychologie. Die Frage, welche Anteile des "Geschlechts" unveränderlich genetisch/biologisch gegeben sind, welche im Verlauf der Sozialisation gelernt werden und kulturell determiniert sind und welche situations- oder persönlichkeitsabhängig sind, ist nicht leicht auseinanderzuhalten. Erschwert wird die Entwirrung des Knäuels "Geschlecht" auch durch sein sozialgeschichtliches- und politisches Erbe, seine Befruchtung, seine Politisierung und Instrumentalisierung aus unterschiedlichster Richtung - feministischer bis reaktionärer - ob privat oder globalgesellschaftlich betrachtet (vgl. dazu z. B. Worell, 1993).

³⁵ Eine 1-zu-1 Überschneidung würde dann ggf. auch die generelle Kategorisierung und Differenzierung der psychologischen Superkonstrukte Einstellung und Persönlichkeit in Frage stellen und möglicherweise zu ganz neuen oder übergeordneten Konstrukten führen.

2.2.3.2 Einstellung zur Geschlechtsrolle: Erfassung und Befunde

Bekanntestes Erhebungsinstrument der Einstellung zur Geschlechtsrolle ist die "Attitudes Toward Woman Scale" (AWS) von Spence, Helmreich und Stapp (1973). Allerdings haben sich in den fast 30 Jahren seit der Entwicklung dieser Skala die Einstellungen so stark in Richtung einer egalitäreren Haltung verändert, daß Deckeneffekte diese Skala mehr und mehr unbrauchbar erscheinen lassen (u. a. VanYperen & Buunk, 1991). Krampen (1983) hat für den deutschsprachigen Bereich eine "Skala zur Messung normativer Geschlechtsrollen-Orientierung" vorgestellt (basierend auf einer Skala von Brogan & Kuttner, 1976).

Die Einstellung zur Geschlechtsrolle von jungen College-Studenten-Paaren im Jahr 1972 und die Veränderungen in der Einstellung, sowie die Auswirkung auf das Beziehungs- und Eheleben 15 Jahre später 1987 wurde in der 'Boston Couples Study' untersucht (Peplau, Hill & Rubin, 1993). Insgesamt war 1972 die Varianz zwischen traditionell und egalitär groß, und eine traditionelle Einstellung hing u. a. mit einem größeren Konservativismus auch in anderen Bereichen, wie Lebensstil, Religion und Sexualität zusammen. Zudem zeigte sich auch ein positiver Zusammenhang von Traditionalismus mit persönlichen Eigenschaften, wie mehr Selbstbewußtsein (nur Männer), sowie der Selbsteinschätzung als begehrenswerter Heiratskandidat, also auch höherer subjektiver Attraktivität und niedrigerer subjektiver (und tendenziell auch objektiver) Intelligenz. Traditionell eingestellte Frauen strebten einen geringeren College-Abschlußgrad an und belegten eher typisch 'weibliche' Fächer. Die meisten Befragten wollten später einmal heiraten, doch unter den egalitär eingestellten Männer und Frauen waren einige wenige, die ein Leben als Single (vermutlich im Sinne von unverheiratet) einplanten. Die traditionell Eingestellten waren sich sicherer, später einmal zu heiraten, erwarteten dies auch zu einem früheren Zeitpunkt und wollten lieber keine eigene Karriere machen (Frauen) bzw. nicht mit einer Karrierefrau verheiratet sein, die mehr Geld als sie selbst verdient (Männer). Nahezu alle wollten später Kinder haben, jedoch die traditionell Eingestellten mehr und früher als die egalitär Eingestellten und man war sich einig, daß Frauen nicht arbeiten gehen sollten, solange die Kinder klein sind.

Nur geringe positive Zusammenhänge ergaben sich zwischen der Einstellung zur Geschlechtsrolle und Beziehungsmerkmalen: Traditionell eingestellte Frauen zeigten gegenüber ihrem Dating-Partner eher einen Liebesstil in Richtung von Mögen, Abhängigkeit, Fürsorge und Intimität, betonten aber weniger die leidenschaftliche Liebe (gemessen mit Rubin's Love and Liking-Scale); kein Zusammenhang bestand mit der Beziehungszufrie-

denheit oder sexueller Zufriedenheit. Traditionelle Männer empfanden sich in der Beziehung eher dominant (was die traditionellen Frauen bestätigten) und beschrieben die Machtverteilung in ihrer Beziehung seltener als ausgewogen, wobei die Einstellung der Frau keine Rolle spielte. Die Beziehungen der egalitär Eingestellten waren über den Zeitraum von 2 Jahren weniger stabil, was jedoch unabhängig von der Übereinstimmung der Einstellung beider Partner (anders bei den traditionell Eingestellten) war.

15 Jahre später wurden die ehemaligen Studenten noch einmal befragt. In der Tat hatten traditionell eingestellte Frauen einen geringeren College-Abschluß gemacht, waren jedoch genauso häufig berufstätig wie die egalitär eingestellten. Interessanterweise hatte auch ihr ehemals festes Vorhaben auf jeden Fall zu heiraten keinen Einfluß auf ihr späteres Beziehungsleben - sie hatten weder öfter noch früher geheiratet, waren aber auch nicht seltener geschieden. Allerdings hatte nahezu die Hälfte der traditionellen Frauen (und in der Tendenz auch die Männer) ihre College-Liebe geheiratet und diese Ehen erwiesen sich als außerordentlich stabil. 2/3 aller Befragten hatten inzwischen Kinder, jedoch ergab sich hier keinerlei Zusammenhang mit der Einstellung zur Geschlechtsrolle. Insgesamt scheint vor allem die Einstellung der Frauen für die gefundene Varianz verantwortlich zu sein.

2.2.3.3 Maskulinität und Feminität: Erfassung und Befunde

Zwei Meßinstrumente zur Erfassung der Maskulinität und Feminität haben sich weithin durchgesetzt: Der "Bem Sex-Role Inventory" (BSRI) von Bem (1974) und der "Personal Attribute Questionnaire" (PAQ) von Spence, Helmreich und Stapp (1974). Beide Instrumente messen die Maskulinität mit vor allem sozial erwünschten Eigenschaften instrumentellen Inhalts, und Feminität mit vor allem sozial erwünschte Eigenschaften expressiven Inhalts. Die Items sind jeweils unabhängig und nicht zueinander gegensätzlichen formuliert.

Trotz ähnlichen Inhalts und substantieller Korrelation (Spence, 1993; Bierhoff-Alfermann, 1989) basieren die beiden Fragebögen auf sehr unterschiedlichen theoretischen Annahmen darüber, wie geschlechtsbezogene Eigenschaften organisiert sind (Spence, 1993) (Theorie des Geschlechtsschemas vs. Theorie der multifaktoriellen Geschlechtsidentität; s. o.).

Beide Instrumente erfassen die wünschenswerten Aspekte von Instrumentalität und Expressivität, nicht aber ein breites Konzept der Geschlechtstypisierung. So sind die Korrelationen mit der Einstellung zur Geschlechtsrolle niedrig (Spence, 1993; Huston & Geis, 1993; s. u.). Diskutiert wird, inwieweit dies als Indiz gegen ein breites Konzept der Ge-

schlechtstypisierung, das Geschlecht, Geschlechtsideologie und geschlechtstypische Persönlichkeitseigenschaften umfaßt, gewertet werden kann, oder ob diese geringe Übereinstimmung eher an der Durchschaubarkeit der Meßinstrumente liegt (Frable, 1989). Frable (1989) hat daher den "Rules Questionnaire" als weniger explizites Instrument vorgeschlagen, der die Zustimmung zu geschlechtsrollenkonformen Verhalten mißt. Angemerkt sei dazu, daß gerade weil die meisten Instrumente sowohl zur Erfassung der geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften als auch der Einstellung zur Geschlechtsrolle so durchschaubar sind, der mögliche Einfluß der 'political correctness' zu hohen Korrelationen führen sollte.

Spence (1993) verglich den BSRI, den PAQ, den "Rules Questionnaire" und zwei weitere explizite Maße der Geschlechtsrolleneinstellung (u. a. die *attitudes towards women scale*), zudem wurden auch die generell konservative bzw. liberale Zustimmung zu sozialen Konventionen erhoben. Bei Männern bestand ein eindeutiger Zusammenhang zwischen ihrer Einstellung zur Geschlechtsrolle und ihrer generell eher konservativen bzw. liberalen Haltung zu sozialen Themen, nicht aber bei Frauen. Grundsätzlich waren die Zusammenhänge zwischen allen Skalen schwach, auch wenn eine implizite Messung versucht wurde.

Huston und Geis (1993) untersuchten den Effekt von geschlechtsstereotypen Eigenschaften (erhoben mit dem PAQ) und der Einstellung zur Geschlechtsrolle auf die Ehe (erhoben mit der AWS). Insgesamt sind die Zusammenhänge zwischen den Konstrukten niedrig. Die Einstellung zur Geschlechtsrolle korreliert sowohl bei Männern als auch bei Frauen nur leicht bzw. überhaupt nicht signifikant (Einstellung / Instrumentalität bei Frauen $r=.22$). Die Einstellung zur Geschlechtsrolle zwischen beiden Ehepaaren korreliert ebenfalls nicht sehr hoch ($r=.34$), die Expressivität des Ehemannes hängt leicht mit der Instrumentalität der Ehefrau zusammen ($r=.22$), das biologische Geschlecht spielt kaum eine Rolle. Die Einstellung zur Geschlechtsrolle und die Persönlichkeitseigenschaften korrelieren ebenfalls überraschend schwach mit dem ehelichen Verhalten, gemessen an bezahlter Tätigkeit und Hausarbeit der Ehepartner (alle auftretenden Korrelationen $r<.3$). Auch andere Untersuchungen zeigen, daß die geschlechtsbezogenen Persönlichkeitseigenschaften zwar bedingt mit innerpsychischen Prozessen und subjektiven Werten, aber nur wenig mit dem konkreten Rollenverhalten zu tun haben (u. a. Bierhoff-Alfermann, 1989). Es hat sich gezeigt, daß eher die Einstellung gegenüber den Geschlechtsrollen verhaltensbestimmend ist, als geschlechtsabhängige Persönlichkeitseigenschaften selbst (Winstead & Derlega, 1993).

Offensichtlich fügen sich die einzelnen Elemente nicht zu einem kohärenten Bild zusammen, so daß die Annahme eines einheitlichen Konstrukts nicht gerechtfertigt zu sein scheint - d. h. das Konstrukt 'Geschlecht' ist vielmehr als komplexes Konglomerat aus aktuellen Bedingungen, Persönlichkeitseigenschaften und situativen wie historischen Rahmenbedingungen zu verstehen (Huston & Geis, 1993). Damit ist das Phänomen Geschlecht sowohl multidimensional (nicht nur als eine bipolare Dimension Maskulinität-Feminität), als auch multifaktoriell (zusammengesetzt aus Aspekten der Identität, der Persönlichkeit, der Einstellung und des Verhaltens; Spence, 1993). Die sichtbaren, geschlechtsstereotypen Manifestationen sind nicht Indizien einer dahinterliegenden Dimension Maskulinität-Feminität, sondern vielmehr ihre konstituierenden oder konstruierenden Elemente. Nichtsdestotrotz könnte das soziale Umfeld die mögliche Vielfältigkeit der Einstellungen, Eigenschaften und Verhaltensweisen, die Männer und Frauen zu offenbaren vermögen, dominieren, steuern und selektieren (vgl. Ashmore, 1990).

Ickes (1993) argumentiert, die Koevolution von Biologie und Kultur sollte dazu führen, daß wir potentielle Partner mit ausgeprägter und stereotyper Maskulinität bzw. Feminität attraktiv finden. Dies ist ganz im Sinne der Annahme, daß das, was da ist - der kulturelle/soziale Druck traditionelle Geschlechtsrollen auszubilden - sich offensichtlich am besten bewährt hat (vgl. Kap. 2.3.), und was auch mit überkommenen Ansichten in Einklang steht³⁶. Paradoxerweise scheinen traditionelle, geschlechtsstereotype Eigenschaften zwar die erste interpersonelle Attraktion zwischen Mann und Frau zu fördern, auf längere Sicht jedoch eher ungünstig zu sein, denn androgyne Paare sind zufriedener (auch Zammichieli, Gilroy & Sherman, 1988). Möglicherweise sind geschlechtstypische Eigenschaften nur in einer Kultur mit ebenfalls traditionellen Geschlechtsrollen und entsprechenden Einstellungen "sinnvoll", bzw. haben sich daraus entwickelt. Ändert sich der kulturelle Druck, ändern sich demgemäß auch die klar geschlechtsstereotypen Eigenschaften. Folgt man der Argumentation von Spence (1993; s. o.) sollte sich insbesondere die Betonung, Hervorhebung und/oder Wahrnehmung dieser Eigenschaften ändern. Der "paradoxe" Effekt der traditionell geschlechtsbezogenen Eigenschaften, die eigentlich eine paritätische Verteilung von maskulinen und femininen Eigenschaften zwischen dominanten Männern und submissiven Frauen anlegen, sich aber heute eher als ungünstig für die Beziehungszufriedenheit erweisen, kann dann als Ausdruck des "kulturellen Trends gegen die Gene" gewertet

³⁶ Inklusiv der impliziten bzw. stark verkürzten Ansicht, die Emanzipation der Frau sei Schuld an der hohen Scheidungsquote.

werden - kulturell "Erwünschtes" muß eben nicht immer positiv mit biologisch "Erwünschtem" zusammenwirken.

2.2.3.4 Implikationen für die Singles

Eine egalitäre Einstellung zur Geschlechtsrolle wirft etliche Probleme auf, mit denen traditionell Eingestellte nicht konfrontiert sind: Die Rollen beider Partner überlappen sich, so daß mehr Anlaß für Streit gegeben sein könnte, der sich negativ auf die Beziehungsstabilität auswirken kann. Ein Identitäts-Dilemma zwischen kulturell vermittelter und eigenständig erworbener Rolle sowie sozialen Sanktionen droht. Darüber hinaus will das Problem der Vereinbarkeit von Beruf und Familie gelöst werden (nach Sekaran, 1986). Zudem befinden sich egalitär Eingestellte nach wie vor in der Minorität und können sich an keiner standardisierten Beziehungsform orientieren (VanYperen & Buunk, 1991). Damit weisen sie einige Parallelen zu den Singles auf. Denkbar ist, daß sich daher mehr egalitär Eingestellte unter den Singles befinden als unter denen, die in einer festen Partnerschaft, insbesondere in einer Ehe leben. Dabei kann eine egalitäre Einstellung mehr Unsicherheit und Eheunzufriedenheit hervorrufen (VanYperen & Buunk, 1991), sogar ein Grund zur Trennung sein (vgl. Meyer & Schulz, 1992). Umgekehrt kann aber möglicherweise auch ein vielleicht unfreiwilliges Single-Dasein, das zunächst gar nicht der eigenen Einstellung entsprochen hat, zu einer egalitäreren Haltung führen (s. Winstead & Derlega, 1993). Die zwangsläufige Entdeckung der anderen Rolle kann als Zugewinn empfunden werden und die Sicht auf die überkommenen Geschlechtsrollen ändern (s. o.). Allerdings zeigen Untersuchungsergebnisse, daß sich die positive Einstellung von Männern gegenüber einer traditionellen männlichen Rolle negativ auf ihre Bereitschaft auswirkt, eine enge Beziehung zu Frauen einzugehen (Pleck, Sonenstein & Ku, 1993), so daß unter den Singles auch Männer mit einer ausgeprägt traditionellen Grundhaltung gefunden werden könnten. Grundsätzlich muß die Einstellung zur Geschlechtsrolle sich nicht im Verhalten - in diesem Fall im Beziehungsstatus - widerspiegeln; sondern kann durch den Einfluß des biologischen Geschlechts modifiziert werden.

Ein ähnlicher Verdacht wie bei der geschlechtsstereotypen Persönlichkeit keimt allerdings auch für das Konstrukt des "Singles" auf: Sich als Single "zu verhalten" ist nicht Zeichen einer besonderen Single-Identität, sondern umgekehrt, die ins Stereotyp passenden Verhaltensweisen und Einstellungen, die das Single-Dasein neben anderen, unauffälligeren mit sich bringt, werden betont, um sich (im auch von den Medien geprägten positiven Sinne) als Single zu fühlen. Trotzdem ist dabei nicht ausgeschlossen, daß auch bestimmte Eigen-

schaften, Einstellungen und Verhaltensweisen dazu führen können, überhaupt Single zu sein bzw. zu werden. So könnten sie als "postmoderne Menschen" hinsichtlich ihrer Persönlichkeitseigenschaften eher androgyn sein, also maskuline und feminine Eigenschaften zugleich innehaben. Zieht man evolutionsbiologische Argumente hinzu, werden ihnen vielleicht gerade ihre androgynen Eigenschaften zum Verhängnis - sie lernen keinen passenden Partner kennen - weil der Mensch auf den ersten Blick zunächst nach einem Partner mit geschlechtstypischen Eigenschaften streben könnte.

Es erscheint insgesamt zunächst zu kurz gegriffen, ein kohärentes Muster der unterschiedlichen geschlechtsbezogenen Eigenschaften und Einstellungen zu erwarten. Allerdings könnte die jeweils gelebte Lebensform auch in ein unterschiedliches soziales Umfeld eingebettet sein bzw. dieses nach sich ziehen, so daß es offen bleiben muß, inwieweit die Lebensform, die Persönlichkeit und ein jeweiliges Rollenverständnis übereinstimmen. Wenn, dann wäre für die Singles eher eine androgyne Persönlichkeit und eine egalitäre Einstellung zur Geschlechtsrolle zu erwarten.

2.2.4 Die Soziale Dominanz Orientierung

Das Konstrukt der *Sozialen Dominanz Orientierung* erfaßt eine eher globale und gesellschaftsbezogene Wertorientierung hinsichtlich Intergruppenbeziehungen. Die Soziale Dominanz drückt aus, inwieweit eine gesellschaftliche Hierarchie oder eher eine sozialgesellschaftliche Gleichheit akzeptiert und angestrebt wird. Die Ausprägung der Sozialen Dominanz bestimmt daher auch die Akzeptanz von Ungleichheit legitimierender Mythen, zu denen klassischerweise Rassismus, aber eben auch Sexismus und evtl. in abgeschwächter Weise die Befürwortung einer klassischen Rollenverteilung zwischen Mann und Frau gehören kann (Pratto, Sidanius, Stallworth & Malle, 1994).

Im folgenden wird der theoretische Hintergrund der Sozialen Dominanz Orientierung erläutert, eine Erfassungsmethode dargestellt und einige relevante Untersuchungsergebnisse präsentiert.

2.2.4.1 Theoretischer Hintergrund: Ranking und Linking

Die gefundenen Unterschiede zwischen Männern und Frauen in Bezug auf Werthaltungen, Einstellungen und Persönlichkeitseigenschaften lassen sich theoretisch auf den beiden übergeordneten Dimensionen abbilden, die als "ranking" vs. "linking" bezeichnet werden können (Sidanius, Cling & Pratto, 1991). Ranking beschreibt ein einzeln handelndes, kon-

servatives oder ein maskulines Prinzip, linking ein kommunal handelndes, liberales oder feminines Prinzip. Männer betrachten die Welt demnach eher durch die Linse von Status und Macht, Frauen durch die Linse von Nähe und Solidarität (Ickes, 1993). Linking beinhaltet Eigenschaften wie pflegend, sorgend, herzlich, sich unterwerfend, sympathisch, freundlich und weich, ranking umfaßt Eigenschaften wie bestimmt, aggressiv, dominant, kraftvoll, kontrollieren, machtorientiert, unabhängig und leitend (zusammenfassend Sidanius, Cling & Pratto, 1991). In der Zuordnung dieser beiden Prinzipien zu Männern und Frauen besteht eine große kulturübergreifende Einigkeit (Williams & Best, 1983). Sidanius, Cling und Pratto (1991) nehmen jedoch an, daß die Ausprägung von linking und ranking nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch in Wechselwirkung mit einer eher traditionellen oder egalitären Einstellung zur Geschlechtsrolle variiert.

Die Begriffe *ranking* und *linking* wurden zunächst für soziopolitische Einstellungen verwendet (Eisler & Loye, 1983), die zwischen der klassischen rechts-links Polarisierung differenzieren sollten, also eher konservatives von liberalem/egalitären trennen. Auf einer breiteren theoretischen Basis, die generell Intergruppen-Beziehungen, also sowohl Geschlechterbeziehungen, als auch u. a. ethnische und nationale Gruppenbeziehungen einschließt, entwickelten Sidanius und Mitarbeiter ihre *Soziale Dominanz Theorie*. Danach unterscheiden sich Menschen grundsätzlich in der Bereitschaft, andere Gruppen zu dominieren bzw. zu unterdrücken, was sich in ihrer Einstellung, ihrer Ideologie und ihrem Verhalten ausdrückt und die sozialen Rollen in einer Gesellschaft formt (Sidanius, Pratto & Bobo, 1994). Diese Bereitschaft wird als Soziale Dominanz Orientierung bezeichnet. Hervorzuheben ist, daß sich die Soziale Dominanz Orientierung auf die Hierarchie zwischen eigener und anderer Gruppen bezieht, und distinkt ist zur interpersonellen Dominanz, also dem Wunsch, andere Personen ganz unabhängig von der Gruppenzugehörigkeit zu dominieren (Sidanius, Pratto & Bodo, 1994).

2.2.4.2 Soziale Dominanz Orientierung: Erfassung und Befunde

Die Erfassung des Konstrukts der Sozialen Dominanz wurde zunächst über Skalen versucht, die Rassismus messen (z. B. bei Sidanius, Cling & Pratto, 1991). Im Verlauf der Forschung wurde die *Social Dominance Scale* (SDO-Skala) entwickelt (Pratto et al., 1994). Sie erfaßt den Grad, inwieweit Ungleichheit in sozialen Gruppen präferiert wird, nicht in Bezug auf eine bestimmte Gruppe, sondern auf einem sehr allgemeinen Niveau. Problematisch erscheint bei der SDO-Skala, daß auf eine recht einfache, eher oberflächliche Weise tief politische und hochkomplexe Sachverhalte angesprochen werden - was allerdings

auch auf andere Einstellungsskalen zutreffen mag. So wird beispielsweise einfach das Ausmaß der Zustimmung zum Begriff "Gleichheit" erfragt. Unklar ist, was Antworten auf diesem eher oberflächlichen Niveau überhaupt aussagen. Die Vermutung liegt nahe, daß vor allem politische Korrektheit erfragt wird. Vielleicht ist aber auch eine tiefgreifendere, politische Meinung in diesem Fall unerheblich - da jede Aussage das Wort "gleich" enthält, wird vielleicht doch die Einstellung genau dazu erfaßt.

Personen, die stärker zur Sozialen Dominanz tendieren, favorisieren eher Ideologien und politische Entscheidungen, die Hierarchie fördern. Personen, die eine geringere Orientierung zur Sozialen Dominanz haben, favorisieren solche Entscheidungen, die Hierarchie aufweichen und abbauen. In der Tat zeigen sich positive Zusammenhänge u. a. mit Rassismus, Nationalismus, Sexismus und Konservatismus, der Befürwortung von militärischer Intervention, der Ablehnung von Sozialprogrammen, Frauen- und Minderheitenrechten, negative Zusammenhänge u. a. mit Kommunalität, Toleranz und Altruismus (Pratto et al., 1994).

Männer haben eine stärkere Neigung zur Sozialen Dominanz als Frauen (Pratto et al., 1994); dieser Geschlechtseffekt ist unabhängig von eher individualistischer oder kollektivistischer Kultur, Ethnizität, Religion, politischer Ausrichtung, Bildung, Sozialer Klasse und Alter; die Differenz zwischen den Geschlechtern ist zwar absolut betrachtet recht klein, aber sehr robust (Sidanius, Pratto & Bobo, 1994). Obwohl ein Zusammenhang mit der traditionellen Einstellung zur Geschlechtsrolle zu bestehen scheint, neigen Männer jedweder Einstellung stärker zu Sozialen Dominanz als Frauen (Sidanius, Cling & Pratto, 1994). Der Zusammenhang mit dem PAQ ist überraschend schwach bzw. gar nicht vorhanden (Korrelation der Sozialen Dominanz Orientierung mit Feminität $r=-.24$ bis $-.42$; mit Maskulinität $r=-.08$ bis $-.10$, Pratto et. al., 1994).

Die geringen, aber robusten Geschlechtsdifferenzen legen nahe, daß die Soziale Dominanz Orientierung sowohl von kulturellen als auch von biologischen Faktoren bedingt wird (Sidanius, Cling & Pratto, 1991). Ranking und linking werden dabei als übergeordnete Kategorie interpretiert, in die eine konservative oder liberale Grundhaltung, Verteilung der Persönlichkeitseigenschaften maskulin/feminin und auch das Geschlecht an sich einfließen, jedoch sind die empirischen Zusammenhänge schwach. Möglicherweise überlagern die sehr unterschiedlichen Ebenen - einmal die Erfassung von konkreten Persönlichkeitseigenschaften, einmal die Erfassung einer globalen Wertorientierung in Bezug auf soziale Grup-

pen - vorhandene Konvergenzen. Dieses Argument könnte auch für den schwachen Zusammenhang von geschlechtsbezogenen Persönlichkeitseigenschaften und der Einstellung zur Geschlechtsrolle angebracht werden. In jedem Fall sollte überprüft werden, inwieweit sich ein kohärentes Muster abzeichnet. Problematisch erscheint dabei, daß ranking und linking als zwei Dimensionen verstanden werden, jedoch mit einer eindimensionalen Skala gemessen werden.

2.2.4.3 Implikationen für die Singles

Es ist denkbar, daß Singles als moderne Gruppe (wenn sie es denn sind), eher weniger konservativ sind, weniger klassische, geschlechtsstereotype Persönlichkeitseigenschaften haben, also eher mit der Dimension linking zu beschreiben sind. Umgekehrt ist der Single dem Stereotyp nach ein Ego - immerhin teilt er sein Leben mit niemandem und er scheint einzeln zu handeln. Dies würde für eine Ausprägung auf der Dimension ranking sprechen. Die Ausprägung auf der Dimension der Sozialen Dominanz ist also unklar; vor allem ist ein Einfluß des Geschlechts wahrscheinlich. Grundsätzlich könnte sich ein Muster positiver Korrelationen zwischen dem Geschlecht, einer Geschlechtsrolleneinstellung, der klassischen oder androgynen Ausprägung geschlechtsstereotyper Persönlichkeitseigenschaften und der Sozialen Dominanz Orientierung abzeichnen. Alternativ würden weitgehend unabhängige Dimensionen auf ein multifaktorielles Konstrukt verweisen. Sind Singles - männliche wie weibliche - tatsächlich individualistischer und weniger traditionell als andere, könnte ein möglicher Geschlechtseffekt bei ihnen geringer ausfallen, wenngleich in anderen Untersuchungen mit individualistischen und egalitär Eingestellten der deutliche Geschlechtseffekt in Bezug auf die Soziale Dominanz Orientierung robust blieb (Sidanius, Cling & Pratto, 1991).

2.2.5 Zusammenfassung

Parallel zur ausgerufenen Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft wird ein allgemeiner Wertewandel von materialistischen zu postmaterialistischen Werten postuliert. Dieser läßt sich so jedoch nicht nachweisen und Unterschiede in der Werthaltung zwischen Personen in unterschiedlichen Lebensformen scheinen eher durch die Ereignisse in der spezifischen Lebensform selbst ausgelöst. Das Leben eines Singles kann also als Ursache oder Konsequenz einer anderen Werthaltung oder spezifischen Einstellungen zu Aspekten des Zusammenlebens mit dem anderen Geschlecht verstanden werden. Besonders für Frauen widerspricht ein Leben in Unabhängigkeit überkommenen Traditionen. Übergreifende Werte wie die Befürwortung oder Ablehnung von Gleichheit in einer Gesellschaft, d.

h. der Sozialen Dominanz Orientierung oder die Haltung zur Rollenverteilung von Mann und Frau, konkrete Einstellungen zu Ehe, Kindern und Beruf und der persönliche Lebensplan können dabei als Einstellungen unterschiedlicher Spezifität bzw. als mögliche Verhaltensintention interpretiert werden, die eher locker oder auch enger mit dem "Verhalten" in einer bestimmten Form zu leben, verknüpft sein können. Daß die Einstellung zu Ehe, Kindern und Beruf, aber auch der persönliche Lebensplan über verschiedene Lebensformen hinweg variiert, wurde bereits festgestellt. Denkbar ist auch, daß sich die Einstellung zur Geschlechtsrolle zwischen Singles und Nicht-Singles unterscheidet, geben doch insbesondere Single-Frauen Unzufriedenheit mit der klassischen Rollenverteilung als Trennungsgrund von einem früheren Partner an. Allerdings kann nicht ohne weiteres von einer anderen Einstellung auch auf ein anderes Verhalten geschlossen werden - insbesondere die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität haben sich als weitgehend unabhängig vom aktuellen Verhalten in einer Beziehung erwiesen. Wurden Maskulinität und Feminität zunächst zur Beschreibung der beiden Pole einer Dimension verstanden, in die alle Unterschiede zwischen Männern und Frauen integriert wurden und auf der jedes Individuum an einem Punkt des Kontinuums eingeordnet werden konnte, werden nun zwei Dimensionen "ranking" und "linking" vorgeschlagen, auf der sich alle geschlechtsbezogenen Unterschiede zusammenzufassen lassen sollen. Auf einer globaleren Ebene sollte sich dies in der Dimension der Sozialen Dominanz Orientierung wiederfinden lassen. Auf jeden Fall scheint das Geschlecht einen stark modifizierenden Einfluß auf die Einstellungen und Werthaltungen auszuüben.

2.3 Partnerwahl- und Sexualverhalten

Gott fand, daß Adam eine Gefährtin bräuchte, und so nahm er eine Rippe aus dessen Seite und schuf Eva; fortan waren sie ein Paar und legten mit ihren Kindern den Grundstock für das Menschengeschlecht. Bereitete es Adam und Eva mangels Alternativen und Gottes Lenkung keine größeren Schwierigkeiten, sich gegenseitig als Partner auszuwählen, mußten sich die Menschen bald selbst entscheiden, wen sie sich aus einer Vielzahl potentieller Partner als Gefährten oder Gefährtin - und auch oder sogar in erster Linie - als Sexualpartner - auserwählen. Männer und Frauen entwickelten dabei unterschiedliche Vorlieben hinsichtlich der Merkmale, die sie bei einem potentiellen Partner bzw. einer Partnerin wünschen.

Im Hinblick auf Adam und Eva als "gottgegebenes" Paar üben Singles einen auffälligen Verzicht auf einen Gefährten und damit auch zumeist auf einen ständigen Sexualpartner. Sie hinterfragen durch ihre Lebensform eine scheinbar grundlegende menschliche Komponente: das Zusammensein von Männlein und Weiblein und die Zeugung von Kindern in einer festen Gemeinschaft, der Familie. Spiegelt sich die alternative Lebensform der Singles auch in ihrem Partnerwahlverhalten wider und unterscheiden sie sich von denen, die offensichtlich einen festen Partner gewählt haben? Sind sie vielleicht anspruchsvoller oder legen sie Wert auf bestimmte Merkmale, die denen, die eine feste Partnerschaft führen, nicht so wichtig sind? Wie steht es um ihre Sexualität, d. h. verzichten sie gänzlich auf Sex oder nur auf Sex mit immer ein und demselben festen Partner, kommt also das Klischee vom "swinging single", das suggeriert, Singles wären besonders freizügig und lebten ihre Sexualität mit ständig wechselnden Partnern aus, ihrem tatsächlichen Verhalten nahe?

Im folgenden Kapitel sollen *erwünschte Partnermerkmale* und die *Soziosexualität* diskutiert werden, um die oben aufgeworfenen Fragen zum Verhalten der Singles zu konkretisieren; dabei werden insbesondere Geschlechterunterschiede miteinbezogen. Zunächst werden einige Ergebnisse zum Partnerwahlverhalten berichtet und das Konzept der Soziosexualität vorgestellt.

2.3.1 Erwünschte Partnermerkmale

Jedes System der Partnersuche (*assortative mating*) kann als Abweichung vom reinen Zufallsprinzip bei der Partnerwahl (*Panmixie*) beschrieben werden (Buss & Barnes, 1986). Im folgenden wird allein auf konkrete Merkmale, die bei einem potentiellen Partner oder einer potentiellen Partnerin bevorzugt werden, fokussiert. Andere Bereiche der interpersonellen

Attraktivität, der Prozeß der Partnerwahl und Aspekte der Interaktion wie z. B. die romantische Zuneigung, Austauschüberlegungen oder die Kompatibilität der Persönlichkeit und Einstellung bleiben im Hinblick auf die partnerlosen Singles unberücksichtigt. Grundsätzlich kann bei der Partnerwahl sowohl die Ähnlichkeit als auch die Divergenz in einem Merkmal leitend sein, wenngleich bis auf das biologische Geschlecht vor allem Partner mit ähnlichen Merkmalen bevorzugt werden (u. a. Buss & Barnes, 1986).

Merkmalspräferenzen werden in der Regel bei angenommener, subjektiver Wahlfreiheit diskutiert, nicht bei arrangierten Partnerschaften. Aber auch bei der scheinbar freien, individuellen Partnerwahl wird keineswegs der oder die "Beste" aus einem unbegrenzten oder völlig zufälligen "Markt" ausgewählt; immer ist die Wahlfreiheit beschränkt durch die Gelegenheit, sich überhaupt zu treffen (was bereits vieler Kriterien der Ähnlichkeit bedarf und einer hohen Selektion v.a. nach soziodemographischen Merkmalen gleichkommt), dem Ausmaß der Konkurrenz um zur Verfügung stehende Partner, durch geschriebenen Gesetze (wer wen überhaupt auswählen darf, wobei hier in den westlichen Kulturen mittlerweile bis auf die Ausnahme von Minderjährigen grundsätzliche Wahlfreiheit besteht) und ungeschriebene Gesetze, vermittelt über den expliziten oder impliziten sozialen Druck der Gesellschaft oder des engeren persönlichen Netzwerkes (zusammenfassend nach R. Klein, 1991). Zudem beeinflußt auch die Relation der Anzahl von Frauen und Männern in einer Gesellschaft die Wahlmöglichkeit (Secord, 1983; vgl. dazu auch Kap. 1.4.).

Bei der Untersuchung der gewünschten spezifischen Partnermerkmale ist zum einen die absolute Anzahl und Ausprägung erwünschter Eigenschaften interessant, also die Quantität, die ein Zeichen für die Höhe des Anspruchs sein kann, zum anderen aber auch, welche Eigenschaften von wem gewünscht werden, also die Qualität bei interindividuellen Differenzen. Merkmale, die ein Partner haben sollte und die ihn letztlich attraktiv oder gerade nicht machen, können sein Äußeres betreffen, wie optische Attraktivität, Status und Prestige, aber auch sein Inneres, wie ein guter Charakter oder andere wünschenswerte Persönlichkeitseigenschaften. Nicht jeder Mensch bevorzugt dabei die gleichen Attribute, manches ist „Geschmackssache“, also persönliche Affinität bestimmter Merkmale, wodurch diese auch immer geprägt sein mag (z. B. durch frühkindliche Erfahrungen des Mutter- oder Vaterbildes, durch den ersten Freund oder die erste Freundin, durch modische Trends usw.).

Mit dem Aufkommen evolutionspsychologischer Erklärungen, insbesondere durch die Arbeiten von Buss und Mitarbeitern (z. B. Buss & Barnes, 1986; Buss, 1989), hat sich das Forschungsinteresse an den Präferenzen bei der Partnerwahl auf die Merkmale gerichtet, die universell gewünscht werden und eben nicht beliebig oder individuelle Geschmackssache zu sein scheinen; gleichzeitig wird aber insbesondere den Unterschieden zwischen Männern und Frauen in der Bewertung einiger weniger kritischer Merkmale ein zentraler Stellenwert zugewiesen. Andere interindividuelle Unterschiede, z. B. bezüglich der soziosexuellen Orientierung (s. u.), gewinnen zunehmend an Bedeutung (s. Simpson & Gangestad, 1992). Die Frage ist nun, welche Merkmale besonders erwünscht sind, welcher Konsens darüber besteht und wer in der Lage ist, Partner mit diesen erwünschten Merkmalen zu gewinnen und wer nicht.

2.3.1.1 Erfassung der Präferenzen bei der Partnerwahl

Präferenzen bei der Partnerwahl wurden bisher neben der inhaltlichen Analyse von Kontaktanzeigen (u. a. Hassebrauck, 1990; Borkenau, 1993) vor allem mittels Fragebogen untersucht. Dabei findet vor allem eine Liste mit gewünschten Partnermerkmalen verbreiteten Einsatz, die im wesentlichen einer Merkmalsliste von Buss und Barnes (1986) entspricht. Buss und Barnes (1986) haben auf Basis einer Faktorenanalyse über 76 Attributen, die bei einem potentiellen Partner erwünscht sein könnten, eine Liste mit 13 prägnanten Attributen erstellt, die Merkmale wie verständnisvoll, religiös, gute Hausfrau/guter Hausmann, intelligent, gutes Einkommen, Kinderwunsch, physisch attraktiv und gesund umfaßt. Zum einen können diese Merkmale nach ihrer Relevanz bei der Partnerwahl in eine Rangreihe gebracht werden (durch diese ipsative Methode wird die relative Wichtigkeit der einzelnen Merkmale erfaßt), zum anderen sollen die Attribute einzeln mit gestuften Antwortmöglichkeiten nach ihrer jeweiligen Bedeutung eingeschätzt werden (durch diese normative Methode wird der absolute Grad der Relevanz erfaßt; s. Feingold, 1990). Kritisiert wurde, daß die Merkmalslisten nach Buss und Barnes (1986) rein zahlenmäßig häufiger und detaillierter solche Merkmale aufführen, die nach evolutionstheoretischer Vorhersage (s. u.) eher von Frauen erwünscht werden; hypothesenkonform könne nur das Merkmal "gut aussehend" und eventuell noch die "Jungfräulichkeit", die aber oft gar nicht erfaßt wird, von Männern häufiger gewünscht werden (Luszyk, 1999).

Grundsätzlich ist der reaktive Charakter der vorgelegten Merkmalslisten kritisch hervorzuheben. So mag die Selbstdarstellung von Studenten eine andere sein als die von Berufstätigen und auch sonstige Milieueinflüsse könnten auf die Äußerung von Präferenzen einwirken.

ken (z. B. könnten Yuppies demonstrativen Wert auf Einkommen legen, kirchlich Engagierte die Religiosität bewußt betonen). Eine Metaanalyse konnte indessen gefundene Unterschiede zwischen Männern und Frauen hinsichtlich der Betonung eines attraktiven Äußeren (s. u.) über fünf unterschiedliche Forschungsparadigmata bestätigen (Feingold, 1990).

2.3.1.2 Befunde zur Präferenz von Partnermerkmalen

Befragte - männliche wie weibliche - stimmen in ihrer Vorliebe für einen Partner mit attraktiven Statusmerkmalen weitgehend überein (Buss, 1988). Buss und Barnes (1986) liebten die erwähnten 76 Charakteristika danach beurteilen, wie wichtig sie den Probanden bei einem potentiellen Ehepartner wären. In eine Rangreihe gebracht wurden Eigenschaften, die auf einen guten, vertrauten Gefährten verweisen, wie aufmerksam/rücksichtsvoll, ehrlich, liebevoll und loyal, aber auch intelligent und ein interessanter Gesprächspartner zu sein, als besonders wichtig eingeschätzt; als nicht besonders bedeutsam wurden Eigenschaften wie eine große Familie haben zu wollen, dominant, religiös zu sein, groß und gesund zu sein eingestuft. Auch in einer deutschen Stichprobe fanden sich vergleichbare Relevanzeinschätzungen. Unabhängig vom Geschlecht war allen Probanden zunächst wichtig, daß ein möglicher Partner verständnisvoll, aufrichtig und intelligent ist. Einig waren sie sich auch in der geringen Bedeutung der Religiosität und des sozialen Ansehens eines möglichen Partners (Borkenau, 1993). Kulturübergreifend steht aber die Liebe an erster Stelle der Wichtigkeitsskala (Hatfield & Rapson, 1996). Allerdings scheinen Kulturen sowohl in der globalen Anspruchshöhe als auch in der Einschätzung der Bedeutsamkeit einiger konkreter inhaltlicher Merkmale zu divergieren. Amerikaner, also Probanden aus einer sehr individualistischen Kultur, bezeichnen durchgängig alle Merkmale als wichtiger und viele als unverzichtbar, im Gegensatz zu Japanern, die als Mitglieder einer eher kollektivistischen Gesellschaft, ein niedrigeres globales Anspruchsniveau äußern (Hatfield & Sprecher, 1996). Wallen (1989) fand bei der Reanalyse der Daten von Buss (1989), der Probanden aus 37 Ländern verglichen hat, daß Geschlecht weniger Varianz erklärt als Kultur.

Die Rangreihen, in die Männer und Frauen 16 mögliche Partnermerkmale je nach der Wichtigkeit für einen potentiellen Partner brachten, korrelieren außerordentlich hoch ($r=.96$; Borkenau, 1993). Buss und Barnes (1986) fanden aber auch einige Eigenschaften, deren Bedeutsamkeit Männer und Frauen unterschiedlich beurteilten. Männer legen vor allem Wert auf äußere Attraktivität, Jugend und Fruchtbarkeit einer Partnerin, Frauen auf Status, Prestige, finanzielle Mittel, sowie eine nette, zuverlässige Persönlichkeit eines Part-

ners (u. a. Buss & Barnes, 1986). Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der Beurteilung dieser Merkmale finden sich kulturübergreifend (Buss, 1989).

Allerdings sind die Korrelationen der Relevanz erwünschter Partnermerkmale innerhalb eines Geschlechts eher schwach ($r=.29-.31$; Borkenau, 1993), sodaß vermutet werden kann, daß nicht nur das Geschlecht, sondern auch andere Einflußfaktoren eine Rolle bei der geäußerten Partnerpräferenz spielen. So fanden Buss und Barnes (1986) Korrelationen mit Persönlichkeitseigenschaften, wie der Feminität, der Extraversion und dem Selbstbewußtsein. In einer repräsentativen Untersuchung an unverheirateten Amerikanern zwischen 19 und 35 Jahren erwiesen sich neben dem Geschlecht auch das Alter der Probanden und ihre Rasse als modifizierende Faktoren auf die Präferenz bestimmter Merkmale wie Attraktivität, erwünschtes Alter und Status eines potentiellen Partners (Sprecher, Sullivan & Hatfield, 1994). Besonders hervorzuheben ist, daß Männer grundsätzlich mit zunehmendem Alter jüngere Frauen bevorzugten, Frauen hingegen ältere Männer - mit Ausnahme der weißen Frauen, die, anders als die schwarzen, mit zunehmendem Alter auch bereit waren, jüngere Männer zu heiraten. Die Autorinnen interpretieren diese Ergebnisse als Ausdruck eines unterschiedlichen Drucks auf dem Heiratsmarkt bzw. Sanktionen bei Nicht-Heirat. Die alternative Erklärung, daß Frauen vielleicht in jüngeren Jahren eher "angepaßt" antworten, in älteren Jahren selbstbewußter eigene Präferenzen äußern (und vielleicht als Weiße eher ökonomisch abgesichert sind) wäre ebenfalls denkbar.

Daneben hat sich ein weiterer Faktor als wesentlich bei der Partnerwahl herausgestellt: Der Typ von Beziehung, für den ein potentieller Partner gesucht wird. Der Charakter einer möglichen Beziehung kann zwischen den Extremen einer einzigen, kurzfristigen Begegnung mit Geschlechtsakt bis hin zu einer lebenslangen, engen Partnerschaft variieren. Buss und Schmitt (1993) unterscheiden vereinfacht zwischen einer Langzeit- und einer Kurzzeit-Beziehung. Männer legen in Kurzzeit-Beziehungen signifikant mehr Wert auf gutes Aussehen, physische Attraktivität, promiskuitives Verhalten, Sex appeal und sexuelle Erfahrung einer Frau als in Langzeit-Beziehungen, umgekehrt finden sie bei Langzeit-Beziehungen Bindungswilligkeit wichtiger. Frauen richten in Kurzzeit-Beziehungen die Aufmerksamkeit vor allem darauf, daß der Mann viel Geld in sie investiert, Geschenke mitbringt, einen extravaganten Lebensstil pflegt und nicht "knauserig" ist, in Langzeit-Beziehungen legen sie mehr Wert auf einen Partner mit Karriereaussichten und finanziellem Potential, finden mangelnde Bildung, mangelnde Ambition und mangelnde finanzielle Möglichkeiten besonders abstoßend (Buss & Schmitt, 1993). Frauen erweisen sich als das

grundsätzlich wählerischere Geschlecht, jedoch sind Männer fast ebenso kritisch, wenn sie eine Partnerin für eine Langzeit-Beziehung suchen (Kenrick, Sadalla, Groth & Trost, 1990).

Männer und Frauen sind sich über die Wichtigkeit dieser Merkmale bei der Partnersuche für das andere Geschlecht durchaus bewußt. Probanden vermuten, daß Frauen mehr als Männer auf Intelligenz und Einkommen bei einem Partner achten, Männer eher auf das gute Aussehen, Kinderwunsch, aber auch auf Kulturinteresse (Borkenau, 1993). Das Feilbieten von begehrten Merkmalen wird dementsprechend als wirkungsvolle Taktik zur Gewinnung eines Partners eingeschätzt - Probanden glaubten, daß es am effektivsten für Männer sei, ihr Ressourcen-Potential zu zeigen, wenn sie eine dauerhafte Beziehung wollten, ihre Ressourcen jedoch unmittelbar einzusetzen, wenn sie eine kurzzeitige Beziehung wollten. Ihrer Meinung nach sei es für Frauen am effektivsten, ihre sexuelle Verfügbarkeit zu demonstrieren, wenn sie eine Kurzzeit-Beziehung wollten (was eben auch Prostituierte gezielt einsetzen). Grundsätzlich wird die Erhöhung der eigenen physischen Attraktivität für Frauen als sehr effektive Strategie betrachtet (wovon die Kosmetikindustrie lebt), bei Männern nur für Kurzzeit-Beziehungen; die Bekundung der eigenen Bindungswilligkeit erscheint hingegen nur für angestrebte Langzeit-Beziehungen effektiv (Schmitt & Buss, 1996). Im übrigen zeigen auch Kontaktanzeigen die vermuteten Merkmalspräferenzen: Frauen bieten physische Attraktivität, Männer Status und Finanzen (Hassebrauck 1990; Borkenau, 1993).

Problematisch ist m. E. an den Überlegungen zur unterschiedlichen Taktik für angestrebte Kurz- und Langzeit-Beziehungen, daß dabei unterstellt wird, das Partnersuchverhalten sei planvoll und strategisch auf einen vorher "angepeilten" Beziehungstyp abgestimmt. Abgesehen von arrangierten Ehen und Prostitution dürfte allerdings die Entscheidung, welcher Typ von Beziehung angestrebt wird, der Partnerwahl eher nach- denn vorgeordnet sein. Mißverständnisse, die dadurch entstehen, daß jemand zunächst einen Partner nach Kurzzeit-Kriterien gewählt hat (eine attraktive, promiskuitive Frau bzw. einen kräftigen, gesunden, spendablen Mann), sich es dann aber dank der überzeugenden Qualitäten des gewählten Partners anders überlegt und der Kurzzeit- zum Langzeit-Partner werden soll, sind vorstellbar (was der Volksmund im Wunsch nach zugleich "einer Hure im Bett und einer Heiligen als gute Mutter für meine Kinder" ausdrückt). Es scheint so, als reagierten beide Geschlechter beleidigt, weigert sich der oder die Erwählte, zum Langzeit-Partner zu werden, und werten den angestrebten Partner ab. Offenbar wird dabei dann insbesondere deren

Wunsch nach einer Kurzzeit-Beziehung kritisiert. Nicht außer Acht gelassen werden sollte, daß das Streben nach einer Lang- bzw. Kurzzeit-Beziehung sozial anders bewertet wird und zudem bei Männern und Frauen andere Standards gelten. Das Streben nach einer Kurzzeit-Beziehung generell und insbesondere von Frauen wird wohl nach wie vor als moralisch verwerflich (vgl. auch Punkt 1.4.2. und 2.1.5.). So können Befunde, nach denen Geschlechterdifferenzen bei der vermuteten Wichtigkeit bestimmter Merkmale größer sind als die tatsächlichen, selbstberichteten Präferenzen als Hinweise auf die Soziale Erwünschtheit der geäußerten Merkmalspräferenzen, sowie möglicherweise auch auf eine stereotypisierte Zuweisung bei den vermuteten Präferenzen gewertet werden. Laut Selbstbericht legen beispielsweise beide Geschlechter weniger Wert auf Äußerlichkeiten (gutes Aussehen, hoher Status) und mehr Wert auf Persönlichkeitseigenschaften als dies gemeinhin vermutet wird (Borkenau, 1993). Untersuchungen, die neben den präferierten Merkmalen für unterschiedliche Beziehungstypen auch die soziale Bewertung der Präferenzen miteinschließen, wären aufschlußreich.

Grundsätzlich scheinen die Eigenschaften, die ein tatsächlicher Partner wirklich innehat mit den gewünschten Merkmalen eines potentiellen Partners zwar in einer gewissen Beziehung zu stehen, jedoch sind die Zusammenhänge nicht sehr hoch (Korrelationen zwischen Merkmalsskalen und diversen Persönlichkeitsskalen $r \leq .38$; Buss & Barnes, 1986). Feingold (1990) betont, daß die romantische Attraktion nicht mit dem romantischen Verhalten übereinstimmen muß. Nicht jeder bekommt den für ihn perfekten Partner und möglicherweise spielen auch ganz andere Gründe als die romantische Attraktion bei der tatsächlichen Partnerwahl eine Rolle - so heiraten Frauen einen reichen Mann möglicherweise nicht unbedingt deshalb, weil sie sich im romantischen Sinne von ihm angezogen fühlen, d. h. sich in ihn verliebt haben und ihn als solchen begehrenswert finden. Idealerweise angestrebte Partnermerkmale müssen also nicht den von einem Partner tatsächlich gebotenen entsprechen und hinter der Fassade feilgebotener Merkmale können ganz andere verborgen sein (man denke da an blondiertes Haar, Faceliftig und Wonderbras bzw. Handys, Heckspoiler und "Wichtigtuerei").

2.3.1.3 Der eigene "Marktwert": Attraktivität und Anspruchsniveau

Nur wenige Individuen werden alle begehrenswerten Merkmale, über die Konsens besteht, auf sich vereinigen; der Grad, in dem jemand eine Kombination von begehrten Merkmalen trägt, kann auch als sein "Marktwert" bezeichnet werden (Buss & Barnes, 1986). Diejenigen mit einem hohen Marktwert sollten als potentielle Partner begehrter sein als diejenigen

mit einem niedrigen Marktwert. Der eigene Marktwert insgesamt sollte nicht nur einen Einfluß auf den Zuspruch, den man erfährt, haben, sondern könnte sich auch wiederum im eigenen Anspruch an einen potentiellen Partner widerspiegeln - so sollten "klugerweise" diejenigen mit einem niedrigen Marktwert ihrerseits ähnliche Partner mit niedrigem Marktwert suchen, also einen geringen Anspruch haben, diejenigen mit einem hohen Marktwert können es sich leisten, anspruchsvoller zu sein. Ohnehin wird nachgerade gern ein ähnlicher Partner gewählt (s. o.) und die eigene Attraktivität dient gewissermaßen als *selektiver Filter*" bei der Kontaktaufnahme (Bierhoff, 1998).

Anzunehmen ist weiterhin, daß sich der eigene Marktwert nicht nur im Anspruch an einen potentiellen Partner niederschlägt, sondern auch auf die Suche nach einer Langzeit- oder Kurzzeit-Beziehung; ist beispielsweise der Marktwert von Männern hoch, können sie effektiv auf eine Kurzzeit-Strategie setzen (Buss & Schmitt, 1993), ist der Marktwert von Frauen hoch, sollten sie einen besonders reichen, statushohen Mann suchen. Dies sollte sich auch in der Soziosexuellen Orientierung widerspiegeln - bei hohem Marktwert sollten Männer eher sexuell freizügig sein, bei Frauen sollte kein Zusammenhang bestehen. Hier wird die Kongruenz zwischen einer evolutionstheoretischen und einer austauschtheoretischen Perspektive deutlich - beide Ansätze gehen davon aus, daß Personen soziale Vergleiche zwischen sich und anderen (des eigenen Geschlechts) anstellen, woraus das Konzept des eigenen Marktwerts entwickelt wird, das wiederum die weiteren Strategien bei der Partnerwahl bestimmt (Kenrick, Groth, Trost & Sadalla, 1993).

Hier verweist im übrigen die "Theorie der strukturellen Machtlosigkeit" auf die bei Männern und Frauen unterschiedliche strukturelle Macht- und Ressourcenverteilung, die als eigentlicher Verursacher der unterschiedlichen Merkmalspräferenzen von Männern und Frauen interpretiert wird. Die Hypothese von der strukturellen Machtlosigkeit geht davon aus, daß bei Männern und Frauen grundsätzlich die gleichen informationsverarbeiteten Prozesse zur Steuerung der Partnerwahl ablaufen: Jeder sucht sich einen Partner, der viele Ressourcen bieten kann, wenn er selbst über keine verfügt (Buss & Schmitt, 1993), jedoch sind die strukturelle Macht und die potentielle Verfügbarkeit darüber zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt - in der Regel haben Männer mehr Geld, Macht und Status (Buss & Barnes, 1986). Somit haben Männer einen eigenen Lebensstandard (und suchen ihre Partnerin aus gesicherter Position heraus), Frauen erhalten den Lebensstandard durch ihren Mann, haben also die Chance, sich durch günstige Partnerwahl zu verbessern. Frauen

legen deshalb Wert auf finanzielle Absicherung und Statusmerkmale, weil dies in einer männerdominierten Welt die einzige Möglichkeit für sie bietet, an Macht zu partizipieren.

Allerdings ist der Marktwert keine absolute, feste Größe und das eigene Anspruchsniveau hängt nicht allein von diesem ab. Neben der Tatsache, daß Männer Frauen leichter anziehend finden (also gewissermaßen eine niedrigere "Attraktionsschwelle" haben) als dies umgekehrt der Fall ist (Niketta, 1989), spielt auch der aktuelle eigene Beziehungsstatus eine Rolle: Diejenigen, die zur Zeit ohne feste Beziehung sind, schätzen Personen des anderen Geschlechts physisch und sexuell attraktiver ein, als diejenigen, die eine feste Beziehung haben (Simpson, Gangestad & Lerma, 1990). Dieser Effekt erwies sich als unabhängig u. a. von der eigenen selbst- und fremdeingeschätzten Attraktivität, dem Selbstbewußtsein, dem Self-Monitoring und der sexuellen Aktivität. Möglicherweise werten diejenigen mit einer festen Beziehung die Attraktivität von potentiellen Alternativen ab, um ihre Beziehung nicht zu gefährden und um ihren Entschluß, eben diese Beziehung zu führen, zu rechtfertigen (dazu Rusbult, 1983). Im soziobiologischen Sinne kann dies vielleicht auch als "sinnvolle" Wahrnehmungsreaktion zur Erhöhung der Beziehungsstabilität interpretiert werden (Simpson, Gangestad & Lerma, 1990), was im übrigen auf die enge, potentielle Verschränkung von "biologischen" und "kulturell" bedingten Einflußfaktoren, aber auch auf das Spekulationspotential evolutionärer Erklärungen verweist (s. u.). Denkbar ist umgekehrt, daß diejenigen ohne feste Beziehung aufgrund eines mehr oder weniger offenen Partnerwunsches bereitwilliger andere als attraktiv einschätzen - wobei allein eine sexuelle Deprivation kein Grund zu sein scheint (Simpson, Gangestad & Lerma, 1990).

2.3.1.4 Implikationen für die Singles

MTV, Supermodels und Boy Groups – in der Welt des modernen, medialen Menschen ist alles schön und perfekt. Auch Menschen wie "Du" und "ich" werden zu kleinen Stars modelliert - ob die "ganz normalen" Menschen in Vorabend-Soaps wie Marienhof oder neue Talkshow-Talente; selbst die Zuschauer, die als Kandidaten in den Blick der Kamera rücken, sind jung, schön, gut gekleidet und zudem haben sie oft noch besondere Talente oder Interessen (Herzblatt, Geld oder Liebe). Ein Superstar und Multitalent zu sein, erscheint plötzlich eher der Normalfall, denn die Ausnahme zu sein. Daß diese Multitalente häufig künstlich erschaffen sind - Playback singen und Silikonbusen tragen - ist nicht mehr nur ein offenes Geheimnis, sondern wird anstandslos akzeptiert, ja sogar nachgeeffert (zum Boom von Schönheitsoperationen selbst bei Teenagern s. Der Spiegel, 12/2000). Schein und Sein wird zwanglos gleichgesetzt und die Erkenntnis „das ist ja gar nicht echt“, also

das Messen an einer irgendwie gearteten Realität, hat im Zeitalter von Konstruktivismus und digitaler Bildbearbeitung ohnehin ausgedient.

Wie wirkt sich diese - überspitzte - verschobene Normalität der Attraktion auf das Partnerwahlverhalten eines Singles aus? Wird er von dieser geballten Superwelt, die das Normale ersetzt hat, bei der Suche nach einem Partner beeinflusst? Der Single ist dabei nicht nur ferner Betrachter dieser Welt in den Medien, sondern selbst deren Objekt geworden. Singles wurden als postmoderne Gruppe in die mediale Superwelt integriert (Punkt 1.5.4.). Jeden Monat 100 neue Singles in der Amica – und alle sehen sie gut aus, sind "hip" und haben etwas besonderes zu bieten. Prägen diese Singles im Angebot, die vielen jungen, attraktiven und up-to-date Menschen das Bild eines potentiellen Partners?

Singles als "individualistische" Gruppe könnten ähnlich wie Personen aus individualistischen Kulturen ein generell höheres Anspruchsniveau haben, aber möglicherweise legen sie auch inhaltlich Wert auf andere Merkmale als Paarpersonen. Denkbar ist, daß die Geschlechterdifferenzen bei Singles weniger ausgeprägt sind, wenn das Klischee stimmt, daß sie bei guter finanzieller Basis weniger an Ehe und Kindern interessiert sind (s. Punkt 2.2.2.). Möglicherweise können sie es sich dank eines hohen Marktwertes leisten, weniger auf Langzeit-Beziehungen, sondern stärker auf Kurzzeit-Beziehungen zu setzen, die sie zudem auch deshalb leicht finden sollten, weil sie ungehindert durch eine feste Beziehung andere leichter als anziehend einzuschätzen scheinen. Der hohe Marktwert könnte allerdings auch gleichzeitig ein hohes Anspruchsniveau insbesondere für Langzeit-Beziehung mit sich bringen.

Was aber passiert, wenn jemand seinen eigenen Marktwert falsch einschätzt oder seinen Anspruch bei der Partnerwahl nicht an den eigenen Marktwert anpaßt? In Bezug auf eine erfolgreich Partnersuche sollte es zu einem Problem werden, wenn jemand entweder seinen eigenen Marktwert überschätzt und damit in einer für ihn "unerreichbaren Klasse" sucht, oder wenn jemand zwar um seinen Marktwert weiß, trotzdem aber nicht gewillt ist, seinen dazu relativ zu hohen Anspruch "herunterzuschrauben". In jedem Fall ist aber für die erfolgreiche Partnersuche sowohl ein hoher Anspruch als auch ein eigener niedriger Marktwert ungünstig - die Wahrscheinlichkeit, daß diese Personen keinen Partner haben - also Single sind -, sollte höher sein als bei Personen mit hohem Marktwert und/oder niedrigem Anspruch. Gleichzeitig könnte aber auch ein ausgesprochen hoher Marktwert das Single-Sein erst attraktiv machen - so attraktiv, daß aus diesem Grund auf eine feste Bindung ver-

zichtet wird, wie das Klischee vom erfolgreichen, "Swinging Single" suggeriert. Beide Alternativen sind also für den Single denkbar: Ein hoher Marktwert und ein hoher Anspruch oder aber auch ein so geringer Marktwert, daß ungeachtet ihres vielleicht niedrigen Anspruchsniveaus niemand sie als festen Partner will.

2.3.2 Die Soziosexuelle Orientierung: Restriktivität versus Freizügigkeit

In der Beziehungsforschung wurde in den letzten Jahren neben interindividuell unterschiedlichen Orientierungen (z. B. beim Bindungsverhalten, s. Punkt 2.1.3.) zunehmend die der Sexualität für den Aufbau und Erhalt von festen romantischen Beziehungen erkannt. Simpson und Gangestad (1991) haben auf diesem Hintergrund interindividuelle Differenzen in der sexuellen Restriktivität herausgearbeitet. Sie bezeichnen diese rekurrend auf Alfred Kinsey als *Soziosexuelle Orientierung* oder Soziosexualität (*sociosexual orientation* oder *sociosexuality*). Sie verstehen die Soziosexuelle Orientierung als bipolare Dimension von restriktiv bis unrestriktiv/freizügig. Für sexuell restriktive Personen ist Sex etwas Besonderes, was sie nur in Verbindung mit Liebe tolerieren und genießen können und dies auch nur mit ausgewählten, meist wenigen Partnern. Sexuell unrestriktive Personen richten weniger hohe Schranken auf, leben ihr Sexualleben mit weniger Vorbedingungen und Grenzen aus, zumeist auch mit mehr Partnern. Dabei werden sowohl einstellungs- als auch verhaltensbezogene Komponenten integriert. Bekanntermaßen müssen Einstellung und Verhaltensweisen nicht immer übereinstimmen (vgl. Fishbein & Ajzen, 1975). So kann die Einstellung, zumal die geäußerte, u. a. von Aspekten der Sozialen Erwünschtheit oder kommunikativen Konvention, beeinflußt sein und das Verhalten von ganz anderen Faktoren als der Einstellung, nämlich z. B. von der Attraktivität eines Partners, abhängen.

2.3.2.1 Die Erfassung der Soziosexuellen Orientierung und Befunde

Simpson und Gangestad (1991) entwickelten zur Erfassung der Soziosexuellen Orientierung das "Sociosexual Orientation Inventory" (SOI). Der SOI ist ein Fragebogen, der sowohl Einstellungen bezüglich Sexualität, wie der Haltung, daß Liebe und Sex nicht unbedingt zusammen gehörten, als auch Aspekte des Sexualverhaltens, wie z. B. die Anzahl von Sexualpartnern im vergangenen Jahr, umfaßt. Simpson und Gangestad (1992) fanden Hinweise auf die Validität des SOI. Sexuell freizügigere Personen hatten eher auch Sex außerhalb ihrer momentanen Beziehung und in einem früheren Stadium ihrer Beziehung; dabei bestimmt vor allem die Soziosexuelle Orientierung der Frau den Zeitpunkt. Generell haben sich Frauen als tendenziell restriktiver erwiesen. So geht ein Teil der interindividuellen Varianz bei der Soziosexuellen Orientierung offensichtlich auf Geschlechtseffekte

zurück, jedoch überwiegt die Variabilität innerhalb der Geschlechter die zwischen ihnen (Hendrick, Hendrick, Slapion-Foote & Foote, 1985). Des weiteren kann vermutet werden, daß die interne Konsistenz der sexuellen Freizügigkeit, also die Korrelation zwischen Einstellungs- und Verhaltenskomponente, bei Frauen höher ausfallen sollte, da es nach soziobiologischer Argumentation für Frauen einfacher ist, einen Sexualpartner zu finden, wenn sie dies wünschen (vgl. dazu z. B. Clutton-Brock & Vincent, 1991; Buss & Schmitt, 1993).

Restriktivere Personen berichteten von höheren emotionalen Investitionen in die Beziehung, mehr Commitment, Abhängigkeit und Liebe, unrestriktive Personen scheinen häufiger einen vermeidenden Bindungsstil aufzuweisen (Simpson & Gangestad, 1991). Die Soziosexuelle Orientierung erweist sich jedoch als völlig unabhängig von dem Interesse an Sex per se; es fanden sich keine Zusammenhänge mit der Häufigkeit sexueller Aktivität, der sexuellen Zufriedenheit oder Angst und Schuld in Bezug auf Sex (Simpson & Gangestad, 1991). Interessanterweise spiegelte sich die soziosexuelle Orientierung auch in non-verbalem Verhalten wider: Freizügige Männer und Frauen zeigten mehr Flirtverhalten im Kontakt mit einer attraktiven Person des anderen Geschlechtes als restriktive (Simpson, Gangestad & Biek, 1993). Offen ist, inwieweit die sexuelle Restriktion ein eigenständiges und unabhängiges Konstrukt ist oder ob sie mit restriktiven Einstellungen auch in anderen Lebensbereichen gekoppelt ist. So wären Zusammenhänge mit konservativen oder liberalen Einstellungen in anderen Lebensbereichen denkbar. So wurde beispielsweise festgestellt, daß Männer mit ausgeprägter Maskulinitäts-Ideologie, die die Beziehung zwischen Mann und Frau generell als feindlich betrachten, mehr Sexualpartnerinnen im letzten Jahr hatten als Männer mit einer schwächeren derselben (Pleck, Sonenstein & Ku, 1993). Außerdem wurde ein Zusammenhang von Soziosexualität und erwünschten Partnermerkmalen hergestellt (Simpson & Gangestad, 1992). So finden sich Unterschiede in der Bevorzugung von Partnermerkmalen bei Probanden mit restriktiver vs. unrestriktiver sexueller Einstellung: Restriktive legen mehr Wert auf persönliche und elterliche Qualitäten, Unrestruktive auf in der Öffentlichkeit sichtbare Qualitäten wie physische Attraktivität oder den sozialen Status (Simpson & Gangestad, 1992).

Zu bemängeln ist an den aufgeführten Validierungsstudien, daß wie in US-amerikanischen Studien üblich, ausschließlich junge studentische Stichproben untersucht wurden - offensichtlich aus Einführungskursen in die Psychologie. Es muß vermutet werden, daß zumindest das Alter, wenn nicht auch das studentische Milieu, speziell das psychologiestudentische Milieu, sowie kulturelle Eigenarten einen gravierenden Einfluß auf das Sexualleben

haben. Die Tatsache, daß nur 57% der Probanden überhaupt Sex mit ihrem aktuellen Dating-Partner hatten, gibt einen Hinweis auf die Selektivität der Stichprobe bzw. auf Probleme bei der Übertragung der restriktiven amerikanischen auf nordeuropäische Verhältnisse (s. dazu Hatfield & Rapson, 1996).

Ohnehin erscheint die valide Erfassung der soziosexuellen Orientierung nicht unproblematisch. So wird die soziosexueller Orientierung nicht im kontextfreien Raum untersucht. Wurde sie bislang vor allem über die Frage nach der Einstellung zu "vorehelichem Geschlechtsverkehr" ermittelt, wird deutlich, daß eine freizügige sexuelle Orientierung als Abgrenzung zur (monogam und restriktiv definierten) Ehe verstanden wird. Die einfache Frage nach dem vorehelichen Geschlechtsverkehr ist jedoch mit viel Geschichte beladen (vgl. Kap. 1.4.): Galt vor nicht allzu langer Zeit vorehelicher Geschlechtsverkehr noch als Zeichen devianten, asozialen, unmoralischen oder gar kriminellen Verhaltens - zur Erklärung werden auch jetzt noch Persönlichkeitsstörungen diskutiert (Simpson & Gangestad, 1991) - , dann als Zeichen einer besonders revolutionären, anti-konservativen Haltung (gegossen in den berühmten Slogan der 68er "wer zweimal mit derselben pennt, ..."), scheint die Frage nach vorehelichem Beischlaf heute zumindest wohl in Deutschland einfach weitestgehend unpassend, hoffnungslos veraltet und das Thema verfehrend. Nicht ausgeschlossen werden kann, daß auch die Erfassung der Soziosexuellen Orientierung mit dieser historischen Last beladen ist, beeinträchtigt auch durch die enge Verbindung zur Thematik der Geschlechterdifferenzierung, sprich unterschiedliche Vorschriften und Vorgaben für beide Geschlechter inklusive sexueller Mythen verschiedenster Variation. Unklar ist somit, was für ein Konstrukt überhaupt erfaßt wird.

2.3.2.2 Implikationen für die Singles

Singles sollen dem Hörensagen nach ein bewegtes Sexualeben führen. Zumindest liegt der Vorteil des Single-Daseins augenscheinlich darin aufgrund des nicht vorhandenen festen Partners oder einer festen Partnerin sexuell freizügiger agieren zu können oder auch zu müssen; Singles müssen keinem Partner Rechenschaft abgeben und können, wenn sie dies wünschen, ihre Sexualität mit vielen verschiedenen Partnern ausleben. Dies kann ein Grund sein, warum Singles nicht nur zwangsläufig unrestrictiver sind, sondern umgekehrt, sexuell Freizügige sich bewußt für ein Single-Leben entscheiden und gar keine feste Partnerschaft anstreben.

Nicht entscheidbar ist, inwieweit die Soziosexuelle Orientierung eine stabile, übergreifende Persönlichkeitseigenschaft ist, oder ob sie sich z. B. mit dem Alter bzw. über unterschiedliche Lebensphasen hinweg ändert. Simpson und Gangestad (1991) spekulieren, daß sexuell freizügige Personen möglicherweise eher aus unzufriedenen Ehen aussteigen, restriktive eher darin verweilen. Offensichtlich haben restriktive Personen eher Langzeit-Beziehungen, die auf emotionaler Bindung beruhen, freizügige eher oberflächlichere Kurzzeit-Beziehungen. Auch dies spricht dafür, daß Singles eher sexuell freizügig sind und sich darin von Paaren, insbesondere von solchen mit langer Beziehung unterscheiden. Dies bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, daß sie auch mehr Sex hätten als diejenigen, deren Sexualpartner fest in eine Beziehung eingebunden und damit leicht "verfügbar" ist - schließlich müssen Singles sich ihre potentiellen Sexualpartner erst mühsam und eben möglicherweise auch erfolglos suchen.

2.3.3 Zusammenfassung

Wer wen zum Partner auswählt und welche soziosexuelle Orientierung jemand hat, wurde durch viele sehr unterschiedliche Ansätze und Modelle zu erklären versucht (s. dazu R. Klein, 1991). Neben kulturellen und sozialisationsbedingten Faktoren, wie Erziehung, Umfeld oder allgemeine Lebenseinstellung ist zur Zeit vor allem der evolutionsbiologische Erklärungsansatz populär und wird in der Literatur heftig diskutiert (s. z. B. Buss, 1989, und die Repliken auf diesen Beitrag).

Das Partnerwahlverhalten und das sexuelle Verhalten betreffen die Existenz der Menschen ganz direkt und unmittelbar. Die ewige Frage, was ist Natur, was ist Kultur wird hieran besonders heftig diskutiert, wobei das Stichwort "Evolution" eine wichtige Rolle spielt. Beide Themen - die Partnerwahl und das Sexualverhalten - sind eng verbunden mit der Geschlechterfrage und dienen als Spielstätte der unterschiedlichsten Ideologien, sind zum Politikum zwischen "rechten Biologen" und "linken Feministen" geworden. Rapoport (1991) weist auf den ideologischen Bias aller unsere Gedanken, also auch unserer Theorien hin und plädiert im Verweis auf evolutionsbiologische Erklärungen dafür, sich dieser klar zu werden und sie offenzulegen.

Der biokulturelle Interaktionismus versucht beide Positionen - die Erklärung menschlichen Verhaltens durch kulturelle oder biologische Determination - zu integrieren. Danach ist die angenommene Dichotomie zwischen "nature" und "nurture", also zwischen Anlage und Erworbenem fruchtlos und unsinnig (Sidanius et al, 1991). Beide Faktoren - Kultur und

Biologie/Genetik - haben sich miteinander entwickelt und greifen ineinander. Das heißt, was sich kulturell entwickelt, wird immer auch von biologischen Anlagen beeinflusst und umgekehrt ist genetisch Angelegtes und Vererbtes nicht nur das Resultat der Adaption an eine physikalische Umwelt, sondern auch an die soziale Umwelt. Soziale Normen wirken als selektierende bzw. limitierende Faktoren für die genetische Evolution (z. B. Rapoport, 1991). Soziale Rollen, wie sie in der strukturellen Machtlosigkeitshypothese angesprochen werden, haben sich demnach nicht einfach zufällig, sondern in Einklang mit evolutionsbiologischen Strategien entwickelt (Archer, 1996). Spätestens an dieser Stelle wird das reaktionäre Potential evolutionsbiologischer Erklärungen deutlich. Es muß immer auf die Möglichkeit alternativer Konsequenzen verwiesen werden - aus einer genetischen Fixation folgt nicht unweigerlich auch eine gegen andere, kontextuelle Faktoren rigide Entwicklung (Oyama, 1991). Bowlbys Bindungstheorie (s. Abschnitt 2.1.3.1.), die einerseits die biologische Verankerung des Bindungsverhaltens, andererseits aber auch ihre flexible Adaptation beinhaltet, ist ein Beispiel dafür. Allein biologische Erklärungen sind reduktionistisch, allein soziokulturelle negieren die biologischen Wurzeln des Menschen. Feingold (1990) faßt dies zusammen: "Because evolutionary forces could shape sociocultural roles, the two types of explanations are not necessarily mutually exclusive" (S. 990).

Der rasante Wandel von ehemals als Naturgesetz erachteten Verhaltensweisen - die Suche eines lebenslangen Ehepartners, die Gründung einer Familie, die Rollenverteilung innerhalb der Familie zwischen Mann und Frau - ermöglicht es, das scheinbar genetisch verankerte Verhalten bei der Partnerwahl in neuem Licht zu betrachten. Welche Partner suchen sich Männer und Frauen, die nicht mehr qua moralischer Norm und ökonomischem Zwang einen lebenslangen Ehepartner finden müssen bzw. selbst ein solcher sein müssen, deren Geschlechtsakt dank wirkungsvoller Kontrazeptiva und der Option einer gefahrlosen Abtreibung nicht mehr zwangsläufig zu Kindern führt und die nicht mehr auf eine klassische Rolle festgelegt sind - die also nachgerade über weitreichende Wahlfreiheit ihrer Lebensform verfügen? Welchen Ausdruck findet das Partnerwahl- und Sexualverhalten unter veränderten kulturellen Rahmenbedingungen und bei weitgehender Wahlfreiheit?

Singles bieten sich m. E. hervorragend an, das Partnerwahl- und Sexualverhalten unter geänderten kulturellen Vorzeichen zu untersuchen. Sie haben keinen Partner, können sich also recht frei zu Wunschvorstellungen äußern. Sie sind nicht davon beeinflusst, wie der eigene Partner ist oder wie der Zufall bei einer tatsächlichen Partnerwahl ihnen mitgespielt hat. Das heißt, Strategien der Partnerwahl könnten bei Singles offenkundiger sein als bei

Personen, die bereits einen Partner haben. Darüber hinaus repräsentieren sie eine Gruppe, die bisher als "eigentlich nicht vorgesehen" betrachtet wurde: Männer und Frauen im besten fortpflanzungsfähigem Alter verweigern sich mehr oder weniger freiwillig ihrer "biologischen Vorbestimmung" als Mutter oder Vater und ihrer "kulturellen Vorbestimmung" als Ehefrau oder Ehemann mit Kindern bzw. möchten dies unter veränderten Rahmenbedingungen sein. Sie bilden eine einzigartige Gruppe, die ökologisch und weitgehend auch moralisch unabhängig, bewußt und frei über ihr eigenes Partnerwahl- und Sexualverhalten verfügt, was für die breite Masse und insbesondere die weibliche wohl ein relatives Novum sein dürfte.

3 Fragestellung

Aus dem bisher ausführten lassen sich sowohl übergreifende, als auch konkrete Fragestellungen für diese Arbeit ableiten. Dabei liefert das, was bisher zur theoretischen Einbettung des Phänomens Singles vor allem aus soziologischer Sicht geschrieben wurde (s. Kap. 1.), ein Gerüst für die konkreten Untersuchungsfragen in Bezug auf Merkmale, die sich in der Beziehungs- und Geschlechterforschung als relevant erwiesen haben (Kap. 2.1., 2.2. und 2.3.). Im folgenden wird zunächst eine übergreifende Fragestellung über die Singles als zu anderen Lebensformen distinkte Gruppe aufgestellt. Die aufgeworfene These über einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Singles und Nicht-Singles wird anschließend in konkreten Annahmen über Differenzen in drei Merkmalsbereichen spezifiziert: Im Bindungs- und Liebesvermögen (aus Kap. 2.1.), in den Einstellungen und der Werthaltung (aus Kap. 2.2.) und im Partnerwahl- und Sexualverhalten (aus Kap. 2.3.). Die Differenzthese wird entlang ausgewählter, spezifischer Merkmale dieser drei Bereiche entwickelt und mündet in überprüfbare Hypothesen zum Vergleich von Singles und Nicht-Singles. Einen zusammenfassenden Überblick über die Fragestellung der Arbeit gibt das Schaubild in Abb. 6 am Ende des Kapitels.

3.1 Übergreifende Fragestellung

Den Thesen einer zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft zufolge vollzieht sich zur Zeit eine "Versingelung" bzw. "Versäulung" der Gesellschaft. Die Lebensform des Single-Daseins wird dabei als spezifische Herausbildung aus der gesellschaftlichen Entwicklung begriffen. Zentral ist in beiden Thesen die Wahlfreiheit. Es wird hervorgehoben, daß sich heute viele Individuen ihre eigene Lebensform aus einer Reihe von Optionen frei auswählen können. Die These der Individualisierung unterstellt dabei, daß sich der gesamtgesellschaftliche Trend auch auf der individuellen Ebene wiederfindet. So sollte sich eine Individualisierung nicht nur in formalen Merkmalen, wie dem Alleinwohnen oder dem Familienstand ablesen lassen, sondern auch an inhaltlichen Kriterien, insbesondere denen, die für Beziehungen relevant sind. Merkmale von denen behauptet wird, der Single unterscheide sich in ihnen von anderen, betreffen u. a. seine Einstellung und Werthaltung, sein Bindungs- und Liebesvermögen und sein Partnerwahl- und Sexualverhalten. Diese Merkmalsbereiche haben sich in der Tat als relevant für Beziehungen erwiesen. So konnte im konkreten nicht nur ihr Einfluß u. a. auf die Beziehungszufriedenheit und Beziehungsdauer nachgewiesen werden, sondern es wurden zudem auch Unterschiede zwischen Personen in verschiedenen Lebensformen gefunden. Daneben gibt es

insbesondere bei den Merkmalsbereichen von Einstellungen und Werthaltung und von Partnerwahl- und Sexualverhalten Hinweise auf einen gravierenden Einfluß des Geschlechts, der andere Effekte überlagern oder modifizieren könnte.

Zusammengefaßt bedeutet dies die Frage, inwieweit auch heute (genau wie in vergangenen Zeiten) Lebensideal und Lebenswirklichkeit voneinander abweichen oder es in Zeiten der freien Wahl gelungen ist, die gelebte Wirklichkeit mit dem eigenen Ideal in weitgehende Übereinstimmung zu bringen. Ist für diejenigen, die in alternativen Lebensformen leben, diese Lebensform auch neues Ideal oder herrscht bei ihnen eine Diskrepanz zwischen Lebensideal und gelebter Lebensform vor, die bei denen, die in einer klassischen Kleinfamilie leben, geringer ist? Spiegelt sich also die gelebte Lebensform des Single in seinem Lebensideal wider bzw. führen umgekehrt Personen mit einem individualisierten Lebensideal ein Leben als Single?

Grundsätzlich muß aber ein auf der Makroebene zu verzeichnender Trend, nicht auch auf der Mikroebene ablesbar sein, d. h. einzelne Personen, deren Lebensform als Indikator eines gesamtgesellschaftlichen Trends fungiert, müssen sich nicht unbedingt in konkreten Merkmalen, die ebenfalls als Hinweise auf diesen Trend herangezogen werden können, von Personen in anderen Lebensformen unterscheiden. Bisher ist jedoch kaum untersucht worden, inwieweit sich Personen in mehr oder weniger individualisierten Lebensformen tatsächlich auf der individuellen Ebene in spezifischen Merkmalen unterscheiden.

Lebensformen wurden bisher vor allem über den Familienstand oder die Wohnform erfaßt. Gerade für die These einer zunehmenden Vereinzelung der Gesellschaft und ihrer Individuen rücken aber vor allem Beziehungen von Individuen in den Vordergrund. Insbesondere die Paarbeziehung wird bei der These einer Pluralisierung zentral, die alternativ zur traditionellen Ehebeziehung andere Beziehungs- und damit Lebensformen postuliert. Unter den konventionellen Lebensformen der Ehe, aber auch unter den nichtkonventionellen Lebensformen der nichtehelichen Lebensgemeinschaft und der Lebensform des Living-apart-together (LAT), die unter veränderten Vorzeichen weiterhin an der nach wie vor verbreiteten dyadischen Paargemeinschaft festhalten, sticht der Single hervor - er verzichtet nicht nur auf eine institutionalisierte Partnerschaft, sondern lebt ein gänzlich anderes Beziehungsmodell.

Gleichzeitig sind beide Thesen von Individualisierung und Pluralisierung nicht unumstritten. Es wird nicht nur bezweifelt, ob Individualisierung und Pluralisierung wirklich so neue Trends sind wie häufig behauptet oder suggeriert, sondern sogar, ob überhaupt eine (zunehmende) Individualisierung bzw. Pluralität feststellbar ist und inwieweit tatsächlich Wahlfreiheit zwischen (vielfältiger werdenden) Optionen besteht. Taugen Wohnform und Familienstand nicht unbedingt zur Definition von Lebensformen, ist zweifelhaft, ob der Single tatsächlich "atomisiert" lebt, also weniger in engen Beziehungen zu anderen. Kann der Single nicht unbedingt als Zeichen eines Zerfalls persönlicher Beziehungen und letztendlich der Gesellschaft interpretiert werden, ist fraglich, ob er nicht ebenso eine Familie anstrebt wie diejenigen, die nach außen hin "ablesbarer" in der traditionellen Form einer festen (institutionalisierten) Paarbeziehung leben. Ist der Single gar allein im akademisierten Milieu zu finden, ist es fraglich, ob er in der restlichen (Mehrheits-)bevölkerung überhaupt existiert bzw. irgendwelche Ähnlichkeiten mit dem propagierten, individualisierten Single aufweist. Wenn der Single seine Lebensform gar nicht aufgrund wahrgenommener Wahlfreiheit zwischen verschiedenen, ihm zur Verfügung stehenden Optionen gewählt hat, sondern vielleicht einfach zufällig "hineingeschlingert" ist, ist es auch zweifelhaft, ob sich sein (post)modernes "Verhalten" als Single in entsprechend weniger traditionellen Einstellungen oder einem "individualistischen" Bindungsstil abzeichnet. Wenn er schließlich ebenso wie vorangegangene Generationen in strukturelle oder auch private Zwänge eingebunden ist und ihm damit gar keine Alternativen zu seinem Leben als Singles offen stehen, ist zweifelhaft, ob seine Beziehungswünsche sich von denen anderer unterscheiden.

Es stellt sich also die Frage, inwieweit sich überhaupt unterschiedliche Lebensformen, die sich nach dem Grad ihrer "Vereinzelung", also ihrer Beziehung zu anderen, konkret zu einem Partner beschreiben lassen, auf der individuellen Ebene unterscheiden. Insbesondere für die Singles als Vorreiter eines ausgerufenen Trends läßt sich fragen, ob sie sich als zu anderen distinkte Gruppe fassen lassen. Sind Singles anders als die anderen? Dies soll als Leitfrage und übergreifende Hypothese dieser Arbeit formuliert werden:

Leithypothese: Singles unterscheiden sich grundsätzlich von Nicht-Singles.

Allerdings haben sich Hinweise darauf ergeben, daß der einfache Vergleich von Singles und Nicht-Singles möglicherweise zu kurz greift und eine differenziertere Betrachtung beider Gruppen nötig ist. So erscheinen bei näherer Betrachtung beide Gruppe als nicht homogen. Unterscheiden sich Paare nach der Konventionalität und vielleicht auch Überzeugtheit ihrer Lebensform, liegt bei den Singles eine Differenzierung nach der Freiwillig-

lichkeit und Dauerhaftigkeit ihres Zustands nahe - offenbar scheinen nicht alle Singles ihre Lebensform gleichermaßen freiwillig und bewußt gewählt zu haben und nicht alle wollen sie dauerhaft führen. Gerade diejenigen Singles, die ihre aktuelle Lebensform nicht aus freien Stücken aus möglichen Alternativen ausgewählt haben, könnten eher als Opfer denn als Vorreiter eines gesellschaftlichen Trends zur Individualisierung verstanden werden. Damit stützten sie die Kritik an der Individualisierungsthese, die betont, daß heute ebenso wie früher Individuen durch Umstände oder Zufall in bestimmte Lebensformen hineingedrängt werden und ein Bild von Pluralität auch ohne freie Wahl aus Optionen entstehen kann. Läßt sich eine solche Klassifikation nachweisen, d. h. unterscheiden sich freiwillige und unfreiwillige Singles und lassen sich Singles nach der angestrebten bzw. gelebten Dauerhaftigkeit ihrer Lebensform unterscheiden?

So wie andere nichtkonventionelle Lebensformen auch, könnte das Single-Leben eher eine Lebensphase als eine wirklich dauerhafte Lebensform sein. Die Auffassung von der Lebensform des Singles als Lebensphase ließe die behaupteten Unterschiede zwischen Singles und Nicht-Singles in einem anderen Licht erscheinen. Wenn viele Individuen viele unterschiedliche Lebensphasen durchlaufen, gerät die Annahme grundsätzlicher Unterschiede ins Wanken zugunsten der Annahme schwächerer Unterschiede oder nur aktueller Unterschiede in Abhängigkeit von der augenblicklichen Lebensform. Damit verlöre der Single seine besondere, aus anderen Lebensformen herausragende Position.

Stellt man die freiwilligen und unfreiwilligen Singles in eine Linie mit anderen Lebensformen mit festen Paarbeziehungen, fallen unterschiedliche Parallelen ins Auge. Singles können neben nicht-verheirateten Paaren, die als nichteheliche Lebensgemeinschaft oder als "Living-apart-togethers", die zwar in einer festen Partnerschaft leben, aber nicht die konventionelle Lebensform der Ehe führen, als nichtkonventionelle Lebensformen gelten. Gleichzeitig könnten die unfreiwilligen Singles ähnlich den Verheirateten einen deutlichen Partnerwunsch haben, nur diesen (noch) nicht in die Tat umgesetzt haben. Ähnlich den Verheirateten scheinen andererseits die freiwilligen Singles von ihrer Lebensform besonders überzeugt zu sein - beide stehen besonders eindrucksvoll und deutlich zu ihrem jeweiligen Beziehungsstatus.

Es sind daher außer Ähnlichkeiten im Beziehungsstatus mit bzw. ohne feste Partnerschaft zwei weitere, alternative Parallelen zwischen den Subgruppen der Singles und der Paare

denkbar, bei denen einmal die a) Konventionalität, einmal b) die Überzeugtheit des Beziehungsstatus zentral ist:

a) Freiwillige Singles und nicht-verheiratete Paarpersonen sind sich ähnlich, da sich beide für eine nichtkonventionelle Lebensform entschieden haben. Unfreiwillige könnten wie Verheiratete eigentlich eine konventionelle Lebensform anstreben.

b) Freiwillige Singles und verheiratete Paarpersonen sind sich ähnlich, da sie sich beide überzeugt und freiwillig für eine bestimmte Lebensform aus anderen Optionen entschieden haben. Unfreiwillige Singles und unverheiratete Paare treten beide weniger eindeutig für ihre Lebensform ein.

Als weiterer Faktor, der den Unterschied zwischen Singles und Nicht-Singles modifizieren könnte, tritt das Geschlecht hervor. Frauen und Männer haben sich seit historischen Zeiten in der Freiheit der Wahl ihrer Lebensform unterschieden. So galten für Frauen die Normen des Verheiratet-Seins und die Vorschriften der Sexualmoral in noch vehementerer Weise als für Männer; Konsequenzen und Sanktionen trafen sie umso härter. Die beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen sollten daher für Frauen einen noch gewaltigeren Umbruch bedeuten als für Männer. Die Individualisierungsthese behauptet daher auch, daß gerade die Frauen vom Individualisierungstrend in besonderer Weise erfaßt sind. Zum einen bedeutet die Wahlfreiheit für sie in noch stärkerem Maße ein Novum, zum anderen unterliegen sie auch dem Zwang zur Wahl in besonderer Weise, müssen sie ihr Leben doch an die unterschiedlichsten Anforderungen des Privaten wie des Öffentlichen - von der "guten Hausfrau und Mutter" bis zur "erfolgreichen und attraktiven Karrierefrau" - anpassen bzw. sich "hindurchlavigieren". Die Vermutung erscheint daher berechtigt, daß die postulierten Unterschiede zwischen Singles und Paaren bei Frauen in noch deutlicherem Umfang hervortreten.

Wenn es stimmt, daß sich ein gesellschaftlicher Trend abzeichnet, sollten zudem Jüngere stärker von diesem Trend beeinflußt bzw. erfaßt sein als Ältere. Daher soll überprüft werden, ob und welchen Einfluß das Alter auf die Differenzierung von Singles und Paaren hat. Zeichnen sie sich bei den Jüngeren besonders deutlich ab, weil sie sich besonders bewußt für eine neue Option entschieden haben, und werden sich Singles und Paarpersonen mit zunehmendem Alter ähnlicher? Oder haben gerade die älteren Singles aufgrund ihrer Erfahrung mit unterschiedlichen Lebensformen und ihrer daher möglicherweise deutlicher wahrgenommenen Optionsvielfalt ihr Leben bewußter gestaltet? Haben sie sich mehr in

ihrer jeweiligen Lebensform "eingerichtet" als Jüngere, die ohnehin noch weniger festgelegt und mehr noch überhaupt auf der Suche nach ihrer Lebensform sind?

Aus den weiteren Überlegungen heraus soll die Leitfrage durch weitergehende Vermutungen ergänzt werden, die eine differenziertere Betrachtung des einfachen Unterschieds zwischen Singles und Paaren zulassen. Die Differenzierung der Singles in freiwillige und unfreiwillige und die der Paare in nicht-verheiratete und verheiratete (im weiteren als "Subgruppen" bezeichnet), das Geschlecht sowie das Alter der Befragten sollen in die Bearbeitung der Leitfrage einfließen. Zentral ist bei der vorliegenden Arbeit zunächst der Vergleich von Singles zu Nicht-Singles, der bislang in dieser Form noch nicht versucht wurde. Daher sollen die ergänzenden Vermutungen als offene Fragen berücksichtigt, jedoch an dieser Stelle nicht als eigenständige Hypothesen spezifiziert werden.

3.2 Konkrete Fragestellung und Hypothesen

Zur Konkretisierung der Leitfrage zum Unterschied von Singles und Nicht-Singles werden Merkmale aus drei Bereichen herangezogen, die sich in der Beziehungs- und Geschlechterforschung als relevant erwiesen haben: Bindungs- und Liebesfähigkeiten, Einstellungen und Werthaltung und Partnerwahl- und Sexualverhalten. Die konkrete Fragestellung leitet sich aus den entsprechenden Kapiteln 2.1., 2.2. und 2.3. ab.

3.2.1 Bindungs- und Liebesvermögen

Der behauptete Zerfall der Familien wird als zunehmende Beziehungslosigkeit von Menschen überhaupt interpretiert. Es wird ein Bild einer atomisierten Gesellschaft entworfen, in der jeder für sich alleine lebt, weder enge, stabile Bindungen hat noch diese anstrebt. Die bisherigen Befunde zu partnerlos Lebenden deuten jedoch darauf hin, daß die meisten von ihnen durchaus enge Beziehungen zu anderen Menschen haben bzw. diese für die Zukunft wünschen. Nur eine kleine Minderheit will zumindest zur Zeit keine feste Partnerschaft eingehen. Die Freiwilligkeit aber möglicherweise auch die Dauerhaftigkeit des Single-Status sollte sich im Partnerwunsch der Singles widerspiegeln. Allerdings sind die Prognosen bezüglich des Zusammenhangs mit der Freiwilligkeit und der Dauerhaftigkeit schwierig: So könnten sich diejenigen, die schon lange allein sind, besonders stark einen neuen Partner wünschen, aber auch weniger bereit sein, dafür ihre persönliche Freiheit aufzugeben und auch bei den Resignierten, die zwar eigentlich unfreiwillig Single sind, sich aber mittlerweile damit abgefunden haben, könnte der Partnerwunsch im Lauf der Zeit "verebbt" sein. Überprüft werden soll daher, ob sich die vier prognostizierten Single-Typen

- unterteilt nach Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit (Punkt 1.1.3.) - wiederfinden lassen und sich in Merkmalen der bisherigen Beziehungserfahrungen und des Stellenwertes einer Partnerschaft widerspiegeln. Hatten Singles schon Beziehungen und streben sie sie auch wieder an, dann müßte die Lebensform des Single in der Tat eher als temporär begrenzte Lebensphase verstanden werden. Zugleich würde dies aber auch bedeuten, daß ebenso die derzeitigen Paarpersonen einmal Single waren und in Zukunft vielleicht auch wieder werden könnten.

Ist das Single-Dasein eine bewußt angestrebte Lebensform, so sollten Singles genauso glücklich sein wie Paare. Da sie frei und ungebunden sind, und in ihrem Alltag weniger Kompromisse machen müssen, sind sie vielleicht sogar glücklicher als Paare. Gerade die Lebensform der klassischen Familie scheint das Wohlbefinden von Frauen denn auch zu verringern. Umgekehrt spricht der nachgewiesene Partnerwunsch der meisten Singles dafür, daß sie möglicherweise doch weniger glücklich sein könnten als diejenigen mit einer festen Partnerschaft. So sind offenbar insbesondere geschiedene Männer recht unglücklich mit ihrer Situation. Haben auch die Singles das Bild von der glücklichen Familie oder der erfüllten Partnerschaft im Kopf, so könnten sie ihre Partnerlosigkeit als Defizit wahrnehmen und insgesamt mit ihrem Leben derzeit weniger zufrieden sein. Einiges spricht dafür, daß sie einsamer sind, da sie nicht auf einen ständig vorhandenen festen Lebenspartner zurückgreifen können. Inwieweit sie ein alternatives Netzwerk an engen sozialen Beziehungen aufgebaut haben, das ähnlich wie ein fester Lebenspartner zum Wohlbefinden beiträgt, bleibt zu prüfen. Wählen also die Singles einfach einen anderen Weg, um ihr Lebensglück zu finden und sind sie damit erfolgreich, oder fühlen sie sich weniger wohl als Nicht-Singles?

Viele der Singles hatten offenbar durchaus schon feste Beziehungen. Es stellt sich daher die Frage, warum die ehemaligen Beziehungen der Singles gescheitert sind, die der Paare nicht (oder noch nicht) und warum sie bisher keine neue Beziehung eingegangen sind. Sind Singles insgesamt weniger an einer festen Paarbeziehung interessiert, verhalten sie sich in Beziehungen oder gegenüber (möglichen) Beziehungspartnern anders oder haben sie vielleicht eine andere Auffassung von der Liebe? Unterscheiden sich die Singles also grundsätzlich in ihrem Bindungs- und Liebesvermögen von Personen mit fester Beziehung?

Untersuchungen zum Bindungsverhalten haben gezeigt, das Personen einen unterschiedlichen Bindungsstil haben können. Sicher gebundene Personen haben u. a. längere und zu-

friedenere Partnerschaften und haben insgesamt eine höhere Soziabilität und ein größeres Selbstbewußtsein. Denkbar ist daher, daß sich unter den Singles mehr Personen mit einem unsicheren Bindungsstil befinden. Dabei kann ihr unsicherer Bindungsstil verhindern, daß sie überhaupt eine feste Partnerschaft eingehen - aus Angst oder aus Desinteresse heraus. Zudem hängt ein unsicherer Bindungsstil mit Unzufriedenheit in der Beziehung und einer kürzeren Beziehungsdauer zusammen, so daß auch vermutet werden muß, der unsichere Bindungsstil wirke über negative Erwartungen und Emotionen "zersetzend" auf eine bestehende Paarbeziehung, was Personen mit diesem Bindungsstil leichter zum Single werden läßt. Denkbar ist, daß ihr unsicherer Bindungsstil aus schlechten Erfahrungen mit Bindungen herrührt. Interessant ist daher auch, ob sich der Bindungsstil im Partnerwunsch widerspiegelt - vermeidende Typen sollten einen geringeren Partnerwunsch haben als ängstlich-ambivalente und vielleicht auch als ängstlich-vermeidende Singles. Umgekehrt kann aber ein sicherer Bindungsstil, der zwar grundsätzlich eine Partnerschaft als angenehm wahrnehmen läßt, zusammen mit einem größeren Selbstbewußtsein gerade erst die Grundlage dafür sein, auch einmal freiwillig eine Zeit allein zu verbringen; dies dürfte allerdings nur auf die freiwilligen Singles zutreffen.

Generell liegt es nahe zu vermuten, daß eine feste Beziehung die Bindungssicherheit wachsen läßt, kommt doch der Interaktion ein wichtiger Stellenwert bei der Entwicklung der Bindungsstile zu. Je länger eine Beziehung ist und vielleicht auch je institutionell abgesicherter sie ist, desto sicherer sollte der Bindungsstil sein. Insgesamt bedeutet dies also, daß für Singles zumindest aktuell ein eher unsicherer Bindungsstil angenommen werden muß. Inwieweit von einer grundsätzlichen oder eher temporären Unsicherheit ausgegangen werden sollte, hängt von der Annahme der Stabilität der Bindungsstile ab. Zudem könnte der Bindungsstil auch über die Subgruppe der Singles variieren.

Ähnliches gilt für den Liebesstil und den Romantizismus von Singles. Auf der einen Seite spricht ihre angenommene größere Individualisierung für die stärkere Ausprägung eines romantischen Liebesideals. Sehen sie eine Partnerschaft weniger pragmatisch und funktional, sondern zuallererst als Erfüllung einer romantischen Liebe, warten sie vielleicht einfach noch, bis der oder die Richtige gefunden ist. Andererseits könnten aber auch diejenigen mit einer romantischen Idee diese bereits in die Tat umgesetzt haben - also bereits verheiratet sein. Gibt es grundsätzlich Hinweise darauf, das Singles eher spielerischer in der Liebe sind, was ihnen ohnehin das Klischee unterstellt, so ist aber auch hierbei ein Unterschied zwischen den freiwilligen und unfreiwilligen Singles denkbar. Gerade diejenigen,

die vielleicht als unfreiwilliger Single auf einen festen Partner hoffen, könnten einen spielerischen Liebesstil ablehnen. So ist die Hypothesenbildung in Bezug auf die Ausprägung der Liebesstile bei Singles im Vergleich zu Paaren schwer und es sind wieder Unterschiede zwischen den Subgruppen vielleicht auch zwischen den Geschlechtern zu vermuten. So könnten z. B. gerade Single-Frauen als Vorreiterinnen einer unabhängigen Lebensform sich heute ebenso wie Männer eine romantische Haltung bei der Liebe leisten und diese eher vertreten als Frauen, die sich vielleicht noch eher in traditionellen Lebensformen gefangen sehen. Gerade eine Lebensform, die familienorientiert ist, könnte pragmatischer und altruistischer in Bezug auf die Liebe zwischen den Partnern ausgerichtet sein.

Was aber hat die Singles konkret zum Single werden lassen sofern sie bereits Beziehungen hatten? Reagieren sie vielleicht innerhalb von Beziehungen destruktiver auf Konflikt? Konfliktfähigkeit hat sich als wichtiger Faktor für die Stabilität und die Zufriedenheit erwiesen. Die wahrgenommene Qualität einer Partnerschaft wird vor allem durch die Androhung, die Beziehung zu verlassen, negativ beeinflusst. So können die Beziehungen von Personen, die stärker zur Konfliktreaktion des Verlassens (Exit) neigen, entweder durch diese Beeinträchtigung langsam zerstört werden, oder sie steigen tatsächlich selbst aus dieser Beziehung aus. Für Singles, die vielfach schon Trennungen hinter sich haben, kann daher angenommen werden, daß sie bei Beziehungskonflikten häufiger zu Exit neigen.

Aus diesen Überlegungen und Ergebnissen zum Bindungs- und Liebesvermögen lassen sich konkrete Hypothesen für den Vergleich von Singles und Nicht-Singles ableiten:

Hypothese 1:

Singles unterscheiden sich von Nicht-Singles im Bindungs- und Liebesvermögen

- a) in der Dauerhaftigkeit ihres angestrebten Beziehungsstatus.**
- b) in Lebensglück und Einsamkeit.**
- c) im Bindungsstil; Singles haben einen unsicheren Bindungsstil.**
- d) in den Liebestilen; Singles haben eine andere Ausprägung von Eros, eine geringere bei Pragma und Agape und eine höhere bei Ludus.**
- e) im Romantizismus.**
- f) in der Konfliktreaktion Exit; Singles neigen stärker zu Exit.**

3.2.2 Einstellungen und Werthaltungen

Individuen können sich heute der Individualisierungsthese zufolge ihre Lebensform aus verschiedenen Optionen frei auswählen. Umstritten ist, wie bewußt und rational die Entscheidung für ein bestimmtes Leben getroffen wird. Eine rationale und bewußte Entscheidung könnte sich unmittelbar in der Einstellung der Person wiederfinden, d. h., diejenigen, die freiwillig ein Leben als Single gewählt haben, haben dies aufgrund einer diesbezüglichen Einstellung getan. Andererseits können auch einfach der Zufall oder ungünstige Umstände einige Singles bisher oder zumindest zur Zeit daran hindern, eine feste Partnerschaft einzugehen. In diesem Fall müßte sich die Einstellung nicht unbedingt im tatsächlichen Leben widerspiegeln, d. h. in diesem Fall müßte ihr Verhalten als Single sich nicht auch in ihrer Einstellung wiederfinden. Generell ist das Verhältnis von Einstellung und Verhalten komplex und nicht unbedingt eng. Im Fall von Einstellungen und Lebensformen scheint weniger die Einstellung das Verhalten - in diesem Fall eine bestimmte Lebensform zu leben - zu determinieren, sondern vielmehr umgekehrt die Lebensform die Einstellung zu beeinflussen - sofern denn überhaupt ein Zusammenhang besteht. Unterscheiden sich also Singles von Nicht-Singles grundsätzlich in ihren Einstellungen und Werthaltungen?

Hängen Einstellungen und die Wahl einer bestimmten Lebensform zusammen, so ist zu vermuten, daß die Entscheidung für eine nichtkonventionelle Lebensform, die sich zudem gegen die verbreitete Paarbeziehung wendet, Resultat einer weniger traditionellen Einstellung zu Ehe und Familie ist. Singles sollten häufiger die Ehe und möglicherweise auch die immer noch eng damit verknüpfte Elternschaft ablehnen und nicht in ihren persönlichen Lebensplan vorsehen. Angepaßt an die Erfordernisse der modernen Arbeitswelt könnten sie statt dessen den Beruf besonders betonen wie dies schon bei alleinwohnenden Partnerlosen festgestellt wurde. Auch heute noch erwarten Frauen, stärker in die Familienarbeit eingebunden zu sein. Daher sollte sich bei ihnen eine besonders große Kluft zwischen denjenigen, die eine solche Einbindung zugunsten von Ehe und Kindern in Kauf nehmen und denen, die diese starke Einbindung ablehnen, auf tun, die dann auch in der Wahl der Lebensform (notgedrungen) ihren Ausdruck finden sollte. Insbesondere die Frauen, die ihrem Beruf einen hohen Stellenwert beimessen und zu dessen Gunsten auf Kinder und Ehe verzichten, könnten sich häufig für ein Leben als Single entscheiden.

Eng verknüpft mit der Individualisierung, Pluralisierung und einem allgemeinen Wertewandel wird daher auch die Egalisierung der Geschlechterverhältnisse diskutiert. Frauen haben dabei das Problem, aufgrund der Strukturstarre Familie und Beruf schlechter syn-

chronisieren zu können, so daß sie vielleicht gerade wenn sie überkommene Rollenverteilungen ablehnen, zum Single werden oder werden müssen. So scheint der Partnerwunsch vieler Singles, obgleich durchaus nicht selten vorhanden, nicht bedingungslos zu sein. Sind Familien und Partnerschaften heute keine Zwangsgemeinschaften mehr, wird offenbar auch die Einengung der persönlichen Freiheit, insbesondere durch eine traditionelle Rollenverteilung von denen abgelehnt, die zur Zeit keine feste Beziehung haben. Gerade Frauen, die bereits eine Ehe hinter sich haben, möchten ihre Selbständigkeit ungern wieder aufgeben, ganz im Gegensatz zu den geschiedenen Männern, die sich auf jeden Fall wieder eine Partnerschaft wünschen, auch bei Verzicht auf persönliche Autonomie. Bei ihnen dürfte sich ihre derzeitige Lebensform weniger in der Einstellung zur Geschlechtsrolle wiederfinden. So ist auch hier ein Unterschied zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles zu vermuten, und zwar derart, daß insbesondere die unfreiwilligen Singles zwar die Rollenanteile des anderen Geschlechts zeitweise übernehmen müssen, dies aber eigentlich nicht wollen und auch nicht unbedingt richtig finden. Dennoch könnten auch bei ihnen die Lebensumstände über die normative Kraft des Faktischen liberalisierend wirken. Sind Singles also generell liberaler in ihrer Einstellung zur Geschlechtsrolle als Paaren oder wirkt hier die Freiwilligkeit oder das Geschlecht modifizierend?

Neben der Einstellung zur Geschlechtsrolle werden auch die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften von Maskulinität und Feminität als relevante Faktoren des Beziehungslebens diskutiert. Obgleich sich gezeigt hat, daß diese weniger verhaltensbestimmend sind als die Einstellung gegenüber der Geschlechtsrolle, können Differenzen zwischen Singles und Paaren vermutet werden. Einerseits kann argumentiert werden, daß Singles als Symbol der Postmoderne androgyner sein sollten - also stereotypisch männliche und weibliche Eigenschaften auf sich vereinen. Erweist sich eine stereotype Verteilung der Eigenschaften zumindest in der Kennenlernphase als anziehend auf das jeweils andere Geschlecht, kann ebenfalls vermutet werden, daß androgyne Personen zunächst Probleme bei der erfolgreichen Partnersuche haben. Andererseits scheint die Feminität, die das Gemeinsame, Harmonische und Kooperative betont, sich günstig auf Beziehungen auszuwirken und eine maskuline Persönlichkeit (bei Männern) eher ungünstig für längerfristige, tiefe Beziehungen zu sein. Dementsprechend kann alternativ vermutet werden, daß Singles eher maskulinere Eigenschaften besitzen. Gerade den weiblichen Singles, die den "weitesten Weg" von einer traditionellen Lebensführung gegangen sind, könnte unterstellt werden, nicht nur besonders aufgeklärt und liberal zu sein, sondern, weil sie nun ihren eigenen "Mann stehen müssen" auch maskuliner im stereotypen Sinne zu sein. Insgesamt scheinen

Eigenschaften der Maskulinität und Feminität eine Rolle bei Partnerschaften zu spielen, ob Singles aber eher androgyner oder eher maskuliner sind als Paarpersonen, bleibt zu überprüfen.

Diskutiert wird, inwieweit Werthaltungen, Einstellungen und Eigenschaften ein kohärentes Muster auf einer einzigen bzw. auf wenigen Dimensionen von "Traditionalismus" bilden. Diese sollte sich in der Sozialen Dominanz Orientierung wiederfinden. Demnach sollten Personen, die eine eher liberale oder egalitäre Einstellung zur Geschlechtsrolle haben, auch eher androgyne Eigenschaften besitzen, und sich zudem auf der gesellschaftlichen Ebene eher für Gleichheit aussprechen und umgekehrt. Singles, die sich mit ihrer Lebensform von überkommenen Traditionen gelöst haben, haben möglicherweise also insgesamt eine weniger konservative Haltung. Sie sollten sich daher eher am Pol einer geringen Sozialen Dominanz Orientierung wiederfinden und wenn, dann kohärent weniger traditionell sein.

Diese Überlegungen können in den folgenden Hypothesen spezifiziert werden:

Hypothese 2:

Singles unterscheiden sich von Nicht-Singles in Einstellungen und Werthaltungen

- a) im Lebensentwurf; Singles haben einen geringeren Heirats- und Kinderwunsch; insbesondere nehmen die Ehe und Elternschaft in ihrem persönlichen Lebensplan einen geringeren, hingegen der Beruf einen höheren Stellenwert ein.**
- b) in der Einstellung zur Geschlechtsrolle; Singles haben eine weniger traditionelle Einstellung zur Geschlechtsrolle.**
- c) in den geschlechtstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität / Feminität; Singles haben mehr androgyne oder aber mehr maskuline Eigenschaften.**
- d) in der Soziale Dominanz Orientierung; Singles sind weniger sozial dominant orientiert.**

3.2.3 Partnerwahl- und Sexualverhalten

Singles haben anders als Paare keinen Partner gewählt. Sie verzichten auf einen Lebenspartner an ihrer Seite und wohl vermutlich auch auf einen festen Sexualpartner. Damit entziehen sie sich dem lange als eine Art Naturgesetz betrachteten Zusammensein von Mann und Frau. Doch wohl nicht alle Singles üben diesen Verzicht ganz freiwillig in Einklang mit den eigenen Bedürfnissen. Manche hätten vielleicht gerne einen Partner, finden nur nicht den oder die Richtige. Andere wiederum könnten ihr freies Single-Leben genießen - anstatt sich allein an einem einzigen festen Partner zu orientieren, könnten sie versuchen, viele verschiedene Partner für kurzfristigen Liebschaften oder 'one-night-stands' zu

erobern. Oder haben sie etwa ganz im Gegenteil einfach keinen Erfolg auf dem Partnermarkt? Unterscheiden sich also Singles und Paare grundsätzlich in ihrem Partnerwahl- und Sexualverhalten?

Die Gründe für den auffälligen Verzicht der Singles auf einen festen Partner bzw. eine feste Partnerin können vielfältig sein: Denkbar ist, daß sie wie Personen aus individualistischen Kulturen einen sehr hohen Anspruch an einen möglichen Partner stellen, so daß einfach niemand diesem gerecht wird. Der Wunsch nach viel Intimität bei gleichzeitiger großer Autonomie verweist auf möglicherweise nur schwer zu verwirklichende Vorstellungen. Insbesondere bei den freiwilligen Singles hat es vermutlich ein möglicher Partner schwer, da er in Konkurrenz zu einem frei gewählten Lebensentwurf steht - d. h. für freiwillige Singles muß ein potentieller Partner mehr bieten, weil die Alternative ihnen offensichtlich attraktiv erscheint. Bei unfreiwilligen Singles sollte diese Hürde leichter zu nehmen sein. So muß gerade bei den unfreiwilligen Singles auch vermutet werden, daß ihr Anspruch gemessen an ihrem eigenen Marktwert relativ zu hoch ist, d. h., daß sie versuchen, in der "falschen Liga" mitzuspielen. Umgekehrt kann dabei allerdings auch argumentiert werden, daß sich diejenigen mit einer festen Partnerschaft frühzeitig für eine solche entschieden haben - also bei der "erstbesten Gelegenheit zugegriffen" haben - weil sie aufgrund eines schlechten Marktwertes wenig Chancen für sich sahen, in der Konkurrenz um einen Partner zu bestehen (also auf "Nummer Sicher" gegangen sind). Dies würde bedeuten, daß Singles aufgrund eines besonders hohen Marktwertes ihr freies Leben auskosten und sich nicht durch eine feste Bindung einengen lassen wollen. Dies würde dem Klischee vom attraktiven, erfolgreichen, hedonistischen Single mit wechselnden Flirts entsprechen. Vielleicht aber haben diejenigen mit einer festen Partnerschaft auch einfach das Glück gehabt, jemanden zu finden, der ihren Ansprüchen genügt oder aber sind immun gegen hochgeschraubte Anforderungen, weil sie sich vielleicht stärker der Medienwelt entziehen.

Welche Ansprüche stellen also Singles an ihre möglichen zukünftigen Partner? Sind sie Opfer ihres eigenen Anspruchs, d. h. finden sie keinen Partner, weil ihre Ansprüche zu hoch sind gemessen an dem, was sie selbst zu bieten haben oder was ihre Umwelt real zu bieten hat? Oder haben sie ganz einfach einen so schlechten Marktwert, daß ganz gleich, wie tief sie ihren Anspruch heruntersetzen, einfach niemand sie als Partner haben möchte?

Neben der Vermutung, daß Singles absolut oder relativ höhere Ansprüche an einen Partner stellen als diejenigen, die bei der Partnersuche erfolgreich waren, ist darüber hinaus denk-

bar, daß sie inhaltlich andere Merkmale bei einem Partner wünschen. Möglich ist, daß diese Merkmale einfach so "rar" sind, daß es schwierig ist, einen solchen Partner zu finden. Legen also Singles verstärkt auf andere Merkmale Wert als Paare dies tun?

Behauptet wird, daß die ungleiche Ressourcenverfügbarkeit Frauen dazu zwingt, diese über einen Partner zu gewinnen, da ihnen der direkte Weg zu den Ressourcen versperrt ist. Unter veränderten Lebensbedingungen - sprich vor allem ökonomischer und moralischer Unabhängigkeit der Frau - könnten auch andere Merkmale bei der Partnerwahl wichtig werden. Die Frage ist also, ob Singles, die in und durch ihre unkonventionelle Lebensform das bisher kulturell zementierte Geschlechterverhältnis aufweichen, auf andere Merkmale bei einem potentiellen Partner Wert legen, als diejenigen, die bereits einen Partner haben. Das eigene Ressourcenpotential könnte dabei der Theorie der strukturellen Machtlosigkeit folgend die Partnerwahl beeinflussen.

Partner können für eine Kurz- oder Langzeit-Beziehung gesucht werden. Je nachdem, für welchen Beziehungstypus ein Partner gesucht wird, scheinen andere Strategien angemessen und erfolgversprechend zu sein. Dementsprechend lassen sich auch empirisch Personen mit einer eher restriktiven soziosexuellen Orientierung und solche mit einer eher unrestrictiven Orientierung finden. Singles verzichten augenscheinlich auf einen festen Partner in einer stabilen, langfristigen Beziehung. Aber verzichten sie deshalb auch auf Sexualpartner? Denkbar ist, daß Singles zu der Gruppe Menschen gehören, die eher auf Kurzzeit-Beziehungen setzen, oder dies zumindest zeitweise tun.

Dies entspricht auch dem Klischee vom "Swinging Single", wonach sie ein bewegtes Sexualleben führen sollen. Zumindest liegt der Vorteil des Single-Daseins augenscheinlich darin, nicht einen festen Partner oder feste Partnerin zu haben, sondern sexuell ohne Einschränkung agieren zu können; Singles müssen keinem Partner Rechenschaft ablegen und können, wenn sie dies wünschen, ihre Sexualität mit vielen verschiedenen Partnern ausleben. Zudem kann auch vermutet werden, daß sexuell Freizügige weniger den Wunsch nach einer festen Partnerschaft haben. Daher kann vermutet werden, daß Singles insgesamt eine weniger restriktive soziosexuelle Orientierung haben als Nicht-Singles.

Befunden zufolge sollen die Partnermerkmale, die bei der Auswahl eines Partners oder einer Partnerin eine Rolle spielen, ebenfalls von der Soziosexuellen Orientierung beeinflusst sein - Restriktive finden persönliche und elterliche Qualitäten, Unrestrictive eher

nach außen sichtbare Attribute wie gutes Aussehen und Finanzkraft wichtig. Demnach sollte sich bei den Singles ein kohärentes Bild dahingehend abzeichnen, daß ihre größere sexuelle Freizügigkeit sich auch in entsprechenden inhaltlichen Kriterien, die sie an einen potentiellen Partner anlegen, abzeichnen.

Aus dem Ausgeführten lassen sich die folgenden Hypothesen für den Unterschied von Singles und Paaren ableiten:

Hypothese 3:

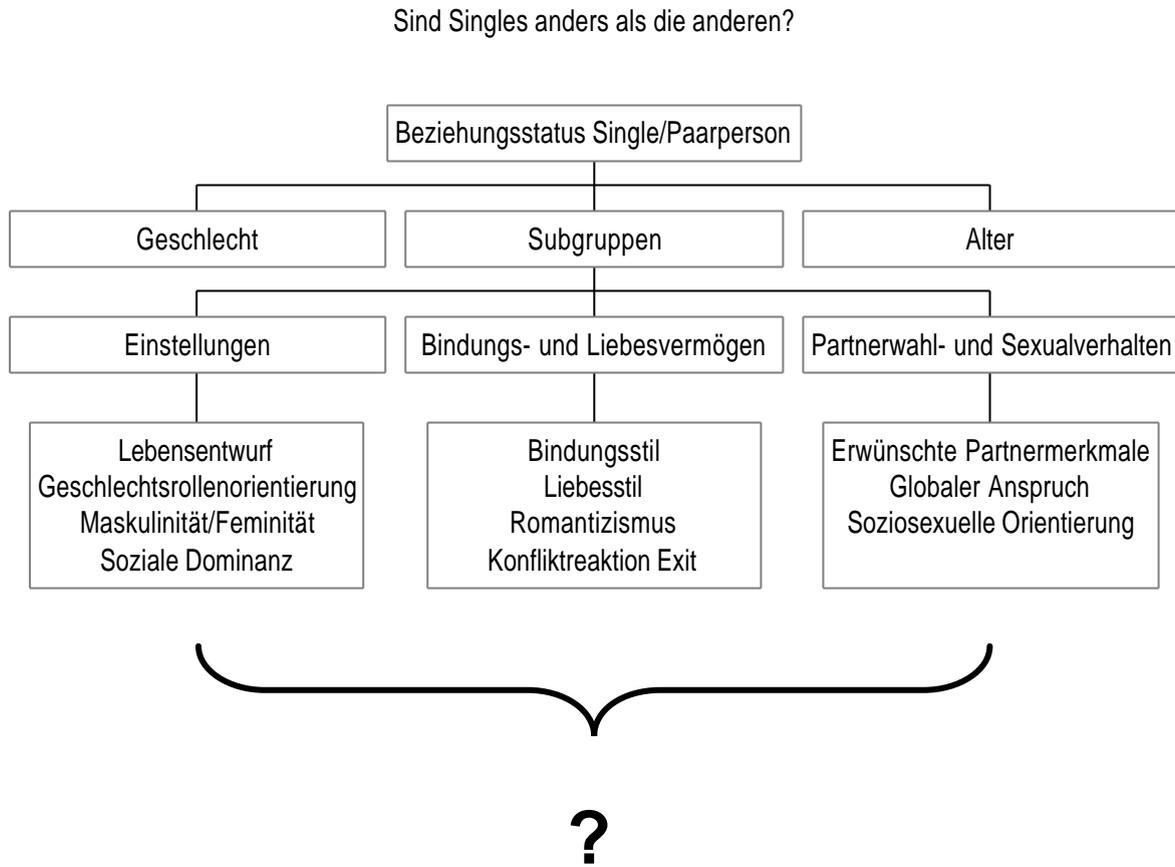
Singles unterscheiden sich von Nicht-Singles im Partnerwahl- und Sexualverhalten wie

- a) im globalen Anspruchsniveau; Singles haben einen höheren globalen Anspruch als Paarpersonen. Das Anspruchsniveau kann auch in Abhängigkeit vom eigenen Marktwert relativ höher sein.**
- b) in spezifischen erwünschten Partnermerkmalen; Singles legen auf andere Merkmale bei einem Partner Wert als diejenigen, die einen Partner haben.**
- c) in der Soziosexuellen Orientierung; Singles sind sexuell unrestrictiver als Paarpersonen.**

3.3 Zusammenfassung

Es werden Unterschiede zwischen Singles und Paarpersonen angenommen, auf die auch die Überzeugung vom eigenen Beziehungsstatus, die Konventionalität sowie Geschlecht und Alter modifizierenden Einfluß ausüben könnten. Vermutet wird, daß Singles sich in konkreten Merkmalen aus den drei Bereichen Bindungs- und Liebesvermögen, Einstellungen und Werthaltung sowie Partnerwahl- und Sexualverhalten von Personen mit festen Paarbeziehungen unterscheiden. Aufgrund der zumeist vielschichtigen und auch widersprüchlichen Befunde wird zunächst allein eine Differenz zwischen beiden Gruppen postuliert. Nur in Einzelfällen wird untergeordnet die Richtung der Unterschiedshypothesen mit in die Hypothesenfassung aufgenommen. Das folgende Schaubild Abb. 6 zeigt zusammenfassend die entwickelte Fragestellung.

Abb. 6 Schaubild der Fragestellung



4 Methode

Zur Analyse von Singles und dem Vergleich zu Paaren in einer Reihe relevanter Merkmale wurden eine Fragebogen-Untersuchung durchgeführt. Alle unabhängigen und abhängigen Variablen wurden quantitativ erfaßt. Sofern "junge" Skalen in eigener Übersetzung eingesetzt werden sollten, wurden die verwendeten Verfahren zuvor in zwei Voruntersuchungen überprüft. Im folgenden wird die gewählte Methodik der Arbeit zunächst einer kurzen Reflexion unterworfen. Es folgt die detaillierte Darstellung der Vor- und Hauptuntersuchung jeweils mit Stichprobenbeschreibung und der Beschreibung und Überprüfung der verwendeten Meßinstrumente; die meisten wurden bereits in den vorangegangenen Kapiteln erwähnt. Am Ende des Methodenkapitels findet sich die Darstellung der geplanten statistischen Auswertung.

Eine Auflistung aller verwendeten Meßinstrumente findet sich unter Punkt 4.4. am Ende des Methodenkapitels, der Fragebogen mit Itemnummerierung der Hauptuntersuchung kann im Anhang A eingesehen werden.

4.1 Reflexion zur gewählten Methodik

Partnerlose Singles sind eine bislang nur marginal und sozialpsychologisch überhaupt nicht untersuchte Gruppe. Das Anliegen ist deshalb, zunächst eine recht breite Auswahl von Merkmalen zu erfassen und sie darin mit Paaren zu vergleichen. Für eine erste breitere Explikation bieten sich Interviewmethoden im weitesten Sinne an. Diese haben zwar den Nachteil reaktiver Verfahren, jedoch den Vorteil, daß viel Information auf verhältnismäßig effektive Weise gewonnen werden kann.

Die wenigen Studien, in denen Singles bisher thematisiert wurden, haben vor allem mit offenen oder strukturierten Interviews gearbeitet (Bachmann, 1992; Meyer & Schulze, 1992). Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, aufgeworfene Thesen zu manifestieren und Hypothesen über Unterschiede in spezifischen Merkmalen zu testen, die bereits in der Paar- und Beziehungsforschung als relevant für den Themenbereich herausgearbeitet wurden. So erscheint eine Befragung mit Hilfe eines quantifizierenden Fragebogens, der bewährte Skalen umfaßt, als die Methode der Wahl. Auf diese Weise ist auch die Vergleichbarkeit mit anderen sozialpsychologischen Untersuchungen zu Partnerschaften, aus denen die untersuchten Konstrukte abgeleitet wurden, gewährleistet.

Es wurden vor allem bereits zur Verfügung stehende und testtheoretisch überprüfte und bewährte Verfahren verwendet. Die Auswahl der Instrumente erfolgte entlang der Kriterien der Testgüte, der Aktualität und der Deutschsprachigkeit der jeweiligen Skala. Lag eine erst vor kurzem entwickelte, aktuelle Skala mit guter Testqualität nur in englischer Sprache vor, wurde ihr zugunsten der Aktualität, der Qualitäten und der Vergleichbarkeit mit anderen Untersuchungen der Vorzug gegeben und sie in eigener Übersetzung verwendet. In zwei Voruntersuchungen wurden diese Instrumente auf ihre Testgüte hin überprüft. Dieses Verfahren ist nicht völlig unproblematisch. Der Komplex der Geschlechter- und Beziehungsforschung ist jedoch so raschen und drastischen Veränderungen unterworfen, daß es zugunsten der ökologischen Validität nach möglichst neuen Instrumenten verlangt; konkret sind Items, die von den Versuchspersonen als nicht mehr nachvollziehbar und altmodisch empfunden werden, aufgrund ihrer mangelnden Varianz untauglich.

Anhand der Skalenanalyse der Voruntersuchungen wurden aus einigen der bewährten Skalen Kurzversionen gebildet und ebenfalls auf ihre Güte hin überprüft. Da in der Hauptuntersuchung eine Vielzahl von Konstrukten und Variablen im Zusammenhang mit Liebe und Partnerschaft erfaßt werden sollen, erscheint die Bildung von Kurzskaalen sinnvoll, um den Umfang des gesamten Meßinstruments möglichst gering zu halten. Insbesondere bei Konstrukten, die aus der Paar- und Beziehungsforschung stammen, aber ebenfalls für Singles relevant sein können, richten sich die vorhandenen Erhebungsinstrumente an Personen in einer festen Partnerschaft. In diesen Fällen wurde die Instruktion für die Singles so umformuliert, daß nach Informationen aus einer vergangenen bzw. imaginären Partnerschaft gefragt wird.

Natürlich kann man fragen, ob eine reaktive Methode generell und die Erfassung mittels Fragebogen im besonderen dem Gegenstand angemessen ist, ob man damit "wirklich etwas herausbekommt". Damit wird implizit unterstellt, daß es erstens diese "etwas" tatsächlich gibt und zweitens, daß es sich in "eigentlicher" oder "uneigentlicher" Form ausdrücken kann, also auch besser oder schlechter erfaßt werden kann. Sind die Antworten, die jemand in einem Fragebogen gibt, Ausdruck eines "wahren" Wertes? Gibt es diesen "wahren" Wert, d. h. diese Etwas "hinter" der Messung, was nur durch störende Einflüsse, Fehler oder falsche Erfassung verzerrt wird, aber theoretisch "rein" ist, überhaupt? Hier ist festzustellen: Das Konstrukt ist eben im besten Sinne das, was die Meßmethode erfaßt und hat damit auf dieser jeweiligen Ebene seine eigene und eigentliche Berechtigung. Jede Methode hat bekanntermaßen ihre Vor- und Nachteile. Grundsätzlich sollte versucht werden,

Hypothesen mit Hilfe unterschiedlicher Methoden auf verschiedene Weise zu überprüfen. Gleichzeitig stellt sich bei einer Dissertation ungefragt dieser erstrebenswerten Multimetoden-Verfahrensweise das Problem der Realisierbarkeit - eine Fragebogenuntersuchung bietet sich daher auch aus ganz pragmatischen Gründen an. Studien, die Singles und Paare mit Hilfe anderer Verfahren und Methoden untersuchen, wären in der Folge wünschenswert.

Die vorliegende Arbeit befragt Personen mit Hilfe von Fragebögen. Es sollen mittels erprobter Skalen Konstrukte erfaßt werden und mögliche Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen ermittelt werden. Ob das Ermittelte Zeichen einer Wahrheit, eines Darstellungswunsches, von Konventionen, sprachlichen Ausdrucksmitteln oder generierenden Codes ist, bleibt unbeantwortet. Nicht jede Arbeit kann ihre Basis wissenschafts- und erkenntnistheoretisch diskutieren, sollte sie jedoch reflektieren. Diese Arbeit bewegt sich in ihrem "System" der empirischen Sozialpsychologie, möchte darin einen Beitrag leisten und zu einer von vielen Erkenntnisoptionen beitragen.

4.2 Voruntersuchung I a und I b: Überprüfung der Meßinstrumente und Bildung von Kurzskalen

In zwei Voruntersuchungen wurde die Anwendbarkeit und die Güte der Meßinstrumente überprüft, die in eigener Übersetzung aus dem amerikanischen Original Verwendung finden sollten. Zudem sollte die Möglichkeit der Bildung von Kurzskalen aus diesen Skalen ermittelt werden. In der Voruntersuchung Ia wurde die Erfassung des Lebensplans, des Romantizismus, und der Soziosexualität überprüft, in der Voruntersuchung Ib die Erfassung der Sozialen Dominanz. Es folgt zunächst die Beschreibung der Durchführung, Stichprobe und Rücklaufquote der Voruntersuchung Ia, gefolgt von der Beschreibung der Durchführung und Stichprobe der Voruntersuchung Ib. Anschließend werden alle Skalen zur Erfassung der genannten Merkmale im Detail dargestellt und die Ergebnisse der Analyse der Meßinstrumente berichtet.

4.2.1 Voruntersuchung Ia

4.2.1.1 Durchführung

Für die 1. Voruntersuchung wurden Singles - also Personen ohne feste Partnerschaft - gesucht, die heterosexuell und zwischen 25 und 45 Jahre alt sein sollten. Insgesamt wurden 150 Fragebögen verteilt, die paritätisch in zwei Versionen A und B vorlagen, in denen die Reihenfolge der einzelnen Skalen variiert.

Die Versuchspersonen wurden auf unterschiedlichem Wege gewonnen. Eine zunächst im Lokalteil der örtlichen Zeitung (NRZ-Essen) geschaltete Anzeige war nur von geringem Erfolg (12 Versuchspersonen). Zunächst wurde telefonisch sichergestellt, daß die Personen, die sich auf die Anzeige meldeten, auch tatsächlich die Kriterien der Stichprobe erfüllten. Außerdem wurden sie über das Vorgehen der Datensammlung aufgeklärt. Sie erhielten auf postalischem Weg jeweils einen Fragebogen sowie einen adressierten und frankierten Rückumschlag, mit der Bitte, den ausgefüllten Fragebogen anonym an die Universität zurückzusenden.

Weitere 98 Fragebögen wurden im Schneeballsystem über Bekannte und Arbeitskollegen verteilt, die die Aufgabe übernahmen, jeweils die Kriterien der Stichprobe zu überprüfen, selber aber nicht an der Untersuchung teilnahmen. Die Versuchspersonen schickten ihre ausgefüllten Bögen ebenfalls mittels Rückumschlag an das Institut zurück. Die verbliebenen 40 Fragebögen wurden im sozialpsychologischen Institut der Ruhr-Universität Bochum an Psychologie-Studenten/innen ausgegeben und dort auch wieder eingesammelt. Als Gegenleistung erhielten die Studenten/innen benötigte Versuchspersonen-Stunden erhalten.

4.2.1.2 Rücklaufquote

86 Fragebögen wurden zurückgesandt (41 der Version A, 45 der Version B). Die Rücklaufquote ist mit 57 % mäßig, aber üblich bei vergleichbaren Versuchsdurchführungen. Dabei ist die Rücklaufquote der an Psychologie-Studenten/innen verteilten Bögen mit fast 93% verständlicherweise aufgrund der Gegenleistung hoch. Die Rücklaufquote bei den freiwillig und unentlohnt teilnehmenden Versuchspersonen ist mit 44 % relativ gering. Hierbei ist zu vermuten, daß zum einen das Thema "Singles", mit dem sich die Betroffenen bei näherem Hinsehen möglicherweise ungern auseinandersetzen und die zum Teil recht intimen Fragen zu der geringen Quote geführt haben. Vermutlich sind auch einige Fragebögen bei den Verteiler/innen "hängen" geblieben, sind also gar nicht erst verteilt worden. Diese Vermutungen lassen sich leider nicht überprüfen. Die Frage der Stichproben-Zusammensetzung wird noch einmal unter Punkt 4.3.1.3. angesprochen.

Über einen unterschiedlichen Rücklauf bei männlichen und weiblichen Versuchspersonen oder den beiden unterschiedlichen Fragebogen Versionen A und B läßt sich ebenfalls keine Aussage machen. Die Verteilung gleich vieler Fragebögen beider Versionen an Männer

und Frauen wurde etwas gesteuert, aber nicht völlig festgelegt. Die Gewinnung der Versuchspersonen erwies sich als zu schwierig und langwierig, um eine sicherlich erstrebenswerte Gleichverteilung in beiden Variablen zu realisieren.

4.2.1.3 Stichprobe

In die Analyse der Daten gingen die Daten aller 86 zurückerhaltenen Fragebögen ein. Die Stichprobe besteht aus 39 Männern und 47 Frauen. Der Altersdurchschnitt liegt bei 29 Jahre (19-47), der Modalwert bei 28 Jahren. 85% der Versuchspersonen sind ledig, nur 4 verheiratet, 7 geschieden. 31 Personen bezeichnen sich auf eine entsprechende Frage selbst als freiwillige Singles, 54 als unfreiwillige (1 fehlende Angabe), die durchschnittliche Dauer des Single-Daseins beträgt gut 1 1/2 Jahre ($m=20,2$ Monate; $range=0-120$ Monate). Die Probanden haben ganz überwiegend Abitur oder ein abgeschlossenes Studium (93%), 56% sind berufstätig (die am häufigsten genannten Berufe sind Lehrer, Sozial- und Dienstleistungsberufe). 47% verdienen weniger als 1400 DM, 32% zwischen 1400 und 4000 DM, 18% zwischen 4000 und 6000 DM, keiner verdient mehr als 6000 DM brutto. Nur 7 Personen (6 Frauen, 1 Mann) haben Kinder. 65% geben an, allein zu wohnen, 7% mit den Kindern, 14% mit Freunden und 13% bei den Eltern. 42% sind katholisch, 34% evangelisch und 23% geben an, keiner Konfession zuzugehören (1 Person sonstige Konfession).

4.2.2 Voruntersuchung Ib

4.2.2.1 Durchführung

Die Voruntersuchung Ib wurde an der Ruhr-Universität-Bochum am Fachbereich Psychologie durchgeführt. Ein Aushang kündigte die freiwillige Untersuchung an. Die Versuchspersonen holten sich selbst einen Fragebogen ab und brachten in ausgefüllt wieder zurück. Sie bekamen dafür Versuchspersonenstunden quittiert. Die Rücklaufquote kann leider in diesem Fall nicht ermittelt werden, ist aber aufgrund der benötigten Gegenleistung erfahrungsgemäß hoch.

4.2.2.2 Stichprobe

Es nahmen insgesamt 107 Psychologie-Studenten (14 Männer, 93 Frauen) an der Voruntersuchung Ib teil. Der Altersdurchschnitt liegt bei 25 Jahren (19-46). 82 haben einen festen Partner, 25 sind Single. Fast 80% sind ledig, 17% verheiratet und 4% geschieden; 16% haben Kinder. Fast 70% gehen neben ihrem Studium einer beruflichen Tätigkeit in sehr unterschiedlichen Berufen nach (Bürotätigkeiten, Sozialberufe und Dienstleistungen werden am häufigsten genannt). Sie verdienen damit ganz überwiegend unter 1200 DM,

etliche aber mehr als 610 DM mit Monat; d. h. die Berufstätigkeit kann durchaus als substantiell bezeichnet werden.

4.2.3 Beschreibung und Überprüfung der neuen Meßinstrumente und die Bildung von Kurzskalen

Zur Überprüfung der Meßinstrumente, die in der Hauptuntersuchung Verwendung finden sollten, wurde zunächst die Skalenbildung der einzelnen Meßinstrumente nachvollzogen. Es gingen alle die Items in eine Skala ein, die in der jeweiligen Literaturquelle zur Skalenbildung empfohlen werden³⁷. Diese Skalen wurden dann jeweils einer Itemanalyse unterzogen und die interne Konsistenz wurde ermittelt. Über jede einzelne Subskala wurde jeweils zunächst eine auf einen Faktor begrenzte Faktorenanalyse (PCA) gerechnet, um die eindeutige Ladung der zugerechneten Items zu überprüfen; es folgte jeweils eine Faktorenanalyse (PCA) mit Varimax-Rotation, bei der die Faktorextraktion auf die im Original der Skala vorgeschlagene Anzahl der Skalen begrenzt wurde, um die Skalenbildung nachzuvollziehen und die Varianzaufklärung zu erkennen; daran anschließend wurde jeweils eine offene Faktorenanalyse (PCA) ohne Faktorbegrenzung mit Varimax-Rotation gerechnet, um anhand des Eigenwertverlaufs die Anzahl der Faktoren für diese Stichprobe zu ermitteln. Da Items der Lebensplan-Skala, der Romantizismus-Skala, der Skala zur Soziosexuellen Orientierung und der Skala der Sozialen Dominanz selbst übersetzt wurden und als junge Meßinstrumente auch im amerikanischen Original erst relativ wenig überprüft wurden, erschien dieses dezidierte Vorgehen geboten. Diese Untersuchung zielt nicht darauf ab, Skalen aus dem Original verbindlich für deutsche Stichproben zu revidieren und sie daher ggf. neu zu konstruieren, sondern allein der Absicherung der Übertragbarkeit auf die untersuchte Stichprobe. Daher erscheint die enge Orientierung an den Original-Skalen angemessen. Mit einer Stichprobengröße von $n=86$ ist grundsätzlich Vorsicht bei der Generalisierbarkeit der Ergebnisse der Faktorenanalysen geboten und die gefundenen Faktoren sollten bei weiteren Untersuchungen zunächst überprüft werden.

Angestrebt wurde im weiteren die Bildung von Kurzskalen, die mit einer reduzierten Itemanzahl weiterhin sowohl inhaltlich als auch in ihrer statistischen Qualität den Original-Skalen vergleichbar sind. Daher galt als Kriterium für die Auswahl der einzelnen Items jeder Skala ihre möglichst hohe Inter-Item-Korrelation mit den übrigen Items der Skala, damit also ihr enger inhaltlicher Zusammenhang untereinander. Auch inhaltliche Überle-

gungen hinsichtlich der Repräsentativität einzelner Unterskalen bei gebotener Zusammenfassung einzelner Unterskalen und eine hohe Ladung auf dem Faktor einer auf einen Faktor begrenzten Faktorenanalyse über jede einzelne Skala waren hier leitend um den inhaltlichen Sinn jeder Skala zu erhalten. Die interne Konsistenz der gesamten Kurzskala war ein weiteres Kriterium für die Auswahl des einzelnen Items und für die Länge der Kurzskala. Gleichzeitig sollten die Kurzskalen ein und desselben Original-Fragebogens die gleiche Anzahl Items aufweisen, wenn sie dies auch in der Original-Version der Skala erfüllten. Es folgt die Beschreibung und Besprechung der Skalen im Einzelnen. Die α -Koeffizienten der internen Konsistenz finden sich für alle ursprünglichen Skalen und für die neu gebildeten Kurzskalen zur bessern Vergleichbarkeit gemeinsam in Tab.1.

4.2.3.1 Demographische Variablen

Die folgenden demographischen Variablen wurden erfaßt:

* Geschlecht	* Schulbildung	* Konfession	* Beziehungsstatus
* Alter	* Berufstätigkeit	* Religiosität	* ggf. Freiwilligkeit des Single-Seins
* Familienstand	* Beruf	* Wohnsituation	
* Kinder	* Einkommen		

4.2.3.2 Der persönliche Lebensplan

Die Erfassung des "Lebensplans", der Idee, wie Personen ihr Leben gestalten wollen und welchen Wert sie jeweils den verschiedenen Lebensbereichen zumißt, wirft das Problem auf, einerseits die für das Thema "Singles" relevanten Lebensbereiche konkret zu fassen und zu analysieren, andererseits aber nicht zu sehr in die Breite aller möglichen für den Lebensplan bedeutungsvollen Wertbereiche abzudriften und damit die Länge des Fragebogens zu sprengen. Die für das Thema unmittelbar relevanten und konkreten Lebensbereiche der Ehe, der Elternschaft und des Berufs werden in der bisher nur im amerikanischen Original vorliegenden *Life Role Salience Scale* von Amatea et al. (1986) angesprochen (s. Punkt 2.2.2.3.). Insgesamt messen nach der Revision der Skalen 40 Items (5 Items pro Subskala) auf einer 5-stufigen Skala die Erwartung an den künftigen Lebensstil. Erfaßt wird über 8 Subskalen der Wert der Rolle in Beruf und Ehe, der Elternschaft und im Haushalt, und die Bindung an diese Rollen. Faktorenanalytisch ließen sich diese Bereiche in einer Studie mit Studenten weitgehend (bis auf die klare Abgrenzung der Rolle im Haushalt) bestätigen (Varianzaufklärung insgesamt fast 50%). Die Faktorenstruktur konnte auch

³⁷ Die Itemnummerierung im Fragebogen entspricht der Nummerierung im Original, bzw. wurden die Items nach ihrer Reihenfolge im Original durchnummeriert.

in einer Validierungsstudie an berufstätigen Frauen, die eine weitere Überarbeitung der Skalen zur Folge hatte, und in einer dritten Studie mit verheirateten Paaren, die mindestens ein Kind hatten und beide berufstätig waren, gut nachvollzogen werden (Varianzaufklärung in der dritten Studie insgesamt 61%). Die internen Konsistenzen aller Subskalen können als gut bezeichnet werden (alpha-Koeffizienten .79-.94). Die Interkorrelation zwischen den 8 Subskalen ist moderat; wenn, dann bestehen vor allem zwischen dem Wert, dem jeder Rolle beigemessen wird, und der Bindung an ebendiese Rolle mittlere Korrelationen (.38-.40), außerdem zwischen dem Wert der elterlichen und der ehelichen Rolle ($r=.40$). Die Unterteilung der vier Bereiche jeweils in die beiden Aspekte "Wichtigkeit" und "Bindung" konnte in anderen Studien nicht immer nachvollzogen werden (Campbell & Campbell, 1995), so daß eine Zusammenfassung jeweils der Wertigkeit- und Bindungs-Subskalen für jeden der vier Bereiche naheliegend erscheint (z. B. bei McCutcheon, 1998).

Die *Lebensplan-Skala* wird zur Erfassung des persönlichen Lebensplans verwendet. Auf den Bereich "Hausarbeit" wird zugunsten der Fragebogenlänge verzichtet; er scheint für die Fragestellung nicht unmittelbar relevant. Die 30 verbliebenen Items der Bereiche "Occupation Role Reward Value", "Occupation Role Commitment", "Parental Role Reward Value", "Parental Role Commitment", "Marital Role Reward Value" und "Marital Role Commitment" wurden sorgfältig und möglichst eng am amerikanischen Original übersetzt (Beispiel-Item: "Mit einem Menschen verheiratet zu sein, den ich liebe, ist für mich wichtiger als alles andere.")

Bei der Bildung der sechs Subskalen (Wert und Bindung an die Rolle in Beruf, Elternschaft und Ehe) parallel zur Skalenbildung des amerikanischen Originals ergeben sich für die Unterskalen durchgehend gute interne Konsistenzen. Nur die Subskala "Ehebindung" erweist sich intern als wenig konsistent (s. Tab. 1.). Die Itemanalyse offenbart jedoch, daß die Eliminierung einiger Items die Reliabilitäten durchaus erhöhen könnte (v.a. von Item Nr. 6, 16, 22, 27). Die Reliabilitäten für die Gesamtskalen Beruf, Elternschaft und Ehe sind ebenfalls gut bis ausgezeichnet. Die auf einen Faktor begrenzten Faktorenanalysen bestätigen dieses Bild: Mit Ausnahme der genannten problematischen Items laden alle Items eindeutig auf dem einen Faktor. Die auf 6 Faktoren begrenzte Faktorenanalyse verdeutlicht, daß diese vier problematischen Items auf eigenen Faktoren laden. Allerdings zeigt sich, daß eine Trennung der Unterskalen je nach Bereich in "Wert" und "Bindung", wie sie im Originalfragebogen vorgeschlagen wird, hier nicht nachvollzogen werden kann. Deutlich und mit den Original-Skalen vollständig übereinstimmend laden die Items der beiden Be-

rufsskalen, der beiden Elternskalen und der beiden Eheskalen (bis auf die oben aufgeführten problematischen Items) auf jeweils einem gemeinsamen Faktor. Die Faktorenanalyse ohne Faktorbegrenzung extrahiert 7 Faktoren mit einem Eigenwert >1 (Varianzaufklärung fast 70%). Der Screeplot legt jedoch eine 3-Faktoren-Lösung nahe (Eigenwertverlauf: 8.08, 4.30, 3.33, 1.76, 1.24, 1.10, 1.08), die gemeinsam 52% der Varianz aufklären. Eine auf 3 Faktoren begrenzte Faktorenanalyse bestätigte das Bild der klaren Ladung der Items auf den Faktoren Beruf, Elternschaft und Ehe exakt. Aufgrund dieser Ergebnisse wurde entschieden, die Unterteilung in "Wert" und "Bindung" im Weiteren nicht zu übernehmen.

Für die Kurzskala wurde aus jedem der Bereiche Wert und Bindung an die Rolle in Beruf, Ehe und Elternschaft 4 Items nach oben beschriebener Prozedur ausgewählt. In die neuen Subskalen flossen jeweils sowohl Items der ehemaligen Value-, als auch der ehemaligen Commitment-Subskalen ein. Die internen Konsistenzen aller drei Subskalen ist hoch ($\alpha=.79-.90$). In der Faktorenanalyse werden 3 Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert, die zusammen 72% der Varianz aufklären (Eltern 35%, Ehe 21%, Beruf 15%). Die Korrelationen der ursprünglichen Skala mit den neu gebildeten Kurzskalen sind hervorragend: Beruf-Langskala / Beruf-Kurzskala $r=.92$, Eltern-Langskala / Eltern-Kurzskala $r=.96$, Ehe-Langskala / Ehe-Kurzskala $r=.97$. Damit erscheint die Verwendung der Kurzskalen für die weitere Untersuchung voll gerechtfertigt.

Als Validierungshinweis der Skala kann zählen, daß diejenigen, die später einmal Kinder haben wollen (56 ja/25 nein) sich in der geplanten Rolle (erfaßt über die Kurzskalen Beruf, Ehe und Elternschaft des persönlichen Lebensplans) signifikant von denen unterscheiden, die keinen Kinderwunsch haben ($F=(3/76)=9.159$, $p<.001$); univariat signifikant streben diejenigen mit Kinderwunsch eine stärkere Rolle in der Elternschaft ($p<.001$) und marginal in der Ehe ($p<.1$) an. Diejenigen, die später einmal heiraten wollen (30 ja/52 nein bzw. weiß nicht), unterscheiden sich von denen ohne definitiven Heiratswunsch in den drei Lebensplan-Kurzskalen ($F(3/76)=9.220$, $p<.001$); sie legen signifikant mehr Wert auf die Rolle in der Ehe ($p<.001$) und in der Elternschaft ($p<.001$).

4.2.3.3 Romantizismus

Eine romantische Grundhaltung wird differenziert und unabhängig von einem aktuellen Partner oder einer Partnerin durch die *Romantic Belief Scale* von Sprecher und Metts (1989) erfaßt (s. Abschnitt 2.1.5.1.). Die Skala umfaßt 4 Bereiche: "Love finds a way" (z. B. "Ich glaube, wenn eine andere Person und ich uns lieben, können wir alle Streitpunkte

und Probleme, die auftauchen, überwinden." 6 Items), "One and Only" (z. B. "Es wird nur eine wirkliche Liebe für mich geben." 3 Items), "Idealization" (z. B. "Die Beziehung, die ich mit meiner 'wahren Liebe' haben werde, wird nahezu perfekt sein." 3 Items) und "Love at first Sight" (z. B. "Ich werde mich vermutlich fast auf der Stelle verlieben, wenn ich die richtige Person treffe." 3 Items). Inwieweit die insgesamt 15 Items der eigenen Einstellung entsprechen, soll auf einer 7-stufigen Skala (1=stimme nicht zu; 7=stimme völlig zu) eingeschätzt werden. Die angegebene interne Konsistenz des Gesamt-Wertes für Romantizismus ist nach Sprecher und Metts (1989) sehr zufriedenstellend ($\alpha = .81$), die der vier Subskalen nur bedingt (min. Love at first sight $\alpha = .57$ bis max. Love finds a way $\alpha = .80$). Die Re-Test-Reliabilität beträgt bei dem Gesamtwert $\alpha = .75$, bei den Subskalen $\alpha = .49-.73$. Die Antworten sind insgesamt nicht von Sozialer Erwünschtheit beeinträchtigt, wohl aber die Subskalen "Love finds a way" und "Idealization".

Für alle vier Subskalen der übersetzten *Romantizismus-Skala*, die parallel zum Original zusammengestellt wurden, ergab sich auch bei den vorliegenden Daten eine hohe interne Konsistenz. Der Gesamtscore für Romantizismus über alle 15 Items hinweg hat mit $\alpha = .85$ eine hohe Reliabilität. Die auf einen Faktor begrenzte Faktorenanalyse legt nahe, ein Item (Nr. 2) aus der weiteren Skalenbildung auszuschließen, jedoch läßt es bei einer auf 4 Faktoren begrenzten Faktorenanalyse sehr überzeugend auf einem Faktor mit den übrigen beiden Items seiner Skala. Alle vier Skalen bilden sich vollständig und durchweg mit hohen und eindeutigen Ladungen auf dem ihrer Subskala entsprechenden Faktor ab (nur 2 Items haben eine Ladung von $\alpha < .70$). Die unbegrenzte Faktorenanalyse extrahiert ebenfalls 4 Faktoren mit einem Eigenwert >1 , obwohl der Eigenwertverlauf eher eine ein-faktorielle Lösung nahelegt (5.52, 1.98, 1.67, 1.24); dieser erste Faktor klärt allein fast 37% der Varianz auf, alle 4 Faktoren 69%.

Die mögliche Unterteilung der Romantizismus-Skala in vier Subskalen wurde zugunsten einer Kurzskaala aufgegeben; die gute interne Konsistenz der gesamten Skala und die faktorenanalytische Überprüfung lassen dies gerechtfertigt erscheinen. Ist eine detaillierte Aufgliederung des Romantizismus z. B. für den Vergleich unterschiedlicher Meßinstrumente durchaus sinnvoll, erscheint sie in dem Zusammenhang dieser Arbeit verzichtbar. Für die Kurzskaala wurden 4 Items nach der beschriebenen Prozedur ausgewählt, die damit immer noch eine befriedigende interne Konsistenz von $\alpha = .76$ zeigt. Die Faktorenanalyse extrahiert einen Faktor mit einem Eigenwert >1 , der 58% der Varianz aufklärt. Die höchsten Korrelation mit den ursprünglichen Subskalen der Romantizismus-Skala bestehen mit

"Idealization" ($r=.77$) und "Love finds a way" ($r=.72$), etwas geringer mit "The one and only" ($r=.66$), am schwächsten ist der Zusammenhang mit "Love at the first sight" ($r=.46$). Die Korrelation zwischen der ursprünglichen Romantizismus-Langskala und der neu gebildeten Kurzskaala ist mit $r=.86$ recht gut und spricht damit für die weitere Verwendung der Kurzskaala.

4.2.3.4 Soziosexuelle Orientierung

Der *Sociosexual Orientation Inventory* von Simpson und Gangestad (1991) erscheint als Instrument, daß die sexuelle Restriktivität oder Freizügigkeit mißt, sehr gut geeignet (s. Punkt 2.2.4.2.); es werden sowohl Einstellungs- als auch Verhaltenskomponenten integriert. Die 7 Items des SOI sind unterschiedlich skaliert: Bei 3 Items soll die Anzahl von Partnern/Partnerinnen als Zahl eingetragen werden, 1 Item (Nr. 4) ist 8-fach gestuft mit gestaffelten Antworten zur Auswahl und 3 Items (5-7) sind 9-fach gestuft mit den Endpunkten 1="ich stimme gar nicht zu" bis 9="ich stimme voll zu". Die Items 1-3 erfassen eher verhaltensbezogene Aspekte der soziosexuellen Orientierung (wie die Anzahl der Sexualpartner im letzten Jahr, die voraussichtliche Anzahl zukünftiger Partner und die Anzahl one-night-stands), die Items 4-7 erfassen eher affektive und kognitive Einstellungsaspekte der soziosexuellen Orientierung (wie die Häufigkeit sexueller Phantasien oder die Zustimmung zu der Aussage, sich mit jemanden erst eng verbunden fühlen zu müssen, bevor man mit dieser Person Sex haben möchte.). Die interne Konsistenz der Skala ist nach Simpson und Gangestad (1991) zufriedenstellend (Cronbach- $\alpha = .73$). In der faktorenanalytischen Überprüfung kristallisiert sich im Original eine ein-faktorielle Lösung heraus, mit der 39% der Varianz aufgeklärt wird; getrennte Faktorenanalysen für Frauen und Männern zeigen ein ähnliches Muster. Das Item, das die Anzahl der Sexualpartner im letzten Jahr erfaßt, korreliert nicht mit dem Alter der Versuchspersonen (anders als eine Frage nach der Anzahl von bisherigen Sexualpartnern überhaupt) und kann allein als guter Marker für die Soziosexualität dienen (Simpson & Gangestad, 1991).

Der Fragebogen wurde in eigener Übersetzung als *Skala der Soziosexuellen Orientierung* in die Vorstudie aufgenommen, um ihn an einer deutschen, nicht allein studentischen Stichprobe zu überprüfen (Bsp-Items: „Mit wieviel verschiedenen Partnern/Partnerinnen haben Sie nur ein einziges Mal geschlafen?“; „Sex ohne Liebe ist ok.“). Die interne Konsistenz der Skala ist in dieser Stichprobe mit $\alpha = .73$ identisch mit der im Original berichteten. Die auf einen Faktor begrenzte Faktorenanalyse über die SOI-Items bestätigt die ein-faktorielle Lösung weitgehend. Bis auf das Item Nr. 4 (Häufigkeit sexueller Phantasien;

$\alpha=.43$) laden alle Items hoch mit $\alpha>.6$ auf dem einen Faktor, der fast 50% der Varianz aufklärt. Die unbegrenzte Faktorenanalyse extrahiert zwei Faktoren mit einem Eigenwert >1 , wengleich der Eigenwertverlauf eine einfaktorielle Lösung nahelegt (Eigenwertverlauf 3.47, 1.22, 0.90 ...). Zusammen klären beide Faktoren 67% der Varianz auf. Auf dem ersten Faktor laden eindeutig und ohne Doppelladung die Items 5-7 der Einstellungskomponente ($\alpha>.8$), auf dem zweiten die Items der Verhaltenskomponente ($\alpha>.7$) und das problematische Item Nr. 4 mit $\alpha=.33$. Damit läßt sich auch die Unterteilung der Soziosexuellen Orientierung in eine Verhaltens- und eine Einstellungskomponente weitgehend nachvollziehen.

Die Autoren des Inventars schlagen eine Gewichtung der Items vor (Item Nr. 7 umgepolt), um den SOI-Index aus den 7 Items zu erstellen³⁸; ein hoher SOI-Index spricht für größere sexuelle Restriktivität. Alternativ können die ungewichteten Items nach einer z-Transformation zu einem Index zusammengefaßt werden. In studentischen Stichproben sollte das Item Nr. 2, daß nach der Anzahl anvisierter Sexualpartner in den nächsten 5 Jahren fragt, auf 30 begrenzt werden, um den Einfluß des Items nicht überzubewerten; hier ist wohl Erfahrung mit etwas euphemistischen Schätzungen eingegangen. Der SOI-Index wurde bei der vorliegenden Stichprobe zunächst auf beide empfohlene Arten gebildet: Der SOI-Index ist der Mittelwert der gewichteten Items, wobei die Gewichtung nach dem Vorschlag der Autoren vorgenommen wurde. Diese Gewichtung wurde an einer amerikanischen College-Stichprobe, also einer recht jungen Stichprobe, gewonnen und könnte für die vorliegende Stichprobe wenig angemessene Gewichtungen vorschlagen. Deshalb wurde zudem ein ZSOI-Index gebildet, der den Mittelwert der ungewichteten, z-transformierten Items repräsentiert. In der Stichprobe von Simpson und Gangestad (1991) korrelieren diese beiden Indizes mit $r=.89$ hoch miteinander. In der vorliegenden Stichprobe ist die Korrelation mit $r=.83$ ebenfalls hoch. Die Korrelation des gewichteten SOI-Index mit der Anzahl bisheriger Sexualpartner (die aufgrund der möglichen Altersabhängigkeit nicht in den Index eingeht) ist ausgesprochen hoch ($r=.91$), was als Validierungshinweis gelten kann. Zudem haben diejenigen, die angeben, mehr Sexualpartner als andere Personen ihres Geschlechts gehabt zu haben, signifikant höhere Werte in der Soziosexuellen Orientierung ($F(1/72)=11.950$, $p<.001$), das Alter spielt als Kovariate keine Rolle.

³⁸ Gewichteter Index: $5 * \text{Item1} + 1 * \text{Item2} + 5 * \text{Item3} + 4 * \text{Item4} + 2 * (\text{Mittelwert Item5, 6 und 7})$

Die Items wurden zudem entsprechend der Vorgehensweise im Original zur Einstellungs- bzw. Verhaltenskomponente zusammengefaßt. Die Items wurden dazu zuvor nicht gewichtet, da die Gewichtung für die getrennten Bereiche des SOI unbekannt sind! Die interne Konsistenz der Verhaltenskomponente beträgt $\alpha = .67$, die der Einstellungskomponente $\alpha = .78$.

4.2.3.5 Soziale Dominanz

Die von Arbeitsgruppe um Sidanius und Pratto entwickelte *Social Dominance Orientation Scale* ist das bislang einzig veröffentlichte Instrument, das die Soziale Dominanz Orientierung erfaßt (s. Punkt 2.2.4.2.). Alternativ verwendete Rassismus-Skalen sind für das hier bearbeitete Thema der Singles inhaltlich wenig passend. Die Social Dominance Orientation Scale scheint daher als Instrument, das recht allgemein die Befürwortung von eher gleichen oder eher hierarchischen Verhältnissen zwischen Sozialen Gruppen als Ausdruck einer eher konservativen oder eher liberalen/egalitären Grundhaltung erfaßt, gut geeignet zu sein, um die Haltung der Singles im Vergleich zu Paaren zu untersuchen. Die Skala umfaßt 14 je 7-fach gestufte Items (Pratto et al., 1994, Appendix A) und hat eine gute interne Konsistenz ($\alpha = .83$). Die Eindimensionalität des Konstrukt wurde bestätigt.

Die Skala wurde eng am Original ins Deutsche übersetzt und auch die Skalierung wurde übernommen (Bsp.-Items: „Welches Empfinden haben Sie bei der folgenden Aussage? Wenn die Menschen stärker gleichwertig behandelt würden, hätten wir weniger Probleme in dieser Gesellschaft; 1=sehr negativ, 7=sehr positiv). Alle 14 Items wurden zu einer **Skala der Sozialen Dominanz Orientierung** zusammengefaßt (Nr. 8-14 umgepolt). Die Skala erweist sich auch in dieser Stichprobe mit einem Cronbach-alpha von .86 als sehr reliabel. Alle Items laden mit $\alpha > .5$ (mit Ausnahme des Items Nr 7, $\alpha = .49$) auf einem Faktor bei der auf einen Faktor begrenzten Faktorenanalyse. Drei Eigenwerte > 1 werden bei unbegrenzter Faktorenzahl extrahiert (Eigenwerte 5.24, 1.74, 1.11 ...; Varianzaufklärung 58%), doch legt der Eigenwertverlauf eindeutig eine eindimensionale Lösung nahe. Der Faktor klärt 37% der Varianz auf.

Aus den 14 Items wurde eine Kurzsкала von 6 Items gebildet. Diese Kurzsкала hat immer noch eine hohe interne Konsistenz von $\alpha = .84$. Die Faktorenanalyse extrahiert einen Faktor mit einem Eigenwerte > 1 , der 56% der Varianz aufklärt. Die Korrelation zwischen der ursprünglichen 14-Item-Skala und der 6-Item-Kurzsкала beträgt $r = .86$ und rechtfertigt damit den weiteren Gebrauch der Kurzsкала.

Tab. 1. Statistische Kennwerte der in der Voruntersuchung Ia und Ib überprüften Skalen

	Item-Zahl (Orig.)	Skala	M	s	a Langskala	Items der Kurzskala	a Kurzskala
Lebensplan	30	1-5			.86		.79
Berufswert	5				.71		
Berufsbindung	5				.72		
Beruf gesamt	10		2,97	,65	.82	5, 9, 14, 18	.79
Elternwert	5				.89		
Elternbindung	5				.88		
Eltern gesamt	10		3,22	1,05	.93	8, 11, 17, 20	.90
Ehewert	5				.89		
Ehebindung	5				.35		
Ehe gesamt	10		2,78	,92	.75	23, 24, 29, 30	.89
Romantizismus-	15	1-7	3,72	,98	.85	8, 9, 10, 14	.76
Love finds a way	6		4,47	1,11	.79		
One and only	3		2,81	1,55	.80		
Idealization	3		3,15	1,46	.83		
Love at first sight	3		3,66	1,06	.70		
Soziosex. Orient.	7	Index	69,00	53,62	.73	-	-
restriktive Einstellung	4		5,01	1,83	.78		
restriktives Verhalten	3		3,60	4,18	.67		
Soziale Dominanz	14	1-7	2,45	,86	.86	8 - 14	.84

Anm.: Die Itemnummerierung entspricht jeweils der Nummerierung im Fragebogen der VU;

4.3 Hauptuntersuchung: Beschreibung von Singles und der Vergleich zu Paaren

Ziel der Hauptuntersuchung ist die Beschreibung von Singles und der Vergleich zu Paaren in einer Reihe von als wesentlich herausgearbeiteten Merkmalen. Vorangeschickt werden Überlegungen zur Stichprobe, auf die eine Beschreibung der Rekrutierung und Durchführung der Untersuchung, der Rücklaufquote und der gewonnenen Stichprobe folgt. Anschließend werden die Meßinstrumente, die zur Erfassung der Merkmale verwendet werden, im Detail beschrieben und auf ihre Güte hin überprüft; die Interkorrelationen der verwendeten Skalen wird angegeben.

4.3.1 Datengewinnung

Gemäß der gewählten Definition von Singles sollen Personen im mittleren Erwachsenenalter, untersucht werden, die zur Zeit keine feste Partnerschaft haben. Sie werden denen ihrer Altersgruppe gegenübergestellt, die in einer festen Beziehung leben.

4.3.1.1 Vorüberlegungen

Ob jemand sich in einer festen Beziehung befindet oder nicht, ist - wie unter Kap. 1.1. zur Begriffsdefinition dargestellt - eine recht subjektive Angelegenheit und läßt sich daher kaum objektiv fassen. Verobjektiviert werden könnte der aktuelle Beziehungsstatus als Single oder Paarperson durch eine zuvor festgelegte Mindestdauer der jeweils aktuellen Lebensform. Jedoch fließt auch hier das subjektive Empfinden über den Eintrittszeitpunkt in den jeweiligen Beziehungsstatus hinein - erfahrungsgemäß muß weder der Ein- noch der Austritt aus einer Beziehung punktuell genau bestimmbar sein - und zudem stellt sich dann die Frage, welche Mindestdauer als Kriterium gewählt werden soll. Hat z. B. jemand, der seit 2 Wochen einen neuen Partner trifft und das Gefühl der großen Liebe für immer und ewig in sich trägt, eine feste Beziehung oder ist er Single? Hat jemand, der zwar seit geraumer Zeit mehrmals pro Woche salopp gesagt eine/n sog. "Hausfreund/Hausfreundin" trifft, sich dieser Beziehung aber nicht sonderlich verpflichtet fühlt, eine feste Partnerschaft oder nicht?. Offenbar kann für das Merkmal Beziehung bzw. Nicht-Beziehung genuin kein objektives Kriterium gefunden werden. Ehrlicher erscheint es da, das subjektive Gefühl der befragten Person gelten zu lassen, ob sie sich als Single oder als Teil eines Paares empfindet. Inwieweit die Dauer des jeweiligen Beziehungsstatus eine Rolle bei der Einschätzung bestimmter Merkmale spielt, bleibt darüber hinaus zu klären. Aufgrund dieser Überlegungen soll der Beziehungsstatus über die Selbsteinschätzung - zur Zeit mit oder ohne feste Partnerschaft - erfaßt werden. Hierin unterscheidet sich die vorliegende Studie fundamental von bisher durchgeführten Studien vor allem der Sozialwissenschaften.

4.3.1.2 Durchführung

Es wurden vier Fragebogen-Versionen angefertigt: Single Form A/B und Paarperson Form A/B. Die Single und Paarbögen sind inhaltlich identisch, unterscheiden sich jedoch in der Anrede der Personen und in der Formulierung einiger Fragen. Die Formen A und B variieren die Reihenfolge einzelne Fragebogenteile, um etwaige Sequenzeffekte zu überprüfen.

Insgesamt wurden 500 Fragebögen verteilt, 300 an Singles (freiwillige und unfreiwillige), 200 an Paare (feste Beziehung oder verheiratet), wobei die eigene Teilnahme unabhängig von der des Partners war. Die Probanden sollten zwischen 25 und 45 Jahre alt und heterosexuell sein und sich selbst als zur Zeit „Single“ oder „mit fester Partnerschaft“ einstufen. Ca. 170 Fragebögen wurden an Personen verschickt, die sich auf Aufrufe in mehreren Tageszeitungen meldeten (WAZ Wochenendbeilage, NRZ Essen); 50 Fragebögen wurden in einem Buchladen und in einem Reisebüro hinterlegt, mit der Bitte, diese an Kunden zu

verteilen. Der Rest der Fragebögen wurde im Schneeballsystem über Bekannte direkt verteilt und in Cafés an Interessierte gegeben. Die Versuchspersonen wurden vor allem im Ballungsraum Ruhrgebiet angeworben. So sollte eine möglichst homogene Gruppe der Großstadt-Singles gewonnen werden. Denkbare Unterschiede zwischen Stadt- und Landbevölkerung sind nicht Teil der Fragestellung. Allen Fragebögen lag ein Rückumschlag bei, so daß die Versuchspersonen ihren ausgefüllten Bogen anonym und kostenlos an eine Postadresse zurückschicken konnten.

4.3.1.3 Rücklaufquote

173 Fragebögen kamen zurück, das heißt, nur etwa ein Drittel der ursprünglich 500 Bögen. Die Rücklaufquote der Paarbögen beträgt fast 40 %, die der Single-Bögen 30%. Inwiefern es eine unterschiedliche Bereitschaft von Singles und Paaren gab, überhaupt an der Untersuchung teilzunehmen und einen Fragebogen entgegenzunehmen, und ob es einen Unterschied der Teilnahmebereitschaft zwischen Männer und Frauen gab, kann leider nicht ermittelt werden, da beim Verteilen der Fragebögen nicht festgehalten wurde, wieviele Personen welchen Geschlechts oder Beziehungsstatus angesprochen wurden, die aber die Teilnahme verweigerten.

Mehrere Gründe sind für die schwache Rücklaufquote denkbar. Zum einen war die Teilnahme freiwillig und unentgeltlich. Dafür war der Fragebogen ganz einfach recht lang; über den Umfang haben sich einige der Angesprochenen direkt beschwert und ihn aus diesem Grund nach eigener Aussage nicht oder nur teilweise ausgefüllt. Auffällig ist die bessere Rücklaufquote der Paar-Bögen. Möglicherweise beschäftigen sich Menschen, die sich in einer festen Partnerschaft befinden, lieber mit dem Thema "Beziehungen", das für sie zumeist positiv besetzt ist (s. Punkt 5.3.2.), als Singles, die ihren Status zum Teil als defizitär erleben (vgl. dazu die Gruppe unfreiwilliger Singles unter Punkt 5.3.1.). Darüber hinaus äußerten einige mögliche Teilnehmer Bedenken, inwieweit die Anonymität ihrer Daten gesichert ist. Auf Rückfrage hin gaben einige an, den Bogen aus diesem Grund nicht zurückgeschickt zu haben. Dieser Nachteil für die Teilnahmebereitschaft an der Untersuchung, der sich daraus ergeben hat, daß die Versuchspersonen nicht allein völlig anonym über Zeitungsanzeigen rekrutiert wurden, ist gleichzeitig ein Vorteil für die Stichprobensammensetzung. Viele Versuchspersonen haben sich aus Gefälligkeit bereit erklärt, teilzunehmen, nicht, weil sie durch ein besonderes Interesse am Thema motiviert waren. Eine größere Ähnlichkeit mit der „Normalbevölkerung“ kann somit erhofft werden.

Von den 173 Fragebögen wurden 6 Fragebögen als ungültig aus der Datenanalyse ausgeschlossen (bei 4 FB stimmte die Version Single/Paar-Bogen nicht mit dem angegebenen Status der Person überein und waren auch von den Versuchspersonen selbst als falsch gekennzeichnet worden; 2 Vpn gaben sich im FB als homosexuell zu erkennen).

4.3.1.4 Stichprobe

Für die Berechnung standen die Daten von 167 Vpn zur Verfügung, von denen jeweils das Geschlecht und der Status eindeutig sind. Tab. 2. zeigt die Häufigkeitsverteilung von Singles und Paaren für Männer und Frauen; die Verteilung über die vier Bedingungen ist gleich (χ^2 ns.). Die Verteilung der FB-Versionen A und B unter Männern und Frauen unterscheiden sich ebenfalls nicht signifikant.

Die Probanden sind im Durchschnitt 31,4 (21-49) Jahre alt, der Modalwert liegt bei 27 bzw. 33 Jahren. 77 sind ledig, 15% verheiratete, 8 geschieden, 1 Person ist verwitwert; 20% haben Kinder. 66% der Befragten haben Abitur oder ein abgeschlossenes Studium. 76% sind berufstätig (vor allem in akademischen Berufen, in Sozialberufen, als städtische Angestellte/Beamte und in Dienstleistungsberufen), 20% studieren noch. 42% verdienen zwischen 1400 und 4000 DM brutto im Monat, jeweils ca. 25% darunter oder darüber bis 6000 DM, 10% verdienen darüber. 42% sind katholisch, 34% evangelisch, 23% gehören keiner Konfession an (2 sonstige); insgesamt bezeichnen sich die Probanden zu 54% als eher nicht oder gar nicht religiös, zu 30% teils-teils, zu 16% als eher oder sehr religiös. 83% der Befragten kommen aus Großstädten über 100.000 Einwohner, nur 4% aus Orten mit weniger als 20.000 Einwohnern.

Tab. 2. Häufigkeitsverteilung von Singles/Paaren, Männer und Frauen

	Männer	Frauen	gesamt
Singles	44	45	89
Paare	35	43	78
gesamt	79	88	167

4.3.2 Beschreibung der Meßinstrumente

Im folgenden werden die Meßinstrumente, die zur Erfassung der untersuchten Variablen verwendet wurden, im einzelnen beschrieben. Die Instrumente, die in der Voruntersuchung Ia und Ib überprüft wurden, sind dort bereits beschrieben und werden nicht mehr im Detail

aufgeführt; zur Erfassung einiger Merkmale wird auf die anhand der Voruntersuchungen gebildeten Kurzskalen zurückgegriffen, um den Umfang des Fragebogens zu reduzieren (s. Punkt 4.2.3. Voruntersuchungen I und II zur Bildung und Prüfung von Kurzskalen). Eine tabellarische Auflistung der verwendeten Instrumente findet sich in der Zusammenfassung am Ende dieses Kapitels.

4.3.2.1 Demographische Merkmale

Es wurden die gleichen demographischen Merkmale erfaßt wie in der Voruntersuchung Ia (s. Punkt 4.2.3.1.).

4.3.2.2 Merkmale der Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit des Beziehungsstatus

Freiwilligkeit und **Dauerhaftigkeit** des Beziehungsstatus wurden direkt erfragt. Die Singles sollten sich dabei zudem selbst als freiwilliger oder unfreiwilliger Single kategorisieren und sowohl die bisherige Dauer als auch die angestrebte Dauerhaftigkeit ihres Single-Daseins angeben. Aspekte, die als weitere Hinweise auf die Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit dienen können, wie der **Stellenwert einer Partnerschaft**, der **Partnerwunsch** und die **Wichtigkeit einer Beziehung**, wurden ebenfalls anhand selbst entwickelter Fragen (mit jeweils mehrfach gestufter Antwortmöglichkeit) erfragt (z. B. "Wie wichtig ist es für Sie, einen Partner/eine Partnerin zu haben? 1=gar nicht wichtig / 7=sehr wichtig). Die **bisherige Beziehungserfahrung** wurde über die Anzahl bisheriger fester Partnerschaften erfaßt und durch Fragen nach der Möglichkeit feste Beziehung potentiell eingehen zu können ergänzt (z. B. "Haben Sie manchmal einen "Verehrer"/"eine Verehrerin", also jemanden, mit dem Sie eine (andere) Beziehung eingehen könnten, wenn Sie es wollten"? 1=nie / 5=sehr oft). Die Fragen können im einzelnen im Fragebogen (Anhang A) eingesehen werden und werden bei der Darstellung der Ergebnisse ggf. konkret aufgeführt. Es wurde darauf geachtet, die Fragen an Singles und Paarpersonen möglichst ähnlich zu gestalten.

4.3.2.3 Lebensglück und Lebenszufriedenheit

Das **Lebensglück** wurde einerseits mittels einer 1-Item-Messung direkt erfragt ("Wie glücklich sind Sie insgesamt, wenn Sie Ihr derzeitiges Leben betrachten? 1=sehr unglücklich bis 6=sehr glücklich). Zudem wurde die Lebenszufriedenheit mit der Skala **Lebenszufriedenheit** des mehrdimensionalen Persönlichkeitstests FPI-R (revidierte Fassung des Freiburger Persönlichkeitsinventars, 5. Aufl.; Fahrenberg, Hampel & Selg, 1989.) erfaßt. Diese Skala mißt als relativ breites Konstrukt die derzeitig eher positive oder negative Grundstimmung, wie gute Laune und Zuversicht im Positiven, Unzufriedenheit, Bedrückt-

heit, Depressivität und negative Lebenseinstellung im Negativen; es finden sich wenig Zusammenhänge mit Alter und Geschlecht. Zudem soll der FPI-R relativ wenig von Sozialer Erwünschtheit und Ja-Sage-Tendenz beeinträchtigt sein. Der FPI-R ist ein häufig verwendetes Meßinstrument mit guten Testgütekriterien. Die 12 Items (4 davon negativ gepolt) der Lebenszufriedenheitsskala sollen jeweils mit "stimmt" oder "stimmt nicht" beantwortet werden. Das Item Nr. 11 ("Mein Partnerleben/Ehe ist gut" im Original) wurde für Singles umformuliert in "Mein Beziehungsleben ist gut."

4.3.2.4 Einsamkeit und Isolation

Die Einsamkeit wurde ebenfalls einmal unmittelbar über die Selbsteinschätzung der *empfundenen Einsamkeit* ("Wie häufig haben Sie sich in den vergangenen beiden Monaten einsam gefühlt? 1=nie einsam / 4= oft einsam; in Anlehnung an Lamm & Stephan, 1986) erfragt, zum anderen als Gefühl der Isolation mit Hilfe einer deutschen Version der UCLA-Einsamkeitsskala (Lamm & Stephan, 1986; nach Russell, Peplau & Cutrona, 1980), der *Kölner Skala zur Messung von Einsamkeit (KSE)* (Stephan & Fäth, 1989), erhoben. Die Einsamkeitsskala mißt mit 20 Items (10 negativ, 10 positiv gepolt) valide das Gefühl von ungewollter, als negativ empfundener sozialer Isolation und subjektiver Einsamkeit (Stephan & Fäth, 1989). Die interne Konsistenz der 20-Item-Skala ist mit $\alpha=.89$ gut. Die Skala ist relativ homogen, 3/4 aller Items laden bei faktorenanalytischer Überprüfung auf einem Faktor. Die Einsamkeits-Skala korreliert mit der selbsteingeschätzten Einsamkeit nur im mittleren Bereich ($r=.57$), ebenfalls positiv mit Schüchternheit, Depressivität und Neurotizismus, negativ u. a. mit der Zufriedenheit mit sozialen Kontakten, sozialen Fertigkeiten, dem Selbstwertgefühl, aber auch mit Maskulinität und selbsteingeschätzter Attraktivität (Stephan & Fäth, 1989). Männer und Frauen unterscheiden sich nicht (Lamm & Stephan, 1986), jedoch weisen Personen ohne festen Lebenspartner einen signifikant, wenn auch geringfügig höheren Einsamkeits-Wert auf (Stephan & Fäth, 1989). Vorgeschlagen wird eine Kurzsкала mit 5 Items (jeweils 4 Antwortkategorien), die hier verwendet werden soll. Es wurden für die Kurzsкала die Items ausgesucht, die am höchsten mit einer Einsamkeits-Selbsteinschätzung korrelierten. Die interne Konsistenz der Kurzsкала ist mit $\alpha=.79$ zufriedenstellend; sie korreliert mit der 20-Item-Langversion der Skala zu $r=.91$.

Neben dem subjektiven Gefühl der Einsamkeit wurde nach dem Umfang Sozialer Beziehungen (*Anzahl von Freunden, Verwandten und Bekannten*) und der Häufigkeit von sozialen Kontakten mit diesen (*Treffhäufigkeit*: 1=fast nie; 5=täglich) gefragt.

4.3.2.5 Bindungsstil

Der Argumentation in Abschnitt 2.1.3.3. folgend, soll der partnerbezogene Bindungsstil dimensional erfaßt werden. Als reliables und valides Meßinstrument stehen die *Skalen zur Erfassung von Bindungsrepräsentationen in Paarbeziehungen* (Grau, 1999) zur Verfügung. Der Fragebogen erfaßt die partnerbezogene Bindung mit den Skalen Angst und Vermeidung. Die Klassifikation in die vier Bindungstypen sicher, ängstlich-ambivalent, ängstlich-vermeidend und gleichgültig-vermeidend kann aus diesen beiden Skalen abgeleitet werden. In der Kurzform enthält der Fragebogen 20 Items; 10 Items werden zur Skala Angst, 10 zur Skala Vermeidung zusammengefaßt. Faktorenanalytisch ließen sich die beiden Dimensionen gut nachvollziehen (noch mit dem gesamten Itempool von 89 Items gerechnet, aus dem anschließend die 20 Items der Kurzskaala ausgewählt wurden), die 10 jeweils für eine Skala ausgewählten Items luden eindeutig ($\alpha > .40$) auf ihrem Faktor. Die Varianzaufklärung (nur für den gesamten Item-Pool berichtet) betrug allerdings nur knapp 30%.

Grau (1999) berichtet gute interne Konsistenzen von $\alpha = .91$ für die Skala Angst, $\alpha = .86$ für die Skala Vermeidung. Die Re-Test-Reliabilität betrug über einen Zeitraum von 6 Monaten $r = .57$ für Angst, $r = .74$ für Vermeidung, und ist damit nicht sehr hoch. Neben möglicher Kritik am Meßinstrument kann auch die Stabilität der Bindungsstile an sich diskutiert werden und zu theoretischen Implikationen für das Konstrukt Bindung herangezogen werden (detaillierte Ausführungen dazu s. u. Abschnitt 2.1.3.3.). Beide Skalen erweisen sich als weitgehend unabhängig voneinander ($r = .15$) und vollkommen unabhängig vom Geschlecht, dem Alter und der Beziehungsdauer. Die mittleren Korrelationen mit Merkmalen der Beziehungsqualität, wie der allgemeinen Beziehungszufriedenheit (Angst $r = -.47$; Vermeidung $r = -.50$), der sexuellen Zufriedenheit (Angst $r = -.16$; Vermeidung $r = -.23$), mit glücklichen Emotionen (Angst $r = -.30$; Vermeidung $r = -.51$), der eigenen Bindungsbereitschaft (Angst $r = -.22$; Vermeidung $r = -.56$), der vom Partner erwarteten Bindungsbereitschaft (Angst $r = -.53$; Vermeidung $r = -.25$) sowie dem Vertrauen (Angst $r = -.54$; Vermeidung $r = -.28$) können als Validierungshinweise gewertet werden. Mehrere Studien konnten inzwischen die postulierte Faktorenstruktur der Bindungsstilen replizieren und überzeugende interne Konsistenzen der Skalen ($r = .85$ -. 92) nachweisen (u. a. Ambrosy, Bierhoff & Schmohr, 1998).

4.3.2.6 Liebesstil

Zur Erfassung der sechs Liebesstile eignet sich das *Marburger Einstellungsinventar zur Erfassung der Liebesstile* (MEIL) von Bierhoff, Grau und Ludwig (1993) als Instrument mit zufriedenstellenden Testgütekriterien (s. Abschnitt 2.1.4.2.). Das MEIL mißt die Liebesstile über sechs Skalen mit je 10 Items, die auf einer 9-stufigen Skala von "absolut falsch" bis "absolut richtig" zu beantworten sind. Faktorenanalytisch konnten die sechs Liebesstile gut nachvollzogen werden, wobei sie sich als voneinander relativ unabhängig erwiesen haben. Die höchsten Korrelation fanden sich bei beiden Geschlechtern zwischen Agape und Mania (Männer $r=.45$, Frauen $r=.37$) und Agape und Eros (Männer $r=.41$, Frauen $r=.38$). Die interne Konsistenz der einzelnen Liebesstil-Skalen ist recht zufriedenstellend (min. Ludus $\alpha=.76$ - max. Agape, $\alpha=.90$). Die Erfassung der Liebesstile scheint zudem recht stabil zu sein; die Re-Test-Reliabilität liegt über einen Zeitraum von ca. 12 Monaten zwischen $r=.67$ (Pragma) und $r=.81$ (Agape) (Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993). Die Faktorstruktur und Testgüte des MEIL wurde inzwischen an mehr als 2000 Personen bestätigt (Bierhoff & Grau, 1998).

Da die Ausprägung aller 6 Facetten der Liebe bei Singles bislang noch nicht untersucht wurde, sollen alle 6 Unterskalen in der Hauptuntersuchung erfaßt werden. Die Skala ist allerdings für den Gebrauch im Rahmen dieser Arbeit, in der die Liebesstile nur eines von vielen untersuchten Merkmalen sind, mit insgesamt 60 Items zu lang. Es wurde daher wieder der Einsatz von Kurzskalen vorgezogen. Grundlage der Bildung der Kurzskalen ist eine von Bierhoff et al. (1993) durchgeführte Faktorenanalyse (Faktor-Ladung in Tab. 3, Bierhoff et al., 1993). Zur Bildung der Kurzskalen wurden für jede Subskala die 4 Items ausgewählt, die die jeweils höchsten Ladungen auf dem Faktor, der den jeweiligen Liebesstil repräsentiert, aufweisen. Die für jede Subskala ausgewählten Items finden sich mit ihren in Bierhoff et al. (1993) ermittelten Ladungen in Tab. 3. Inwieweit die statistische Qualität der Skalen erhalten bleibt, kann leider erst in der Hauptuntersuchung selbst ermittelt werden, so daß hier ein gewisses Risiko mit der Bildung von Kurzskalen eingegangen wird. Die validierte und psychometrisch überzeugende Kurz-Skala der Liebesstile von Hendrick, Henrick und Dicke (1998), die pro Skala nur die jeweils "besten" vier (bzw. drei Items) der ursprünglichen Form enthält, lag bei der hier durchgeführten Untersuchung noch nicht vor.

Tab. 3. Liebesstil-Kurzskalen: ausgewählte Items und Ladungshöhen

Kurzskala	Item-Nr.^a	Ladungen^b
Eros	1, 2, 6, 8	.70 - .82
Ludus	12, 14, 16, 20	.55 - .58
Storge	22, 25, 26, 28	.59 - .63
Pragma	32, 36, 38, 39	.62 - .68
Mania	43, 47, 48, 49	.59 - .64
Agape	52, 56, 58, 59	.70 - .77

^a Itemnummerierung nach Bierhoff et al. (1993)

^b Ladungen nach Tab. 3, Bierhoff et al. (1993)

4.3.2.7 Romantizismus

Der Romantizismus soll mit der in der Voruntersuchung Ia zusammengestellten und geprüften Kurzform (4 Items) der *Romantizismus-Skala* (nach Sprecher & Metts, 1989) erfaßt werden.

4.3.2.8 Konfliktreaktion Verlassen (Exit)

Die Tendenz, auf Probleme oder Streit in einer Beziehung mit Gedanken und Handlungen des Verlassens der Beziehung zu reagieren, wird mit der *Skala Exit* des "exit-voice-loyalty-neglect-Fragebogens" von Rusbult, Johnson und Morrow (1986) erfaßt (s. Abschnitt 2.1.6.1.). Mit je 7 Items (5-gestufte Antwortmöglichkeit von "ich tue das... 1=nie bis 5=immer) wird das jeweilige Ausmaß von exit, voice, loyalty und neglect erfaßt. Die vier Skalen korrelieren moderat negativ miteinander, wengleich sie theoretisch einander gegenüberliegen ($r=-.15$ - $r=-.30$; Rusbult, 1987). Die interne Konsistenz der Skala Exit ist mit $\alpha=.91$ hoch. Zwischen der Selbsteinschätzung der eigenen Reaktionsweise und der Einschätzung durch den Partner besteht eine mittlere Korrelation ($r=.53$), ebenso zwischen der Selbsteinschätzung im Fragebogen und selbst formulierten Verhaltenstendenzen auf vorgegebene Problemsituationen ($r=.48$).

Es wurde in der Instruktion darum gebeten, so zu antworten, wie die Probanden meinen, sich gewöhnlich zu verhalten (bzw. annehmen sich zu verhalten), unabhängig davon, ob sie dieses Verhalten immer als richtig oder wünschenswert betrachten. Dieser Zusatz wurde aufgrund der geringfügigen Korrelationen der Skala mit der Tendenz sozial erwünscht zu antworten (Rusbult et al., 1986), eingefügt. Die Skala wurde zuvor selbst ins Deutsche übersetzt (eine sehr ähnliche Übersetzung wurde bereits an anderer Stelle erfolgreich eingesetzt; Fragebogen am Lehrstuhl Bierhoff, Sozialpsychologie, Ruhr-Universität Bochum).

4.3.2.9 Lebensplan

Der Lebensplan wird mit der Kurzform (12 Items) der übersetzten und überprüften *Lebensplan-Skala* (nach Amatea et al., 1986) erfaßt; der Fragebogen umfaßt die drei Subskalen Wert und Bindung an die Rolle in Beruf, Elternschaft und Ehe (s. Voruntersuchung Ia).

4.3.2.10 Einstellung zur Geschlechtsrolle

Die eher traditionelle oder liberale Einstellung zur Geschlechtsrolle hat in den letzten Jahren einen Trend in Richtung einer liberaleren Grundhaltung erfahren (s. Punkt 2.2.3.). Dies erweist sich als Problem bei der Anwendung älterer Meßinstrumente - sie sind meist nicht mehr sensibel genug für heutige Einstellungsunterschiede und Deckeneffekte verringern die Varianz (z. B. die AWS, s. Abschnitt 2.2.3.2.). Auch stellen mögliche kulturell- oder altersbedingte Unterschiede die Übertragbarkeit von Meßinstrumenten, die an amerikanischen College-Stichproben erfolgreich getestet sind, auf eine deutsche Stichprobe in Frage; so äußern beispielsweise amerikanische Probanden wesentlich traditionellere Einstellungen als holländische Probanden (VanYperen & Buunk, aus ders. 1991). Aus diesen Gründen scheint die Kurzform der *Skala zur normativen Erfassung der Geschlechtsrollenorientierung* (Krampen, 1983) als verhältnismäßig junges und an einer deutschen Stichprobe validiertes Instrument gut geeignet zur Erfassung der Einstellung zur Geschlechtsrolle der in dieser Arbeit anvisierten Stichprobe. Die Kurzversion erfaßt mit 11 jeweils 6-fach gestuften Items (1=absolut falsch; 6=absolut richtig) die "Einstellungen von Individuen darüber, was für Frauen und Männer subjektiv als richtig bzw. falsch angesehen wird" (Krampen, 1983, S. 152), also Normen über das dem Geschlecht angemessene Verhalten. Der Autor rechnet die Skala dem Konservatismus- und Autoritarismus-Bereich zu (Bsp-Item: „Der alte Ausspruch ‚die Frau gehört ins Haus und zur Familie‘ ist im Grunde richtig, und es sollte auch so bleiben.“).

Die Kurzskala wurde an einer Stichprobe politisch aktiver und passiver Frauen sowie an politisch nicht engagierten Männern validiert. Die faktorenanalytische Überprüfung legt eine einfaktorielle Lösung nahe (alle Items laden mit $\alpha > .62$ bzw. $-.60$) fast 58% der Varianz werden dadurch aufgeklärt. Die Skala hat eine hohe interne Konsistenz (α -Koeffizient = .93). Die Mittelwerte deuten eine schiefe Verteilung zum liberalen Pol hin an. Politisch aktive Frauen sind signifikant liberaler eingestellt als politisch passive Frauen, die politisch inaktiven Männer zeigen die traditionellste Einstellung; auch in anderen Untersuchungen zeigten Frauen generell eine egalitärere Einstellung bezüglich der Geschlechtsrolle (u. a.

Burke, 1994). Frauen, die der CSU angehörten, hatten eine signifikant traditionellere Einstellung als Frauen der SPD und FDP, jedoch immer noch liberaler als die Männer der Vergleichsstichprobe. Es zeigt sich bedingt eine leichte Altersabhängigkeit der Skala (jüngere Männer sind liberaler eingestellt), kein Zusammenhang konnte mit sozialer Erwünschtheit nachgewiesen werden.

4.3.2.11 Maskulinität und Feminität

Nach Spence (1993) stehen mit dem BEM-Inventar und dem PAQ zwei Instrumente zur Erfassung der geschlechtstypischen Persönlichkeitseigenschaften zur Verfügung, die im wesentlichen identische Konstrukte der Maskulinität (Instrumentalität) und Feminität (Expressivität) erfassen. Der PAQ weist die Erfassung des spezifisch zweidimensionalen Aspekts einer multifaktoriell verstandenen Geschlechtsidentität jedoch explizit aus. Die Enge des Zusammenhangs und die Dimensionalität der unterschiedlichen Faktoren eines möglichen multifaktoriellen Konstruktes sollen hier erst geprüft werden. Daher wird dem PAQ, der in seiner erweiterten und übersetzten Form als GEPAQ (Runge et al., 1981) vorliegt, als Erhebungsinstrument der Vorzug gegeben.

Der GEPAQ umfaßt insgesamt 40 bipolare Attribute, die die komplementären Polen mit einem 5-fach gestuften semantischen Differential (A-E) beschreiben. Jeweils 8 Items repräsentieren sozial erwünschte bzw. sozial nicht erwünschte instrumentelle, also als typisch männlich angesehene Eigenschaften (Skala M+), positive bzw. negative expressive, also als eher typisch weibliche angesehene Eigenschaften (Skala F+, 8 Items), sowie eine Skala mit gemischten Attributen. Die deutsche Version des Fragebogens von Runge et al. (1981) entspricht dem amerikanischen Original und wurde an über 800 Studenten überprüft.

Zur Erfassung der Maskulinität und Feminität werden die jeweils 8 Items der **M+ - und F+ - Skalen des GEPAQ** verwendet (Bsp-Item für M+: „nicht/sehr wettbewerbsorientiert“; „fälle leicht/schwer Entscheidungen“ Bsp-Item für F+: „nicht/sehr gefühlsbetont“; „nicht/sehr verständnisvoll“). Die interne Konsistenz beider Skalen ist mäßig zufriedenstellend (Cronbach's alpha ca. .64; genauere Angaben für die Subskalen fehlen in der Original-Literatur). Beide Skalen korrelieren nur geringfügig miteinander (bei Frauen $r=.17$ bzw. bei Männern $r=.22$). Männer haben signifikant höhere Werte auf der M+ - Skala, Frauen auf der F+ -Skala, so daß im weiteren die Bezeichnungen Maskulinität und Feminität beibehalten werden, ohne daß damit eine eindeutige Geschlechtszugehörigkeit der

Skalen impliziert werden soll. Die Faktorenanalyse über die beiden positiven Skalen M+ und F+ stützen die dualistische Konzeption von Maskulinität und Feminität als zwei distinkte, weitgehend unkorrelierte Dimensionen.

4.3.2.12 Soziale Dominanz Orientierung

Die Soziale Dominanz als Zeichen einer Befürwortung von ungleichen, hierarchischen Beziehungen zwischen Gruppen und damit einer eher konservativeren, im Gegensatz zu einer auf Gleichheit setzenden egalitären Grundhaltung, soll mit der in der Voruntersuchung Ib erstellten und geprüften Kurzversion (6 Items) der *Skala der Sozialen Dominanz Orientierung* (nach Pratto et al., 1994) erfaßt werden.

4.3.2.13 Erwünschte Partnermerkmale

Welche Merkmale bei einem Partner als wichtig erachtet werden, soll (wie in vergleichbaren Untersuchungen üblich; s. Abschnitt 2.3.1.1.) mit einer *Liste erwünschter Partnermerkmale* erfaßt werden. Die verwendete Liste beruht auf der Merkmals-Liste von Buss und Barnes (1986) (die ihrerseits Items von Hill, 1945, enthält), die bereits an anderer Stelle in deutscher Übersetzung verwendet worden ist (Übersetzung nach einem Fragebogen am Lehrstuhl Bierhoff, Sozialpsychologie, Ruhr-Universität Bochum); ergänzt wurden 3 Items von Simpson und Gangestad (1992) in eigener Übersetzung (Item Nr. 19, 20, 21). Zur Einschätzung der Bedeutsamkeit der möglichen Partnermerkmale wie z. B. ein „angesehener sozialer Status“, eine „verantwortliche Persönlichkeit“ oder „gutes Aussehen“ standen vier gestufte Antwortkategorien zur Verfügung (1=bedeutungslos/völlig unwichtig; 4=unbedingt notwendig).

Die gewünschten Partnermerkmale können zum einen inhaltlich betrachtet werden, zum anderen bilden sie gemeinsam eine Skala, die sich als „Anspruch an den Partner“ bezeichnen läßt. Es ist denkbar, daß manche Menschen generell und über viele Merkmale hinweg einen höheren Anspruch an einen potentiellen oder tatsächlichen Partner haben als andere (s. Abschnitt 2.3.1.3.). Hervorgehoben werden sollte jedoch, daß von den Autoren diese Möglichkeit bei der Zusammenstellung der einzelnen Merkmale nicht fokussiert wurde, sie also nicht das Ziel einer einheitlichen Skalenbildung vor Augen hatten. Der *globale Anspruch*, der an einen Partner bzw. eine Partnerin gestellt wird, soll jeweils über den *Mittelwert der Einschätzung aller 21 Merkmale* erfaßt werden.

Ergänzend wird die eigene Attraktivität mittels der Selbsteinschätzung: „Als wie attraktiv würden Sie sich im Vergleich zu anderen Männern/Frauen Ihrer Altersgruppe einschätzen?“ erhoben. Zur Einschätzung stand eine 10-stufige Skala von 1="gar nicht attraktiv" bis 10="sehr attraktiv" zu Verfügung. Die *Selbsteinschätzung der Attraktivität* (als gebräuchliches Verfahren u. a. bei Simpson, Gangestad & Lerma, 1990) hat den Vorteil, das subjektive Bild von sich selbst zu erfassen; ein negatives Selbstbild, daß aus anderen Quellen herrührt, wie z. B. aus einer ungewollten Partnerlosigkeit, kann in diese Einschätzung mit einfließen. Inwieweit also Personen "objektiv" attraktiver oder weniger attraktiv sind bzw. von anderen so wahrgenommen werden, kann auf diese Weise nicht beantwortet werden. In anderen Untersuchungen hat sich die selbsteingeschätzte Attraktivität als nur mäßig korreliert mit der fremdeingeschätzten Attraktivität erwiesen (Berscheid & Walster, 1974).

4.3.2.14 Soziosexuelle Orientierung

Die soziosexuelle Orientierung, also ob jemand eher sexuell restriktiv oder eher sexuelle freizügig ist, wird mit der bereits in der Voruntersuchung Ia geprüften *Skala der Soziosexuellen Orientierung* erfaßt. Zusätzlich werden weitere Merkmale des Sexuallebens erfragt, u. a. die *Anzahl bisheriger Sexualkontakte* überhaupt, die Einschätzung, im Vergleich zu anderen Personen des eigenen Geschlechts mit mehr oder weniger Personen geschlafen zu haben (1="mit weniger" / 2="mit mehr Personen als andere Männer bzw. Frauen") und die *Zufriedenheit mit dem eigenen aktuellen Sexualleben* (in Form von "Schulnoten": 1="sehr gut" / 6="ungenügend").

4.3.3 Überprüfung der Meßinstrumente der Hauptuntersuchung

Alle in der Hauptuntersuchung verwendeten Meßinstrumente wurden nach dem in der Voruntersuchung beschriebenen Verfahren überprüft. Nachfolgend werden zunächst die Ergebnisse der Reliabilitätsanalyse, sowie der faktorenanalytischen Überprüfung der Meßinstrumente für jedes Meßinstrument beschrieben. Um die Vergleichbarkeit mit anderen Untersuchungen zu erhalten wurden für die Skalenbildung alle vorgeschlagenen Items übernommen, auch wenn evtl. die Eliminierung einzelner Items die interne Konsistenz der Skalen erhöht hätte - Ziel der durchgeführten Analysen ist die Überprüfung bewährter Skalen, nicht ihre Neukonzeption

4.3.3.1 Reliabilitätsanalysen

Die interne Konsistenz der Skalen wurde über Cronbachs alpha ermittelt. In Tab. 4. finden sich die statistischen Kennwerte und die internen Konsistenzen der einzelnen Skalen.

Tab. 4. Mittelwerte, Standardabweichung und interne Konsistenz der Skalen der Hauptuntersuchung

Skala	Items	Skala	n	m	s	a
Lebenszufriedenheit	12	1 / 2	167	1,55	,30	.85
Einsamkeit	5	1-4	166	2,81	,73	.83
Bindungsstil Angst	10	1-7	167	2,98	1,30	.89
Bindungsstil Vermeidung	10	1-7	167	2,86	1,07	.80
Liebesstil Eros	4	1-5	167	3,82	,98	.89
Liebesstil Ludus	4	1-5	166	2,08	,81	.52
Liebesstil Mania	4	1-5	166	3,54	,87	.77
Liebesstil Pragma	4	1-5	166	2,32	,92	.73
Liebesstil Storge	4	1-5	166	3,12	,87	.63
Liebesstil Agape	4	1-5	166	3,32	,92	.84
Romantizismus	4	1-7	167	4,46	1,34	.74
Konfliktreaktion Exit	7	1-5	167	2,13	,80	.83
Lebensplan Beruf	4	1-5	167	2,91	1,03	.86
Lebensplan Ehe	4	1-5	166	2,81	1,16	.88
Lebensplan Elternschaft	4	1-5	166	3,65	1,18	.87
Geschlechtsrollenorientierung	11	1-6	166	1,78	,59	.86
Maskulinität^a	8	A-E	167	3,42	,54	.76
Feminität^a	8	A-E	167	3,74	,48	.77
Soziale Dominanz	6	1-7	167	2,21	1,00	.80
Soziosexuelle Orientierung	7	gew. Index	167	12,09	10,64	.71
Partnermerk. (Anspruch)^b	21	1-4	165	2,84	,31	.75

^a Die Items 4 (fähig auf andere einzugehen) und 10 (fälle leicht Entscheidungen) wurden sinnvollerweise umgepolt, was die interne Konsistenz deutlich erhöhte; diese Items korrelierten in der Itemanalyse zunächst negativ mit den anderen.

^b Das Item Nr. 7 (Jungfräulichkeit/keine vorhergehenden sex. Erfahrungen) korreliert leicht positiv mit den anderen Items der Skala und verursacht eine geringfügige Verschlechterung der Reliabilität; aus inhaltlichen Gründen wurde es nicht umgepolt

Mit Ausnahme der Liebesstil-Skalen Storge ($\alpha = .63$) und Ludus ($\alpha = .52$) weisen alle Skalen eine zufriedenstellende bis gute interne Konsistenz auf ($\alpha = .73-.90$). Auch die verwendeten Kurzskalen (Lebensplan-Subskalen Beruf, Ehe und Elternschaft, die Liebesstilsskalen Eros, Mania, Pragma und Agape, die Romantizismus-Skala und die Skala der Sozialen Dominanz zeigen (bis auf die oben genannten Ausnahmen) weitgehend überzeugende interne Konsistenzen.

4.3.3.2 Faktorenanalysen

Zur Überprüfung der Skalenbildung wurden entsprechend der Vorgehensweise in der Voruntersuchung über mehrdimensionale Meßinstrumente jeweils drei Faktorenanalysen (PCA), über eindimensionale Meßinstrumente jeweils zwei Faktorenanalysen gerechnet: a) Eine einfaktorielle PCA über jede Subskala zur Überprüfung der eindeutigen Itemladung, b) eine PCA mit einer auf die vorgeschlagene Anzahl der Subskalen begrenzten varimax-rotierten Faktor-Extraktion zur Überprüfung der Angemessenheit der vorgeschlagenen Subskalen in dieser Stichprobe (was sich bei eindimensionalen Meßinstrumenten erübrigt) und c) eine PCA mit Varimax-Rotation, in der alle Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert wurden, um die Dimensionalität des Instruments in der vorliegenden Stichprobe zu erfahren. Die Ergebnisse werden getrennt für jedes verwendete Meßinstrument beschrieben. Tab. 5. gibt die Varianzaufklärung der Faktorenanalyse bei der auf die Anzahl der Subskalen begrenzter Faktorzahl an (Eigenwertverlauf und Varianzaufklärung bei unbegrenzter FA)

Tab. 5. Kummulierte Varianzaufklärung der Faktoren bei der auf die Anzahl der Skalen begrenzten PCA

Meßinstrument / Skala	Faktorzahl	% Varianzaufkl.
Lebenszufriedenheit	1	39,23
Einsamkeit	1	60,27
Lebensplan-FB	3	73,55
<i>Subskala Beruf</i>		(23,69)
<i>Subskala Ehe</i>		(24,68)
<i>Subskala Elternschaft</i>		(25,18)
Geschlechtsrollen-Orientierung	2	41,70
<i>Maskulinität</i>		(20,99)
<i>Feminität</i>		(20,71)
Soziale Dominanz	1	51,31
Bindungsstil-FB	2	46,13
<i>Angst</i>		(26,17)
<i>Vermeidung</i>		(19,96)
Liebesstil-FB	6	61,24
<i>Eros</i>		(13,11)
<i>Ludus</i>		(7,10)
<i>Mania</i>		(10,37)
<i>Pragma</i>		(10,17)
<i>Storge</i>		(8,60)
<i>Agape</i>		(11,88)
Romantizismus	1	56,54
Streitreaktion Exit	1	51,37
Soziosexuelle Orientierung	1	47,20
Partnermerkmale (Anspruch)	1	19,08

Anm.: n=167

Lebenszufriedenheits-Skala

Die Items der Skala Lebenszufriedenheit des FPI-R laden alle substantiell ($\alpha < .4$) auf dem Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse, der fast 40% Varianz aufklärt. 3 Faktoren haben einen Eigenwert > 1 , die zusammen 58% der Varianz aufklären, jedoch legt der Eigenwertverlauf eindeutig eine einfaktorielle Lösung nahe (Eigenwertverlauf: 4.71, 1.21, 1.01). Die Lebenszufriedenheit wird daher unterstützt durch die gute interne Konsistenz wie im Testmanual vorgeschlagen als eindimensionale Skala beibehalten.

Einsamkeits-Skala

Die Items der Skala Einsamkeit laden alle eindeutig auf einem Faktor; es wird nur ein Faktor mit einem Eigenwert > 1 extrahiert, der gut 60% Varianz aufklärt. Das gemessene Konstrukt läßt sich damit eindeutig eindimensional erfassen.

Bindungsstil - Skalen

Alle Items laden klar auf dem einen Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse über die Angst- bzw. Bindungs-Items des Bindungsstil-Fragebogens. Wird die Faktorenlösung auf 2 Faktoren begrenzt, klären die beiden Faktoren, die sich eindeutig als Angst und Vermeidung interpretieren lassen, und auf denen erwartungsgemäß jeweils die zugeordneten Items ihre höchste Ladung haben, zusammen 46% der Varianz auf. Es werden 4 Faktoren mit einem Eigenwert > 1 extrahiert, jedoch legt der Screeplot eine 2 Faktorenlösung nahe (Eigenwertverlauf: 5.89, 3.34, 1.43, 1.06). Damit lassen sich beide Skalen des Bindungsstilfragebogens eindeutig bestätigen.

Liebesstil -Skalen

Auch die 6 Liebestile lassen sich gut und eindeutig in der Faktorenanalyse nachvollziehen. Bei der einfaktoriellen Analyse laden alle Items ohne Ausnahme hoch auf dem einen Faktor. Wird die Extraktion auf 6 Faktoren beschränkt, so bilden sich die Skalen deutlich ab; alle Items laden eindeutig und ohne Doppelladung auf den Faktoren, die sich als die sechs Liebestile klar interpretieren lassen. Insgesamt werden 8 Faktoren mit einem Eigenwert > 1 extrahiert, wobei der Screeplot ein 2 oder evtl. auch 4 Faktorenlösung nahelegt (Eigenwertverlauf: 4.09, 3.38, 2.52, 2.02, 1.42, 1.28, 1.12, 1.01). Eine weiterhin klare Ladungsverteilung zeigen die Items der Subskalen Eros, Agape und Mania, ein Item von Pragma zeigt eine (niedrigere und negative) Doppelladung auf dem Faktor, der sich als Ludus interpretieren läßt, und die Items von Storge und Ludus verteilen sich zu gleichen Teilen auf je zwei der restlichen 4 Faktoren. Insgesamt scheint es auch im Hinblick auf die

weitgehend überzeugende alpha-Reliabilitäten gerechtfertigt, die Skalenbildung des Liebesstil-Fragebogens zu übernehmen, wobei die Subskalen Ludus und Storge nicht ganz zufriedenstellend nachvollziehbar sind.

Romantizismus - Skala

Die Items der Skala Romantizismus lassen sich klar zu einer Skala zusammenfassen: Alle Items laden hoch auf dem einen Faktor; es wird nur ein Faktor mit einem Eigenwert >1 extrahiert, der fast 56% Varianz aufklärt.

Exit

Auch die Items der Skala Exit des Fragebogens zum Konfliktverhalten laden alle hoch auf dem einen Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse. Es wird ebenfalls nur ein Faktor mit einem Eigenwert >1 extrahiert, der gut 51% Varianz aufklärt. Damit bilden die Items eine eindeutig zu interpretierende, inhaltlich einheitlich Skala Exit.

Lebensplan-Skala

Die Items der einzelnen Lebensplan-Subskalen laden bei der einfaktoriellen Faktorenanalyse über jede Skala sehr hoch auf dem jeweils extrahierten Faktor. 3 Faktoren werden mit einem Eigenwert > 1 extrahiert, die sich eindeutig als die 3 Lebensplan-Skalen interpretieren lassen; jedes Items lädt hoch und ohne Doppelladung auf der zugeordneten Skala. Zusammen werden fast 74% der Varianz aufgeklärt zu der jeder Faktor einen ähnlich hohen Anteil beiträgt. Die Trennung des Lebensplans in die drei Facetten Beruf, Ehe und Elternschaft erweisen sich also als sinnvoll.

Skala zur Geschlechtsrollenorientierung

Die Items der Skala zur Geschlechtsrollenorientierung laden mit Ausnahme des Items Nr. 7 alle mit $\lambda > .4$ auf dem einen Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse. Wird ein Eigenwert >1 als Kriterium festgelegt, so bilden die Items 2 Faktoren, die rotiert gleich viel zur Varianzaufklärung von fast 55% beitragen. Dabei laden einige Items doppelt. Die beiden Faktoren lassen sich inhaltlich schwer interpretieren. Es scheint somit auch im Hinblick auf die hohe alpha- Reliabilität gerechtfertigt, die Items zu einer Skala Geschlechtsrollenorientierung zusammenzufassen.

GEPAQ - Skalen M+ (Maskulinität) und F+ (Feminität)

Die Items der M+ und F+ Skala laden jeweils eindeutig auf dem einen Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse. Beide Skalen des GEPAQ M+ und F+ lassen sich eindeutig in der auf zwei Faktoren begrenzten Faktorenanalyse abbilden; alle Items laden auf der ihnen zugedachten Skala am höchsten, es treten keine Doppelladungen auf. Zusammen klären die beiden Faktoren fast 42% Varianz auf, beide Faktoren tragen dazu gleich viel bei. Es werden 3 Faktoren mit einem Eigenwert > 1 extrahiert, allerdings legt der Screeplot eine 2 Faktorenlösung nahe (Eigenwertverlauf: 3.73, 2.94, 1.23).

Skala der Sozialen Dominanz Orientierung

Die Items der Skala der Soziale Dominanz laden eindeutig auf dem Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse, der gut 51% der Varianz aufklärt; es wird nur ein Faktor mit einem Eigenwert >1 extrahiert. Der Faktor läßt sich damit klar als Soziale Dominanz interpretieren.

Erwünschte Partnermerkmale / globales Anspruchsniveau

Werden alle 21 Partnermerkmale von der Idee einer globalen Skala „Anspruch an den Partner“ geleitet in einer einfaktoriellen Faktorenanalyse zusammengefaßt, wird deutlich, daß mehr als die Hälfte der Items nur gering ($\alpha < .4$) auf diesem Faktor laden. Problematisch ist insbesondere das Merkmal Nr. 7 („Jungfräulichkeit/keine vorhergehenden sexuellen Erfahrungen“), daß leicht negativ auf diesem einen Faktor lädt. Der extrahierte Faktor klärt allein nur 19% der Varianz auf. Bedenkt man die mit $\alpha = .75$ recht überzeugende interne Konsistenz der zusammenfassenden Skala „Anspruch an den Partner“, so legen die Ergebnisse der Analyse nahe, daß es zwar gerechtfertigt ist, die Merkmale zusammenzufassen und Singles und Paare darin zu vergleichen, jedoch sollte ein eigenständiges Konstrukt "globaler Anspruch" zukünftig dezidiert erfaßt werden als einfach über den Mittelwert aller 21 Merkmale. Darüber hinaus erscheint es sinnvoll, die Merkmale auch einzeln zu betrachten., da sie sich nur wenig sinnvoll gruppieren lassen. Die Möglichkeit, die 21 erwünschten Partnermerkmale auf wenige globale Faktoren zu reduzieren, wird in Kap. 5.5. angesprochen.

Skala der Soziosexuelle Orientierung

Die Items des Skala der Soziosexuellen Orientierung laden mit Ausnahme des Items Nr. 4 (Imagination) alle eindeutig auf dem Faktor der einfaktoriellen Faktorenanalyse; 47% der Varianz wird dadurch aufgeklärt. Mit einem Eigenwert >1 werden 2 Faktoren extrahiert,

die zusammen 62% Varianz aufklären (Eigenwertverlauf: 3.30, 1.04, 0.90 ...). Dabei lädt allein das Item Nr. 4 ("Wie oft stellen Sie sich vor, mit jemandem Sex zu haben?") eindeutig auf dem 2. Faktor (neben schwächeren Doppelladungen der Items Nr. 1 und 2), der allein 15% zur Varianzaufklärung beiträgt. Aus Gründen einer eindeutigen Skalenkonstruktion würde es sich auch im Hinblick auf die verbesserte α -Reliabilität anbieten, daß Item Nr. 4 aus der Skalenbildung auszuschließen. Da jedoch der SOI ein Index ist, der so auch in anderen Untersuchungen verwendet wurde, soll zugunsten der Vergleichbarkeit das Item Nr. 4 einbezogen bleiben. Faktorenanalytisch nicht bestätigt werden konnte die Einteilung in Einstellungs- und Verhaltens-Komponenten des SOI, da diese eben bis auf das Item Nr. 4 alle auf demselben Faktor laden (von denen auch die Testautoren Simpson und Gangestad vergleichbar hohen Ladungen berichten; s. dort Appendix A).

Dennoch wurden dem Original folgend jeweils die Items, die eine Einstellungs- bzw. kognitive Komponente (Nr. 4,5,6,7) und die Items, die Verhalten messen (1,2,3), zu zwei separaten Skalen "restriktive Einstellung" und "restriktives Verhalten" zusammengefaßt. Beide Skalen zeigen gute bis mäßig zufriedenstellende α -Coeffizienten der internen Konsistenz (restriktives Verhalten $\alpha=.57$; restriktive Einstellung $\alpha=.72$). Die Einstellungs- und die Verhaltens-Komponente des SOI korrelieren in mittlerem Bereich miteinander ($r=.48$, $p<.001$), d. h., die beiden Komponenten sind nicht völlig unabhängig voneinander, fokussieren aber doch eindeutig unterschiedliche Facetten von sexueller Restriktion. Insgesamt sollte die Unterteilung der soziosexuellen Orientierung in die beiden Komponenten restriktive Einstellungen und restriktives Verhalten nur ergänzende Information liefern.

In der vorliegenden Stichprobe ist die Korrelation des gewichteten SOI und des z-transformierten ZSOI mit $r=.78$ ($p<.001$) ebenfalls relativ hoch (vgl. Voruntersuchung Punkt 4.2.3.4.). Um zu einer Entscheidung zu gelangen, welcher der beiden Indizes der sexuellen Restriktion dieser Stichprobe besser gerecht wird, wurde eine hierarchische multiple Regressionsanalyse mit permutierender Reihenfolge auf ein weiteres Merkmal des Sexualverhaltes - die Anzahl bisheriger Sexualpartner - gerechnet, bei der beide alternativen Indizes der Soziosexuellen Orientierung in abwechselnder Reihenfolge schrittweise als Prädiktoren aufgenommen wurden (Tab. 6). Deutlich wird, daß der gewichtete Index über den z-transformierten hinaus zusätzlichen Erklärungswert hat, dies aber umgekehrt nicht der Fall ist (der z-transformierte Index wird in die zweiten Analyse, bei der zuerst der gewichtete Index eingegeben wurde, gar nicht mehr als signifikanter Prädiktor mitaufgenommen). Der gewichtete Index klärt allein bereits 34,2% der Varianz auf, beide zusam-

men 40%. Das bedeutet, daß die vorgeschlagene Gewichtung der Items recht gut auch auf die vorliegende Stichprobe paßt. Die weiteren Analysen werden deshalb mit dem SOI-Index, der auf den gewichteten Einzel-Items beruht, durchgeführt.

Tab. 6. Schrittweise multiple Regressionen beider Indizes der Soziosexuellen Orientierung auf die Anzahl bisheriger Sexualpartner

1. z-transformierter Index, 2. gewichteter Index der Soziosexuellen Orientierung

Modell	R	Änderungsstatistiken				
		Änderung in R-Quadrat	Änderung in F	df1	df2	Änderung in Signifikanz von F
1	,634 ^a	,402	109,678	1	163	,000
2	,863 ^b	,342	216,748	1	162	,000

a. Einflußvariablen : (Konstante), Z-transformierter SOI

b. Einflußvariablen : (Konstante), Z-transformierter SOI, gewichteter SOI

1. gewichteter Index, 2. z-transformierter Index der Soziosexuellen Orientierung (nicht aufgenommen)

Modell	R	Änderungsstatistiken				
		Änderung in R-Quadrat	Änderung in F	df1	df2	Änderung in Signifikanz von F
1	,860 ^a	,740	464,634	1	163	,000

a. Einflußvariablen : (Konstante), gewichteter SOI

Der in der Voruntersuchung gefundene Validierungshinweis der Soziosexuellen Orientierung findet sich auch in den Daten der Hauptuntersuchung: Der SOI-Index korreliert über alle Probanden hinweg mit der bisherigen Anzahl Sexualpartner zu $r=.86$, $p<.001$ hoch. Erwartungsgemäß spiegelt sich eher die Verhaltenskomponente ($r=.86$, $p<.001$) als die Einstellungskomponente in der Anzahl Sexualpartner wieder ($r=.40$, $p<.001$). Die Varianzanalyse mit den unabhängigen Variablen Geschlecht und der Selbsteinschätzung, mehr oder weniger Sexualpartner als andere des eigenen Geschlechts gehabt zu haben, sowie dem Alter als Kovariaten zeigt neben einem Haupteffekt für das Geschlecht ($F(1/150)=14.533$, $p<.001$) und einem Haupteffekt für die Selbsteinschätzung mehr/weniger Sexualpartner ($F(1/150)=61.627$, $p<.001$) auch eine Wechselwirkung zwischen den beiden unabhängigen Faktoren ($F(1/150)=11.860$, $p<.01$): Männer und Frauen, die glauben, relativ zu anderen mit weniger Personen geschlafen zu haben, unterscheiden sich nicht in ihrer vergleichsweise restriktiven soziosexuellen Orientierung (post hoc durchgeführter t-Test $p=ns$). Diejenigen, die glauben, mehr Sexualpartner gehabt zu ha-

ben, sind auch im SOI-Index sexuell freizügiger; dies gilt insbesondere für Männer ($t(42)=2,307$, $p<.05$). Interessanterweise hängt die Zufriedenheit mit dem eigenen derzeitigen Sexualleben weder mit dem SOI-Index oder einer seiner beiden Komponenten zusammen, noch mit der Anzahl bisheriger Sexualpartner (alle Korrelationen $p=ns.$).

4.3.3.3 Interkorrelationen

Die in der Hauptuntersuchung verwendeten Skalen sind nicht völlig unabhängig voneinander. Tab. 7. zeigt die Interkorrelationen zwischen allen oben beschriebenen Skalen. Substantielle signifikante Korrelationen von mittlerer Höhe ($r >.4$) bestehen zwischen Bindungsvermeidung und a) neg. Romantizismus, b) Exit und c) Ludus, zwischen Bindungsangst und a) Mania, b) Einsamkeit und c) neg. Lebenszufriedenheit; die höchste Korrelation besteht zwischen Einsamkeit und Lebenszufriedenheit ($r = -.64$). Insgesamt sind die Korrelationen zwischen den untersuchten Skalen so gering, daß sich die Erfassung der vielfältigen Konstrukte nicht als redundant, sondern als in jedem Fall sinnvoll erweist.

Tab. 7. Interkorrelationen zwischen den untersuchten Merkmalen der Hauptuntersuchung

Skala	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.
1.Lebenszufriedenh.	.64**	.03	.00	-.14.	.35**	.09	-.01	-.47**	-.15	.16
2.Einsamkeit	-	-.03	-.08	.07	.18*	-.35**	-.19*	.01	.53**	.18*
3.Beruf		-	-.14	-.12	-.06	.26**	-.08	.08	-.06	.05
4.Elternschaft			-	.37**	.12	.13	.23**	-.16*	-.07	-.17*
5.Ehe				-	.21**	-.09	.08	.06	.01	.40**
6.GRO					-	-.22**	-.15	.36**	.22**	.14
7.Maskulinität						-	.11	-.08	-.37**	-.02
8.Feminität							--	-.10	-.11	-.27**
9.Soz. Dominanz								-	.08	.04
10.Angst									-	.27**
11.Vermeidung										-

Skala	12.	13.	14.	15.	16.	17.	18.	19.	20.	21.
1.Lebenszufriedenh.	.19*	-.07	.04	.01	-.32**	-.06	.18*	-.23**	.06	-.11
2.Einsamkeit	-.23**	.18*	.01	.05	.34**	.04	-.10	.22**	-.03	.03
3.Beruf	.07	.01	-.05	.07	-.06	.05	-.07	.24**	.22**	.08
4.Elternschaft	.10	.01	.10	.04	.11	.19*	.16	-.14	.14	-.01
5.Ehe	.02	.17*	.28**	.14	.25**	.30**	.35**	-.23**	.02	-.20*
6.GRO	-.06	-.04	.13	.39**	.12	.14	.08	.03	-.01	-.16*
7.Maskulinität	.21**	.06	.04	-.13	-.23**	.04	.10	.06	.17*	.12
8.Feminität	.23**	-.09	.09	-.08	-.05	.18*	.28**	-.17*	.12	-.02
9.Soz. Dominanz	-.11	.02	-.05	.15	.07	-.03	-.02	.01	.00	-.12
10.Angst	-.29**	.13	-.04	.19*	.42**	.08	-.14	.30**	.11	-.16*
11.Vermeidung	-.23**	.40**	-.15*	.01	-.09	-.19*	-.45**	.41	-.11	.26**
12.Eros	-	-.05	-.04	-.10	-.04	.20**	.14	-.22**	.16*	.06
13.Ludus		-	-.19*	-.19*	-.06	-.18*	-.20**	-.25**	.02	.36**
14.Storge			-	.15	.05	.28**	.11	-.16**	.03	-.19*
15.Pragma				-	.12	.08	.07	-.02	.33**	-.32**
16.Mania					-	.36**	.05	.09	.08	-.17*
17.Agape						-	.35**	-.31**	.02	-.07
18.Romantizismus							-	-.35**	-.14	-.14
19.Exit								-	.19*	.19*
20.Anspruch									-	-.14
21.SOI										-

* p<.05; ** p<.01

4.3.3.4 Sequenzeffekte

Mögliche Sequenzeffekt bei der Beantwortung der untersuchten Variablen wurden geprüft. Es lagen 84 Fragebögen der Form A (Singles und Paare), 83 Fragebögen der Form B (Singles und Paare) vor. Die multivariate Varianzanalyse mit der Reihenfolge A/B als festen Faktor über alle in der HU verwendeten Skalen ist nicht signifikant. Auch die getrennte

Analyse von Singles und Paarpersonen weist keinen signifikanten multivariaten Effekt der Reihenfolge aus. Es kann also davon ausgegangen werden, daß die Reihenfolge der Fragebögen keinen Einfluß auf die Beantwortung der Skalen hatte und Sequenzeffekt weitgehend ausgeschlossen werden können.

4.3.4 Planung der statistischen Auswertung: Der Vergleich von Singles und Paaren

Die Fragestellung impliziert einen Vergleich von Singles und Paarpersonen. Sind Single und Paarpersonen zwei Stichproben ein und derselben Grundgesamtheit oder unterscheiden sie sich fundamental? Der gefragte Vergleich beider Gruppen kann dabei auf zwei Ebenen erfolgen: Zum einen muß zunächst geklärt werden, ob Singles und Paare überhaupt ein ähnliches Merkmalsverständnis haben. Als Hinweis auf die Erfassung identischer Konstrukte kann die Strukturähnlichkeit gewertet werden. Zum anderen ist zu fragen, ob sie sich in der Ausprägung der Merkmale unterscheiden, also bei einem unterstellten gleichen Merkmalsverständnis an unterschiedlichen Orten im Merkmalsraum lokalisiert sind. Nur wenn von einem ähnlichen Konstruktverständnis bei Singles Paaren ausgegangen werden kann, ist ein Vergleich der Merkmalsausprägung sinnvoll.

Der erste Vergleich ist ein Vergleich der Struktur und Dispersion der Merkmale, der zweite ein Vergleich der zentralen Tendenz der Merkmale (vgl. dazu die bei Cooley & Lohnes empfohlene zweischrittige Vorgehensweise), wobei hierfür die Strukturäquivalenz Voraussetzung ist. Singles und Paarpersonen werden dabei ähnlich zwei unterschiedlichen "Kulturen" behandelt; Van de Vijver und Leung (1997) unterscheiden bei Kulturvergleichen zwischen struktur- und levelorientierten (im Sinne von Niveau-) Vergleichen zur Feststellung kultureller Unterschiede. Genau genommen müßte bei jedem untersuchten Gruppenunterschied der beschriebene zweischrittige Vergleich erfolgen. In der Regel wird jedoch häufig Strukturgleichheit unterstellt und allein der Vergleich der Merkmalsausprägung vorgenommen. Cooley und Lohnes (1971), die als ersten Schritt zum Vergleich zweier Stichproben allein den Test auf Dispersionsgleichheit vorschlagen, begründen dies damit, daß eine diesbezügliche Hypothese bei genügend großen Stichproben leicht zurückgewiesen wird (s. u.).

Da die Fragestellung der vorliegenden Arbeit vorrangig Singles und Paarpersonen anspricht, soll allein über diese Gruppen der vollständige Vergleich - der Vergleich der Merkmalsstruktur und der Merkmalsausprägung - durchgeführt werden, nicht jedoch bei anderen Gruppierungen wie z. B. bei Männern und Frauen. Inwieweit sich der Beziehungs-

status überhaupt als *ein* bzw. gegenüber anderen als *das* herausragende "kulturtrennende" Kriterium erweist, wird zu klären sein. Auf die Problematisierung der Äquivalenz der Meßeinheit und der Skalierung, die bei kulturvergleichenden Studien ebenfalls beachtet werden sollte (van de Vijver & Leung, 1997), wird hier verzichtet, da Singles und Paarpersonen zwar bezüglich ihres aktuellen Beziehungsstatus divergieren, jedoch davon ausgegangen werden kann, daß sie grundsätzlich über einen ähnlichen kulturellen "Horizont" verfügen - offenbar können sie ja auch ihre Gruppenzugehörigkeit durchaus ändern. Damit erhält der Vergleich der Merkmalsstruktur eher den Stellenwert einer Überprüfung als Voraussetzung für den Vergleich der Merkmalsausprägung, auf dem in dieser Arbeit der Schwerpunkt liegt .

Die Auswertung folgt der Strukturierung der einzelnen Merkmale in der Einleitung und der Hypothesengenerierung in der Fragestellung getrennt nach den drei großen Merkmalsblöcke Bindungs- und Liebesvermögen, Einstellung und Werthaltung sowie Partnerwahl- und Sexualverhalten. Kennzeichen der Dauer und Freiwilligkeit werden einzeln dargestellt und unter den Variablenblock Bindungs- und Liebesvermögen subsummiert. Darunter wird ebenfalls der Bereich "Glück, Einsamkeit und soziale Beziehungen" behandelt.

Zunächst werden bei jeder Merkmalsgruppe die nötigen Voraussetzungen zur Durchführung der statistischen Verfahren geprüft; betrachtet werden die Stichprobengröße, die Verteilungseigenschaften sowie die Dispersionshomogenität. Anschließend wird die Merkmalsstruktur bei Singles und Paaren verglichen. Dazu werden sowohl die Interkorrelationen zwischen den untersuchten Merkmalen also auch die Faktorstruktur in beiden Gruppen getrennt nach den drei Merkmalsblöcken untersucht.

Sind die Voraussetzungen für den Vergleich der Merkmalsausprägung bei Singles und Paaren erfüllt, werden in einem zweiten Schritt Singles und Paaren (bzw. ihren Subgruppen) unter Berücksichtigung des Geschlechts und des Alters mit Hilfe von uni- bzw. multivariaten Kovarianzanalysen verglichen und Aussagen für die in der Fragestellung aufgestellten Hypothesen getroffen.

Hat sich zuvor die Merkmalsstruktur bei Singles und Paarpersonen als ähnlich erwiesen, soll anschließend zur Merkmalsreduzierung jeweils über alle Merkmale eines Variablenblocks eine Faktorenanalyse über die Gesamtstichprobe gerechnet werden; die dabei ermittelten Dimensionen werden inhaltlich interpretiert. Überprüft wird dabei über den rein

formalen Strukturvergleich bei Singles und Paarpersonen hinaus, ob sich die unter Einstellungen und Werthaltung, Bindungs- und Liebesvermögen bzw. Partnerwahl- und Sexualverhalten gefaßten Einzelmerkmale sinnvoll zu übergeordneten Faktoren zusammenfassen lassen. Die Faktorenanalyse über die Gesamtstichprobe dient dabei allein der Bündelung der Merkmale jedes Variablenblocks, um die Übersicht über die wesentlichen Ergebnisse zu verbessern und will keine verbindliche, auch auf andere Stichproben generalisierbare Faktorlösungsvorschlägen. Ggf. wird zur Zusammenfassung der Hauptergebnisse über diese Merkmalsdimensionen eine weitere Varianzanalyse gerechnet, um Singles und Paarpersonen, ihre Subgruppen sowie die Geschlechter zu vergleichen. Ähnlich wie bei anderen komplexen Merkmalsstrukturen wird hierdurch sowohl der differenzierte Blick - insbesondere zur Überprüfung der konkreten Hypothesen - als auch eine globale Übersicht ermöglicht.

Im Anschluß an die Überprüfung der Unterschiedshypothesen wird als Zusatz die Frage, welches der drei Definitionskriterien von Lebensformen - der Beziehungsstatus (Single vs. Paarperson), der Familienstand (ledig vs. andere Familienstände) oder die Wohnform (allein vs. mit anderen zusammen) - mit den analysierten Merkmalen jedes Merkmalsblocks zusammenhängt. Dazu sollen jeweils die Korrelationen der drei alternativen Definitionen mit dem fraglichen Merkmal berechnet und bei Signifikanz miteinander verglichen werden.

4.3.4.1 Voraussetzungen der statistischen Analysen und ihre Überprüfung

Die geplanten statistischen Analyseverfahren der Faktorenanalyse und der multivariaten Kovarianzanalyse sind an Voraussetzungen geknüpft, die im folgenden überprüft werden sollen. Spezifische Probleme einzelner Analysen werden ggf. im Zusammenhang mit der jeweiligen Analyse bei der Auswertung der Ergebnisse thematisiert. Es folgen Überlegungen zur Stichprobengröße und die Überprüfungen der Normalverteilung sowie der Varianzhomogenität als Voraussetzungen für die geplanten uni- bzw. multivariaten Varianzanalysen. Anschließend wird die Strukturäquivalenz der Merkmale bei Singles und Paaren überprüft.

4.3.4.1.1 Voraussetzungen der Faktorenanalyse: Stichprobengröße und Multikollinearität

Generell sollte keine Faktorisierung bei einer Stichprobe unter 50 durchgeführt werden; ab einer Stichprobengröße von 100 ist die Durchführung einer Faktorenanalyse empfehlenswert. Ist die Stichprobe verhältnismäßig klein, ist Zurückhaltung bei der Generalisierung

der gefundenen Faktorstruktur geboten und die Ergebnisse sollten vorsichtig interpretiert werden. Als "Daumenregel" gilt, daß die Fallzahl um mindestens ein fünffaches größer sein sollte als die Variablenzahl, die faktorisiert wird (zusammengefaßt aus Hair, Anderson, Tatham & Black, 1995). Allerdings spielt auch die Anzahl der extrahierten Faktoren eine Rolle; werden nur wenig, eindeutige Faktoren extrahiert, kann auch eine Fallzahl von 50 adäquat sein, solange mehr Fälle als Variablen vorhanden sind (Tabachnick & Fidell, 1989).

Die vorliegende Stichprobe ist mit $n=167$ grundsätzlich gut geeignet für die Durchführung einer Faktorenanalyse. Wird die Faktorstruktur über die Teile der Gesamtstichproben (u. a. für den Strukturvergleich der Merkmale bei 89 Singles und 78 Paarpersonen) getrennt analysiert, liegt die Stichprobengröße zwischen der minimal geforderten Größe von 50 und der als ausreichend betrachteten Stichprobengröße von 100. Zu prüfen bleibt im Einzelfall das Verhältnis von Fallzahl zu Variablenzahl sowie das Vorhandensein einer substantiellen Zahl von Interkorrelationen zwischen den jeweiligen Merkmalen (dazu Hair et al, 1995).

Zudem erscheint eine Faktorisierung überhaupt nur dann sinnvoll, wenn eine gewisse Multikollinearität zwischen den Variablen besteht (Hair et al., 1995). Mit Hilfe des Bartlett Test auf Sphärität kann überprüft werden, ob die Korrelationsmatrix signifikante Interkorrelationen zumindest zwischen einigen der Variablen aufweist. Allerdings reagiert der Bartlett- Test auf Sphärität bei zunehmender Stichprobengröße immer sensibler, so daß Tabachnick und Fidell (1989) empfehlen, den Test nur durchzuführen, wenn das Verhältnis von Fallzahl pro Variable weniger als 5:1 beträgt. Da dieses Verhältnis in jeder Rechnung überschritten wird, soll die Multikollinearität allein durch die Betrachtung der Interkorrelationen zwischen den zu faktorisierenden Merkmalen festgestellt werden (Verfahren nach Hair et al., 1995). Wie die Korrelationsmatrizen zeigen, besteht eine ausreichende Multikollinearität zwischen den Merkmalen, um die Faktorisierung über die einzelnen Variablenblöcke zu rechtfertigen.

4.3.4.1.2 Voraussetzungen der Varianzanalyse: Zellenbesetzung, Normalverteilung und Dispersionsgleichheit

Für die Durchführung einer univariaten bzw. einer multivariaten Varianzanalyse sind insbesondere die (multivariate) Normalverteilung und die Varianzhomogenität bzw. Homogenität der Varianz-Kovarianz-Matrix bedeutsam (z. B. Bortz, 1985). Zur Feststellung der multivariaten Normalverteilung bietet sich der Kolmogorov-Smirnov-Test auf Normalver-

teilung an, zur Feststellung der Dispersionsgleichheit der Box-M-Test. Da der Box-M-Test sehr sensible auf die Stichprobengröße reagiert, also bei einigermaßen großen Stichproben leicht Signifikanz anzeigt, wird ein Signifikanzniveau von 1% oder sogar 0.1% bei ungleichen Stichprobengrößen empfohlen; alternativ kann auch der robustere Levene-Test verwendet werden (Tabachnick & Fidell, 1989). Da jedoch der F-Test selbst robuster (s. u.) ist als der Bartlett-Test, sollte die Durchführung einer Varianzanalyse nicht allein davon abhängig gemacht werden, da dies möglicherweise eine ungerechtfertigte Ablehnung der Varianzanalyse bedeuten könnte. Um zu konservative Entscheidungen gegen die Durchführung einer Varianzanalyse zu vermeiden, sollte die Zellenbesetzung möglichst gleich sein bzw. ein Verhältnis von 4:1 der größten zur kleinsten Stichprobe nicht überschreiten. Allgemein gilt der F-Test als recht robust gegenüber Verletzungen seiner Voraussetzungen von Normalverteilung und Varianzhomogenität (insbesondere bei der Verletzung nur einer Voraussetzung) und ist umso robuster, je größer die Stichprobe ist (ab $n > 10$; Bortz, 1985) und je mehr sich die Stichprobengrößen einander angleichen (u. a. Ahrens & Läuter, 1974.). Finden sich bei ungleichen Stichproben größere Varianzen in der größeren Stichprobe, so kommt der F-Test zu konservativeren Entscheidungen, ist Varianz in kleinen Stichproben größer, ist die Entscheidung liberaler (Bortz, 1985). In der Regel ist zu erwarten, daß parametrische Test eher an Teststärke verlieren und zu konservativen Entscheidungen führen, wenn die Voraussetzungen verletzt sind (Bortz, Lienert & Boehnke, 1990). Besteht Unsicherheit über die Erfüllung der Voraussetzungen, sind die Stichprobengrößen klein und ungleich, empfiehlt sich als Prüfgröße statt des zumeist üblichen Wilks-Lambda das Kriterium nach Pillais, das als robuster gilt (Tabachnik & Fidell, 1989).

Wie Ahrens und Läuter (1974) hervorheben, sind in der Praxis kaum jemals alle Kriterien exakt erfüllt, was wohl insbesondere für nicht-experimentelle oder nur quasi-experimentelle Untersuchungen gilt (dazu Haining, 1990). Zusammenfassend kommen beide Autoren (1974) zu dem Schluß, daß nicht jede Verletzung der Voraussetzungen zu "grotesken Verzerrungen in den praktischen Schlußfolgerungen führt, sondern vielmehr die Hauptresultate der Analyse zumindest in ihren wesentlichen Tendenz auch bei vorhandenen Abweichungen richtig bleiben" (S. 182) und bemerken, daß "jeder Statistiker, der aus Erfahrung weiß, wie wenig echte Begründungen man für die Wahl einer bestimmten Irrtumswahrscheinlichkeit hat, [...] einsehen [wird], daß ein derartiges Abgleiten der Irrtumswahrscheinlichkeit (statt 5% Niveau, 2% oder 8% Niveau) [bei Voraussetzungsverletzungen] nicht den Zusammenbruch der gesamten Analyse bedeutet." (S. 182).

Die Zellenbesetzung ist für den geplanten varianzanalytischen Vergleich von Singles und Paarpersonen unter Berücksichtigung des Geschlechts zufriedenstellend (s. Häufigkeitsverteilung unter Abschnitt 4.3.1.4.). Die Zellenbesetzungen für die differenzierte Betrachtung der Subgruppen (freiwillige und unfreiwillige Singles, verheiratete und unverheiratete Paarpersonen) ist nur gerade noch als ausreichend zu bezeichnen (s. dazu Häufigkeitsverteilung unter Kap. 5.1.); hier beträgt das Verhältnis der am stärksten besetzten Zelle der männlichen Singles zu der am geringsten besetzten Zelle der männlichen Paarpersonen 1.3:1, so daß eine varianzanalytische Berechnung trotz ungleicher Zellenbesetzung noch gerechtfertigt erscheint. Vorsichtshalber soll hier neben Wilks Lambda auch der robustere Test nach Pillais berechnet werden. Sollten die Ergebnisse divergieren, wird dies vermerkt.

Um die Skalen auf Normalverteilung zu überprüfen wurden Kolmogorov-Smirnov-Test gerechnet. Über die gesamte Stichprobe hinweg sind etliche Skalen nicht normalverteilt, was aber aufgrund der prognostizierten Unterschiede innerhalb der Gesamtstichprobe zu erwarten war. Unter den vier Faktorstufen entspricht die Verteilungsform der meisten Skalen der Normalverteilung. Nicht normalverteilt sind insbesondere die Merkmale, die nur mittels 1-Item-Messung erfaßt wurden (Glücklich, Einsamkeit, Freunde, Treffhäufigkeit, Attraktivität), die Merkmalen des Sexualverhaltens wie der Index der Soziosexuellen Orientierung, die Anzahl der Sexualpartner und die sexuelle Zufriedenheit, zudem die Skala Eros bei den Paar-Frauen (rechtssteile Verteilung) und vor allem die Geschlechtsrollenorientierung bei Single-Frauen, Paar-Männern und Paar-Frauen (linkssteile Verteilung). Der Blick auf die Mittelwerte in Tab 4. macht deutlich, daß dieser bei der Geschlechtsrollenorientierung sehr gering ist, die Probanden aller Gruppen im Durchschnitt also recht liberale Einstellungen haben (s. dazu die Diskussion in Punkt 5.4.8.).

Darüber hinaus wurde die Verteilungsform auch noch einmal getrennt für männliche und weibliche freiwillige bzw. unfreiwillige Singles und für männliche und weibliche verheiratete bzw. unverheiratete Paarpersonen überprüft. Die untersuchten Skalen sind auf allen diesen Faktorstufen normalverteilt, mit Ausnahme der Geschlechtsrollenorientierung, die bei unfreiwilligen Single-Frauen ($K-S-Z=1.411$, $P<.05$) und unverheirateten Paar-Frauen ($K-S-Z=1.461$, $p<.05$) nicht normalverteilt ist.

Die Homogenität der Dispersionen der untersuchten Merkmale wurde mit Hilfe des Box-M-Tests überprüft, sofern multivariate Analysen durchgeführt werden sollen, mit Hilfe des Levene-Test, wenn univariate Analysen geplant sind. Mit wenigen Ausnahmen sind die

Varianz-Kovarianz-Matrizen unter den vier Faktorstufenkombinationen (Single-Männer, Single-Frauen, Paar-Männer, Paarfrauen) homogen, wird das für den sensiblen Box-M-Test empfohlene Signifikanzniveau von $p < .001$ zugrundegelegt. Keine Homogenität der Varianzen besteht bei den Merkmalen von Glück und Einsamkeit, den meisten Einstellungsmerkmalen und den Merkmalen des Sexualverhaltens, wie der Soziosexuellen Orientierung und der Anzahl bisheriger Sexualpartner. Damit ist für diese Variablen die Voraussetzung der Dispersionsgleichheit strenggenommen nicht erfüllt. Bei genauerer Betrachtung der Varianzen ist allerdings festzustellen, daß bei den Merkmalen von Glück und Einsamkeit sowie den Merkmalen des Sexualverhaltens die Varianz mit der Zellenbesetzung positiv korrespondiert (also in den geringer besetzten Zellen auch die Varianzen jeweils kleiner sind und umgekehrt), so daß der F-Test wenn, dann zu konservativeren Entscheidungen führen sollte. Allein bei den Einstellungsmerkmalen ist dies nicht so.

Die Gleichheit der Dispersion wurde ebenfalls noch einmal für das Varianzanalyse-Design der vier Subgruppen (freiwillige und unfreiwillige Singles, verheiratete und unverheiratete Paarpersonen) und des Geschlechts als feste Faktoren überprüft (also für 8 Faktorstufenkombinationen). Hier sind es dieselben Variablen, bei denen die Dispersion nicht gleich ist.

4.3.4.2 Vergleich der Merkmalsstruktur bei Singles und Paaren

Zur Überprüfung der Strukturähnlichkeit des Merkmalsverständnisses bei Singles und Paaren kann zum einen die Interkorrelationen zwischen den einzelnen Merkmalen betrachtet werden, zum anderen die latenten Dimensionen hinter diesen einzelnen Merkmalen, also die Faktorenstruktur. Der Vergleich von Faktorenlösungen kann sich allein auf das Muster der Korrelationen von Variablen und Faktoren, aber auch auf das Muster und die Höhe der Korrelationen zwischen den Faktoren beziehen (Tabachnick & Fidell, 1989). Dazu sollte, wenn möglich, die Faktorenlösung mittels derselben Prozeduren gewonnen werden (so sollte über die selben Variablen faktorisiert werden, das selbe Extraktionskriterium und die selbe Rotationsmethode angewendet werden). Anhand der Markervariablen wird bestimmt, welche Faktoren miteinander verglichen werden. Die Lösungen werden darauf hin untersucht, ob über beide Gruppen die gleiche Anzahl von Faktoren generiert wurde, nahezu die selben Variablen hoch auf den zu vergleichenden Faktoren laden, die Faktoren in beiden Gruppen eine ähnlich hohe Varianz aufklären und die entsprechenden Faktoren sinnvoll gleich bezeichnet werden können (Tabachnick & Fidell, 1989; Irvine & Carroll, 1980).

Können diese Fragen bejaht werden, sind nach Tabachnick und Fidell (1989) weitere statistische Analysen unnötig.

Harman (1967) schlägt einen einfachen Index³⁹ nach Wrigley und Neuhaus (der auch Tucker's Kongruenzkoeffizienten ähnelt) vor, der es erlaubt, den Grad der Faktorähnlichkeit von identischen Variablen bei zwei Stichproben rechnerisch zu vergleichen. Wie bei der ähnlichen Produkt-Moment-Korrelation kann der Index Werte zwischen +1 bis -1 erreichen, wobei ein Wert von 0 keine Übereinstimmung angibt. Bei Werten von .99 bis .93 könnten die Faktoren nach Tucker als kongruent bezeichnet werden, bei Werten unter .46 könne nicht mehr von Übereinstimmung gesprochen werden. Nach Hair et al. (1995) bietet auch eine verhältnismäßig einfache Methode immerhin eine gewisse objektive Basis für einen Vergleich.

Es werden jeweils zwei Faktorenanalysen (PCA mit Varimax-Rotation) getrennt über die Gruppen der Singles und der Paarpersonen gerechnet und die Faktorstruktur bei Singles und Paaren per Augenschein und statistisch unterstützt durch den oben beschriebenen Kongruenz-Index verglichen. Bei diesem Schritt geht es zunächst nur um den formalen Strukturvergleich, nicht um die inhaltliche Interpretation der ermittelten Dimensionen. Da hier der Strukturvergleich in erster Linie zur Absicherung der Ähnlichkeit des Konstruktverständnisses bei Singles und Paaren dienen soll, um im weiteren Niveauvergleiche der Merkmalsausprägung durchführen zu können, d. h. ein mit einer Kreuzvalidierung vergleichbarer Fall vorliegt, erscheint ein Vergleich der Faktorstruktur per Augenschein, unterstützt durch die Berechnung eines einfachen Index, als ausreichend.

Tabellen rotierten Faktorlösungen getrennt für Singles und Paare in Tab. 8a-8d.

Merkmalsstruktur: Glück, Einsamkeit und soziale Beziehungen

In der Korrelationsmatrix der Merkmale des Wohlbefindens finden sich keine auffallenden Unterschiede zwischen Singles und Paarpersonen, wohl aber bei den Korrelationen dieser Merkmale mit den Merkmalen des sozialen Netzes "Anzahl der Freunde" und "Treffhäufigkeit". Beide hängen sowohl bei Singles als auch bei Paaren zusammen, korrelieren aber nur bei Singles positiv mit dem Glücklichein, negativ mit Einsamkeit und Isolation. Der

³⁹

$$\Phi_{pq} = \frac{\sum_{j=1}^n a_{jp} * a_{jq}}{\sqrt{\sum_{j=1}^n a_{jp}^2 * \sum_{j=1}^n a_{jq}^2}}$$

divergierende Zusammenhang ist gleichwohl nicht überraschend, verfügen doch Paarpersonen außer über ein soziales Netzwerk von Freunden und Verwandten darüber hinaus noch über einen Partner, so daß ihr Wohlbefinden nicht allein mit ihrem sonstigen sozialen Netzwerk zusammenhängt.

Die Merkmale des Wohlbefindens wurden getrennt für Singles und Paare faktorisiert (PCA mit Varimax-Rotation; Fall:Variablen-Verhältnis mind. 13:1; s. Tab. 8a). In beiden Gruppen werden zwei Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert, die zusammen fast 68% (bei Singles) bzw. gut 60% (bei Paarpersonen) der Varianz aufklären. Auf dem jeweils ersten Faktor laden die Merkmale von Glück und Einsamkeit, auf dem jeweils zweiten Faktor die beiden Merkmale der sozialen Beziehung klar und eindeutig. Der Kongruenzkoeffizient beträgt .99 für die Übereinstimmung der beiden ersten Faktoren, .93 für die Übereinstimmung der beiden zweiten Faktoren. Die Struktur der Merkmale ist damit in beiden Gruppen offensichtlich sehr ähnlich.

Tab. 8a. Rotierte Komponentenmatrix der Merkmale des Wohlbefindens und der Sozialen Beziehungen

Merkmal	Singles		Paare		Gesamt	
	1. Faktor	2. Faktor	1. Faktor	2. Faktor	1. Faktor	2. Faktor
Glücklich	,719	,252	,762	,108	,794	,160
Lebenszufrieden	,871	-,004	,827	,008	,848	,002
Einsamkeit	-,757	-,282	-,709	,124	-,817	-,006
Isolation	-,819	-,233	-,719	-,143	-,816	-,182
Freunde	,231	,771	,006	,805	,165	,778
Treffen	,01	,825	,004	,798	,004	,839
Varianzaufklär.	59,2%	17,4%	39,2%	21,3%	48%	20%

Anm: Singles n=89; Paarpersonen n=78, Gesamtstichprobe n=167

Die jeweils höchsten Ladungen sind hervorgehoben.

Merkmalsstruktur: Bindungstil, Liebesstil, Romantizismus, Konfliktreaktion Verlassen

Zunächst wurden die Interkorrelationen zwischen den Merkmalen des Bindungs- und Liebesvermögens getrennt für Singles und Paaren berechnet. Die Korrelationsmatrix der Merkmale des Bindungs- und Liebesvermögens deutet auf gewisse Strukturunterschiede bei Singles und Paaren hin. So hängen u. a. Eros und Romantizismus bei den Paaren deutlich negativ mit Angst zusammen, nicht aber bei den Singles. Ebenso hängt Agape bei den Paaren deutlich negativ mit Vermeidung zusammen, was sich ebenfalls nicht bei den Singles zeigt. Dafür hängt bei den Singles Mania stark mit Angst zusammen, bei den Paaren ist die Korrelation augenscheinlich niedriger. Bei den Paaren hängt Agape eher mit Romantizismus zusammen, bei den Singles hingegen mit Mania.

Zur weiteren Überprüfung der Strukturäquivalenz wurden die Merkmale für Singles und Paare getrennt faktorisiert (Fall:Variablen-Verhältnis mind. 7.8:1; s. Tab. 8b). Sowohl bei Singles als auch bei Paaren werden vier Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert, jedoch legen beide Eigenwertverläufe die Extraktion von 2 Faktoren nahe. Mit Ausnahme von Storge bei den Singles laden alle Skalen mit $a > .4$ auf einem Faktor, wobei allerdings einige (inverse) Doppelladungen auftreten (bei den Singles Agape, bei den Paaren Vermeidung, Agape und Romantizismus). Auffälligster Unterschied ist die Ladung der beiden Bindungsskalen: Bei den Singles laden Angst und Vermeidung deutlich positiv auf zwei verschiedenen Faktoren, bei den Paaren positiv auf einem gemeinsamen Faktor, wobei zudem Vermeidung als Doppelladung noch einmal negativ auf dem 2. Faktor lädt. Augenscheinlich findet sich dennoch eine weitgehende Entsprechung der Faktorstruktur bei Singles und Paaren. Der Kongruenz-Index zeigt für den 1. Faktor der Singles und den 2. Faktor der Paare eine Übereinstimmung von $.77$, für den 2. Faktor der Singles und den 1. der Paare eine Übereinstimmung von $.84$. Damit kann zwar nicht von vollständiger Merkmalskongruenz, jedoch von einer akzeptablen Strukturäquivalenz bei Singles und Paaren bezüglich des Bindungs- und Liebesvermögens ausgegangen werden.

Tab. 8b. Rotierte Komponentenmatrix der Merkmale des Bindungs- und Liebesvermögens

Merkmal	Singles		Paare		Gesamt	
	1. Faktor	2. Faktor	1. Faktor	2. Faktor	1. Faktor	2. Faktor
Angst	,762	,006	,801	,367	,402	,724
Vermeid.	,177	,668	,615	-,473	,743	,006
Eros	-,297	-,354	-,581	-,008	-,414	-,309
Ludus	-,259	,526	,524	-,190	,556	-,137
Storge	,341	-,304	-,007	,450	-,356	,297
Pragma	,535	,006	-,117	,412	-,009	,474
Mania	,768	,002	,239	,711	-,007	,742
Agape	,534	-,447	-,422	,620	-,553	,472
Romantiz.	,102	-,519	-,685	,425	-,657	,106
Exit	,154	,779	,578	-,233	,708	,150
Varianzaufklärung	21,45%	19,57	30,49%	15,37%	25,75%	17,6%

Anm: Singles n=89; Paarpersonen n=78, Gesamtstichprobe n=167
Die jeweils höchsten Ladungen sind hervorgehoben.

Merkmalstruktur: Lebensplan, Maskulinität/Feminität, Einstellung zur Geschlechtsrolle und Soziale Dominanz, Orientierung

Der Vergleich der Korrelationsmatrizen von Singles und Paarpersonen offenbart, daß die Maskulinität bei Singles signifikant positiv mit der Feminität und negativ mit dem Lebensplan Ehe und der Geschlechtsrollenorientierung korriert, bei den Paarpersonen jedoch keine signifikanten Zusammenhänge bestehen. Zudem hängt der Beruf bei den Paarpersonen negativ mit dem Lebensplan Elternschaft zusammen, nicht aber bei den Singles.

Um festzustellen, ob sich die Merkmalsstruktur bei Singles und Paarpersonen ähnelt, wurden wieder getrennte Faktorenanalysen über beide Gruppen gerechnet (Fall: Variablen-Verhältnis mind. 11:1; s. Tab. 8c). Es werden jeweils 3 Faktoren mit einem Eigenwert $>.1$ extrahiert, die augenscheinlich in beiden Gruppen einen annähernd gleichen Prozentanteil der Varianz aufklären. Bei den Paaren laden alle Variablen eindeutig auf einem der drei Faktoren (alle a mind. $>.45$) mit Ausnahme des Berufs, bei dem eine gewisse Doppelladung festzustellen ist. Bei den Singles laden ebenfalls alle Merkmale mit $a >.45$ auf einem der Faktoren, wobei sowohl bei der Maskulinität als auch der Feminität Doppelladungen auftreten. Insgesamt besteht offenbar eine recht deutliche Strukturäquivalenz der Merkmale bei Singles und Paarpersonen. Die Übereinstimmung beträgt zwischen dem 1. Faktor der Singles / dem 2. Faktor der Paare $.87$, zwischen dem 2. Faktor der Singles / dem 1. Faktor der Paare $.93$ und dem 3. Faktor der Singles / dem 3. Faktor der Paare $.87$. Damit kann auch in Bezug auf die Einstellung- und Werthaltung von einer weitgehend ähnlichen Merkmalsstruktur bei Singles und Paaren ausgegangen werden.

Tab. 8c. Rotierte Komponentenmatrix der Merkmale von Einstellung und Werthaltung

Merkmal	Singles			Paare		3. Faktor
	1. Faktor	2. Faktor	3. Faktor	1. Faktor	2. Faktor	
Beruf	,179	,003	,827	-,424	-,002	,691
Elternschaft	-,009	,824	,131	,848	-,162	,004
Ehe	,247	,639	-,301	,763	,366	,006
GRO.	,753	,269	-,209	,003	,831	-,000
Maskulinität	-,473	,007	,677	,139	,003	,879
Feminität	-,454	,450	,132	,452	-,178	-,010
Soz. Dominanz	,737	-,116	,191	-,145	,798	,002
Var. aufklärung	26,56%	20,15%	15,73%	25,88%	21,79%	16,80%

Anm: Singles n=89; Paarpersonen n=78, Gesamtstichprobe n=167

Die jeweils höchsten Ladungen sind hervorgehoben.

Merkmalsstruktur: Partnerwahl- und Sexualverhalten

Hier wurde sowohl die Merkmalsstruktur aller 21 Partnermerkmale als auch die Struktur der weiteren Merkmale des Partnerwahl- und Sexualverhaltens bei Singles und Paaren verglichen.

Zunächst wurden die Interkorrelationen zwischen allen 21 Merkmalen getrennt für Singles und Paarpersonen berechnet. Die Korrelationen bewegen sich durchweg im unteren oder höchstens mittleren Bereich. Der Zusammenhang der Merkmale "gleicher religiöser Hintergrund" und "keine sexuelle Erfahrung" bei den Paarpersonen ist mit $r=.53$, $p<.01$ der stärkste. Insgesamt bestehen keine sehr auffälligen Unterschiede in den Korrelationsmatrizen der 21 erwünschten Partnermerkmale zwischen Singles und Paarpersonen, wobei gerade der oben aufgeführte Zusammenhang nicht bei den Singles zu finden ist ($r=.17$, ns.). Ebenfalls recht stark korrelieren bei den Paarpersonen die Merkmale "Bildung und Intelligenz" mit "sexueller Anziehungskraft" ($r=.41$, $p<.01$), die ebenfalls keine Äquivalenz bei den Singles aufweist ($r=-.05$, ns.). Umgekehrt hängen bei den Singles "Bildung und Intelligenz" mit "gleicher politischer Hintergrund" zusammen ($r=.41$, $p<.01$), nicht aber bei den Paarpersonen ($r=.15$, ns.) sowie "Stabilität und Reife" mit "gegenseitiger Anziehung/Liebe" ($r=.31$, $p<.01$), die wiederum nicht bei den Paarpersonen ($r=-.09$, ns.) korrelieren.

Getrennte Faktorenanalysen über die Gruppen der Singles und Paarpersonen sind aufgrund des ungünstigen Fall:Variablen-Verhältnisses problematisch (bei Singles 4.2:1; bei Paarpersonen 3.7:1). Da die Analysen jedoch in erster Linie im Sinne einer Kreuzvalidierung zu verstehen sind, und eine gemeinsame Faktorenlösung von Singles und Paaren angestrebt wird, wurden die 21 erwünschten Partnermerkmale dennoch zunächst getrennt über beide Gruppen faktorisiert, um auffällige Ungleichheiten in der Merkmalsstruktur aufdecken zu können (s. Tab. 8d).

Sowohl bei Singles als auch bei Paaren werden jeweils 7 Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert, die zusammen bei den Singles 64,6%, bei den Paaren 64,2% aufklären. Beide Eigenwertverläufe legen die Extraktion von 2 Faktoren nahe, die allerdings zusammen jeweils nur noch ca. 31% der Varianz aufklären. Zwischen den beiden ersten Faktoren besteht eine Kongruenz von .92, zwischen den beiden zweiten Faktoren eine Kongruenz von .83. Damit kann die Struktur der erwünschten Partnermerkmale bei Singles und Paaren als annähernd gleich bezeichnet werden.

Tab. 8d. Rotierte Komponentenmatrix der erwünschten Partnermerkmale

Merkmal	Singles		Paare	
	1. Faktor	2. Faktor	1. Faktor	2. Faktor
Hausmann/frau	,483	-,130	,580	-,175
angenehmes Wesen	,233	,505	,006	,338
Geselligkeit	,173	,677	,007	,526
vergleichbare Bildung	,440	,147	,472	,399
Eleganz/Gepflegtheit	,354	,426	,276	,542
ges. finanz. Zukunft	,748	,004	,641	,009
keine sex. Erfahrung	,003	-,455	,101	-,246
vertrauensw. Charak.	,376	,132	,005	,449
Stabilität/Reife	,542	,009	,497	,336
Wunsch n. Heim/Kind	,355	,004	,577	-,002
anges. sozialer Status	,627	,008	,766	,251
gutes Aussehen	-,139	,465	,001	,290
gl. rel. Hintergrund	,314	-,470	,379	-,354
Ehrgeiz/Fleiß	,684	,004	,699	-,002
gl. pol. Hintergrund	,458	-,242	,377	-,224
Anziehung/Liebe	,156	,314	-,163	-,01
Gesundheit	,166	,376	,448	,101
Bildung/Intelligenz	,587	,006	,420	,547
verantw. Persönlichk.	,582	,172	,452	,460
Sinn für Humor	,009	,662	-,215	,590
sex appeal	-,007	,691	,001	,593
Varianzaufklärung	18,34%	12,38%	19,81%	10,97%

Anm: Singles n=89; Paarpersonen n=78, Gesamtstichprobe n=167

Die jeweils höchsten Ladungen sind hervorgehoben.

Die Korrelationsmatrix weiterer Merkmale des Partnerwahl- und Sexualverhaltens macht deutlich, daß die Attraktivität bei den Singles positiv, bei den Paarpersonen negativ mit der Soziosexuellen Orientierung korreliert. Bei den Singles sind also diejenigen, die sich selbst attraktiver fühlen, auch sexuell freizügiger, bei den Paarpersonen verhält es sich genau umgekehrt. Wie Hair et al. (1995) in einem ähnlichen Zusammenhang feststellen, beeinträchtigen inverse Zusammenhänge jedoch nicht die Merkmalsstruktur als solche. Auf eine Faktorisierung wird aufgrund der geringen Variablenanzahl verzichtet. Insgesamt weist die Merkmalsstruktur in Bezug auf das Partnerwahl- und Sexualverhalten bei Singles und Paaren weitgehende Äquivalenz auf.

4.3.4.3 *Schlußfolgerung für die Durchführung der geplanten Analysen*

Insgesamt sind die Voraussetzung sowohl für die geplanten Faktorenanalysen als auch die Varianzanalysen weitgehend erfüllt bzw. erscheint die Durchführung der geplanten Analysen trotz einiger Verletzungen der Voraussetzungen als unbedenklich. Bei Singles und Paaren kann von weitgehender Strukturäquivalenz der Merkmale ausgegangen werden, was als Hinweis dafür gewertet werden kann, daß sie über ein grundsätzlich ähnliches Merk-

malsverständnis verfügen. Daher können im weiteren mögliche Unterschiede in der Merkmalsausprägungen analysiert werden.

4.4 Zusammenfassung

Zur Analyse der Singles im Vergleich zu Paaren soll eine Fragebogen-Untersuchung durchgeführt werden. Das Verfahren scheint geboten, um möglichst ein umfassendes Bild der bisher kaum empirisch untersuchten Singles zu gewinnen, gleichzeitig aber den Bezug zu anderen Untersuchungen der Beziehungsforschung zu gewährleisten. Daher wurde, wenn möglich, auf bewährte und teststatistisch überprüfte Verfahren zurückgegriffen. Da jedoch das Thema Beziehungen, das auch vom Wandel des Geschlechterverhältnisses mitgeprägt ist, erst seit wenigen Jahren in den Fokus der sozialpsychologischen Forschung gerückt ist, sollen wenn möglich, junge Meßinstrumente eingesetzt werden, die aber z. T. bisher nur im amerikanischen Original vorliegen. Diese Skalen wurden zugunsten der Aktualität in eigener Übersetzung verwendet und in zwei Voruntersuchungen auf ihre teststatistische Güte auch bei einer deutschen Stichprobe von Singles hin überprüft. Die inneren Konsistenzen und die Faktorenstrukturen der Skalen erweisen sich als so zufriedenstellend, daß auf die Möglichkeit der Bildung von Kurzskalen für die Hauptuntersuchung zurückgegriffen wurde. Das Ziel der Arbeit, Singles in einem möglichst breiten Merkmalsbereich mit Paaren zu vergleichen, verlangt nach einer ganzen Reihe von Meßinstrumenten, bringt aber gleichzeitig das Problem des Umfang des Gesamtfragebogens mit sich; die Verwendung von reliablen Kurzskalen erscheint daher eine angemessene Lösung zu sein.

Für die Hauptuntersuchung wurden insgesamt 500 Fragebögen an Singles und Paare verteilt; die Daten von 167 (89 Singles, 78 Paarpersonen) Personen konnten anschließend in die Analyse eingehen. Den Probanden waren Skalen zu den in Liste 1 abgebildeten Merkmalsbereichen vorgelegt worden. Insgesamt ist die Güte der verwendeten Skalen sehr überzeugend. Die internen Konsistenzen aller Skalen sind bis auf zwei Ausnahmen recht hoch und lassen sich faktorenanalytisch sehr gut nachvollziehen; die Items laden durchgehend eindeutig und am höchsten auf den ihnen von den Testautoren zugeordneten Skalen. Damit kann die weitere Datenanalyse mit homogenen, gut konstruierten und auch für die vorliegende Stichprobe überprüften Skalen erfolgen.

Geplant ist der Vergleich von Singles und Paarpersonen mit Hilfe von Faktorenanalysen (zur Analyse der Merkmalsstruktur und zur Merkmalsreduzierung) und mittels Varianzanalysen (zum Vergleich der Merkmalsausprägung). Die Voraussetzung für die geplanten

Verfahren können insgesamt als erfüllt betrachtet werden bzw. erscheint ihre Durchführung unbedenklich. Die Merkmalsstruktur bei Singles und Paaren ist weitgehend äquivalent. Die Interkorrelationen zwischen den einzelnen Skalen sind mit wenigen Ausnahmen nicht sehr hoch. Sequenzeffekte treten über den ganzen Fragebogen hinweg nicht auf.

Liste 1: Untersuchte Merkmale und Meßinstrumente

- **demographische Merkmale:** (eigene Fragen)
- **Bindungs- und Liebesvermögen:**
 - **Merkmale der Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Beziehungsstatus:** Beschreibung des Beziehungsstatus, Stellenwert einer Partnerschaft und bisherige Beziehungserfahrung (eigene Frage)
 - **Glück und Lebenszufriedenheit:** Selbsteinschätzung des aktuellen Lebensglücks und Lebenszufriedenheits-Skala des FPI-R (Fahrenberg, Hampel & Selg, 1989)
 - **Einsamkeit und Isolation:** Selbsteinschätzung der empfundenen Einsamkeit und KSE (Lamm & Stephan, 1986; Stephan & Fäth, 1989)
 - **Anzahl und Häufigkeit von Sozialkontakten:** Angabe der Anzahl von Freunden, Verwandten und Bekannten sowie der Treffhäufigkeit (eigene Fragen)
 - **Bindungsstile:** Skalen zur Erfassung der Bindungsrepräsentation (Grau, 1999)
 - **Liebesstile:** MEIL (Bierhoff, Grau & Ludwig, 1993)
 - **Romantizismus:** Romantizismus Skala (nach Sprecher & Metts, 1989)
 - **Konfliktreaktion Exit:** Skala Exit des Fragebogens zu Konfliktreaktionen (nach Rusbult, Johnson & Morrow, 1986)
- **Einstellungen und Werthaltung:**
 - **Kinder- und Heiratswunsch; persönlicher Lebensplan:** eigene Fragen und Lebensplan-Skala (nach Amatea et al., 1986)
 - **Einstellung zur Geschlechtsrolle:** Skala zur normativen Erfassung der Geschlechtsrollenorientierung (Krampen, 1983)
 - **Geschlechtsstereotype Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Femininität:** GPEAQ Skalen M+ und F+ (Runge et al, 1981)
 - **Soziale Dominanz Orientierung:** Skala der Sozialen Dominanz (nach Pratto et al., 1994)
- **Partnerwahl- und Sexualverhalten:**
 - **Erwünschte Partnermerkmale / globales Anspruchsniveau:** Liste mit 21 erwünschten Partnermerkmalen (nach Buss & Barnes, 1986)
 - **Selbsteingeschätzte Attraktivität:** 1-Item-Messung (eigene Frage)
 - **Soziosexuelle Orientierung:** Skala zur Erfassung der Soziosexuellen Orientierung (nach Simpson & Gangestad, 1991); **Anzahl bisheriger Sexualpartner** und **Sexuelle Zufriedenheit**

5 Ergebnisse: Der Vergleich von Singles und Paaren

In den folgenden Kapiteln werden die Ergebnisse zur Leitfrage der Arbeit, ob sich Singles von Paarpersonen unterscheiden, dargestellt. Grundlage sind die Daten der bereits im Methodenteil vorgestellten insgesamt 167 Befragten der Hauptuntersuchung. Die Darstellung erfolgt getrennt für die drei Merkmalsblöcke Einstellung und Werthaltung, Bindungs- und Liebesfähigkeit und Partnerwahl- und Sexualverhalten. Bevor im weiteren einige demographische Merkmale beschrieben werden, wird zunächst die vorgeschlagene Differenzierung der Singles in freiwillige und unfreiwillige Singles und die der Paarpersonen in konventionelle und unkonventionelle Lebensformen nachvollzogen, um im weiteren Parallelen oder Divergenzen zwischen verschiedenen Subgruppen von Singles und Paaren überprüfen zu können. Zusammenfassende Ergebnistabellen finden sich jeweils am Ende der Darstellung eines Variablenblocks, ebenso Profile aller Subgruppen auf einen Blick.

Zur Beantwortung der Hypothesen über Unterschiede zwischen Singles und Paaren in der Ausprägung verschiedener Merkmale und zur Kontrolle eines möglichen, modifizierenden Einflusses des Geschlechts und des Alters der Probanden wurde über jede Variable bzw. jeden Variablenblock zunächst jeweils immer eine uni- bzw. multivariate Kovarianzanalyse mit dem Beziehungsstatus Single bzw. Paarperson und dem Geschlecht als unabhängige Variablen und dem Alter als Kovariate gerechnet. Nun wäre es möglich, daß sich Singles und Paare auf den ersten Blick betrachtet nicht voneinander unterscheiden, wohl aber Differenzen zwischen Subgruppen von Singles und Paaren bestehen. Effekt innerhalb dieser Gruppen könnten Effekt zwischen den Gruppen der Singles und Paare verdecken. So ist dargelegt worden, daß die behaupteten Differenzen zwischen Singles und Paaren vielleicht auf Differenzen in bestimmten Extremgruppen (z. B. zwischen freiwilligen Singles und verheirateten Paaren) zurückgeführt werden können, oder auf solche zwischen unkonventionellen und konventionellen Lebensformen. In einem zweiten Schritt wird deshalb die Gruppe der Singles differenzierter betrachtet, um etwaige Unterschiede zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles zu ermitteln; dieselbe Varianzanalyse wird nur über die Gruppe der Singles gerechnet. Um mögliche Divergenzen und Parallelen zwischen den Subgruppen von Singles (freiwillige und unfreiwillige) und Paaren (nichtverheiratete und verheiratete) zu überprüfen, wird in einem dritten Schritt dieselbe multivariate Varianzanalyse statt mit dem Faktor Beziehungsstatus mit noch einmal mit dem Faktor "Subgruppen" gerechnet; auftretende Gruppenunterschiede wurden mit Hilfe von konservativen Scheffé-Test und ggf. auch mit weniger konservativen Student-Newmann-Keuls-Tests (S-

N-K-Test) post-hoc getestet. Es werden immer nur die Ergebnisse berichtet, die über die Ergebnisse der ersten multivariaten Varianzanalyse zur Leithypothese eines Unterschieds zwischen Singles und Paaren einen Informationsgewinn liefern. Die multivariaten F-Werte werden nach Wilks' Lambda, bzw. bei Unsicherheit über die Erfüllung der Voraussetzungen nach Pillais berechnet.

5.1 Subgruppen von Singles und Paaren

Die befragten Singles sollten sich selbst als freiwillige oder unfreiwillige Singles klassifizieren. Alle Probanden kamen dieser Aufforderung nach. Die Paarpersonen wurden gebeten, sich anhand ihres Familienstandes als Teil eines unverheirateten bzw. verheirateten Paares zu typisieren. Tabelle 9 führt getrennt für Männer und Frauen auf, wieviel Singles sich als freiwillig bzw. unfreiwillig bezeichnen und wieviel Paare verheiratet bzw. unverheiratet sind; der Prozentanteil jeder Subgruppe an der Gesamtstichprobe wird ebenfalls angegeben. Die Dauerhaftigkeit des Single-Daseins als zweites Klassifizierungsmerkmal wird detailliert unter dem Punkt "Bisherige Beziehungserfahrung und Stellenwert einer Partnerschaft" unter Punkt 5.3.1. besprochen, wo auch noch einmal die Freiwilligkeit zur Sprache kommen soll.

33 Singles bezeichnen sich selbst als *freiwillige* Singles (37% der Singles), 56 als *unfreiwillige* (63% der Singles). Diese Verteilung entspricht ziemlich genau der von Bachmann (1992) gefundenen, der 42% der von ihm untersuchten Singles als bindungsdesinteressiert bzw. bindungs-ambivalent einstufte. Inwieweit diese Verteilung der Verteilung in der Population entspricht, kann nur vage beurteilt werden. Es ist zu vermuten, daß sich unfreiwillige Singles zum Teil auch deshalb an der Untersuchung beteiligt haben, weil sie Aufschluß über ihre Person (ähnlich wie bei einem Psychotest in Frauenzeitschriften) oder Rat, wie sie einen Partner finden können, gesucht haben. Indizien für diese Vermutung sind diesbezügliche Nachfragen der Probanden, sowie eine dem Fragebogen beigeheftete Telefonnummer mit dem Kommentar „Suche Freundin“. Gleichzeitig jedoch ist denkbar, daß sich vor allem die unfreiwillige Singles ungern mit ihrem Status beschäftigen und daher bei einer Untersuchung mit dem Thema Singles gar nicht erst mitgemacht haben. Für Verzerrungen der Stichprobe im Vergleich zur Population gibt es also Argumente in beide Richtungen. Berücksichtigt man die Art der Rekrutierung bei der sich ein Großteil der Versuchspersonen vor allem aus Gefälligkeit bereit erklärt hat, teilzunehmen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Verteilung in der Stichprobe der in der Gesamtbevölkerung recht ähnlich ist.

Von den Paarpersonen sind 55 (70% der Paarpersonen) unverheiratet, 23 (30% der Paarpersonen) verheiratet. Vergleicht man dies mit dem Anteil Verheirateter der selben Altersgruppe in der Normalbevölkerung, so finden sich in dieser Stichprobe deutlich weniger verheiratete als in der Allgemeinbevölkerung zwischen 25 und 45 Jahren (Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend, 1999). Wie am insgesamt hohen Bildungsniveau der Stichprobe erkennbar (vgl. Kap. 5.2.), könnte diese Verschiebung schicht- bzw. milieubedingt erklärt werden.

Wertet man das „Verheiratet-Sein“ als Indiz für die Überzeugtheit, mit der jemand ein Paar ist, so ist der Anteil überzeugter, also freiwilliger Singles, fast genauso hoch wie der Anteil Verheirateter unter den Paarpersonen: Jeweils ca. 1/3 der Singles und der Paarpersonen ist von ihrem Status überzeugt. Zwischen Männern und Frauen gibt es keine Unterschiede in der Verteilung auf die vier Subgruppen. Insgesamt kann damit die Typisierung in freiwillige und unfreiwillige Singles gut nachvollzogen werden und für jeder Kategorie findet sich eine substantielle Anzahl von Personen.

Tab. 9. Häufigkeitsverteilung von freiwilligen und unfreiwilligen Singles und verheirateten und unverheirateten Paaren getrennt nach Geschlecht.

	Singles ($\underline{n}=89$)		Paarpersonen ($\underline{n}=78$)		gesamt
	freiwillige	unfreiwillige	unverheiratete	verheiratete	
Männer	17	27	25	10	79
Frauen	16	29	30	13	88
gesamt	33 (19.8%)	56 (33.5%)	55 (32.9%)	23 (13.8%)	167 (100%)

5.2 Demographische Merkmale

Im folgenden werden Singles mit Paarpersonen in einigen demographischen Merkmalen verglichen. Parallelen zwischen den vier Subgruppen werden ebenfalls überprüft und ggf. auftretende Geschlechtsunterschiede erwähnt. In Tab. 10 finden sich die erläuterten demographischen Variablen; angegeben sind jeweils die Prozent-Werte in Relation zur jeweiligen Substichprobe der Singles bzw. Paarpersonen, um einen Vergleich zu vereinfachen.

Die untersuchten Singles sind im Durchschnitt fast 33 (21-45) Jahre alt, die Paarpersonen 30 (21-49) Jahre alt. Die Varianzanalyse mit dem Status und dem Geschlecht als unabhängige Faktoren und dem Alter als abhängige Variable weist den Altersunterschied zwischen

Singles und Paaren als signifikant aus ($F(1(153))=7.149$, $p<.01$; $n=157$), Männer und Frauen unterscheiden sich nicht. Die unverheirateten Paarpersonen sind mit gut 28 Jahren signifikant jünger als die anderen drei Gruppen (alle $p<.05$). Der Altersunterschied zwischen Singles und Paaren ist absolut nicht sehr groß, dennoch bestärkt die signifikante Differenz die Berücksichtigung des Alters als Kovariate bei allen zukünftigen Analysen.

Die überwiegende Zahl der Singles ist ledig (83%), 15% sind geschieden (doppelt so viele Frauen wie Männer), ein Single ist verheiratet und eine Single-Frau verwitwert. Von den Paarpersonen sind 1/3 verheiratet, eine Paarperson ist geschieden. Damit unterscheiden sich Singles und Paare hoch signifikant in ihrem Familienstand ($\chi^2(3)=33.82$, $p<.000$). Männern und Frauen unterscheiden nicht in ihrem Familienstand, auch nicht freiwillige und unfreiwillige Singles.

Doppelt so viele Paarpersonen (27%) wie Singles (14%) haben Kinder ($\chi^2(1)=4.58$, $p<.05$), wobei dies bei den Singles vor allem die Frauen sind; freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht, die meisten Kinder haben mit Abstand die Verheirateten, die unverheirateten Paare haben nicht häufiger Kinder als die Singles. Dabei haben die Hälfte der Singles und fast alle Paarpersonen auch kleine Kinder unter 10 Jahren.

Der Familienstand und die Elternschaft schlagen sich in der Wohnsituation nieder: Über 2/3 der Singles wohnen allein, immerhin wohnen aber die übrigen mit anderen Personen zusammen (10 wohnen mit Freunden zusammen, 5 bei ihren Eltern, 7 Singles, ausschließlich weibliche, wohnen mit ihren Kindern zusammen). Bei den Paaren wohnen die meisten mit ihrem Partner, bzw. wenn sie Kinder haben, mit ihrer Familie zusammen; nur 15% der Paarpersonen wohnen allein, d. h., auch von den nichtverheirateten Paaren wohnt der überwiegende Teil mit dem Partner zusammen; hier ist die Wohnsituation von Männern und Frauen gleich. Generell besteht ein sehr signifikanter Unterschied in der Wohnsituation von Singles und Paaren ($\chi^2(5)=100.00$, $p<.000$), wobei sich freiwillige und unfreiwillige Singles nicht unterscheiden. Zwischen den Geschlechtern über beide Gruppen hinweg besteht ein tendenziell signifikanter Unterschied ($\chi^2(5)=11.60$, $p<.05$) in der Wohnsituation; Frauen wohnen vor allem häufiger allein mit ihren Kindern zusammen als Männer dies tun. Die Wohnsituation ist möglicherweise ein nicht unwichtiger Faktor, wenn es um die Lebenszufriedenheit und vor allem das Gefühl von Einsamkeit geht. Deshalb wird die Wohnsituation noch einmal zusammen mit dem Lebensglück und der Einsamkeit betrachtet.

Insgesamt bestehen deutliche Überschneidungen der Partnerlosen mit den Alleinstehenden und den Alleinwohnenden, gleichzeitig wird aber auch klar, daß diese Gruppen nicht identisch sind. Nur knapp 58% der Alleinstehenden (Ledigen) sind gleichzeitig partnerlose Singles, aber fast 85% der Alleinwohnenden dieser Altersgruppe sind partnerlose Singles, wobei umgekehrt auch 87% der Alleinwohnenden Singles sind. Offenbar ähneln Partnerlose des mittleren Erwachsenenalters wenn, dann eher denen, die allein wohnen, als denen, die ledig sind. Insgesamt sind nur 56 Probanden (63%) gleichzeitig partnerlos, ledig und alleinwohnend; darunter befinden sich nur 21 freiwillige Singles. Das heißt, Singles nach einer sehr engen Definition wären nur 24% der hier befragten Probanden (vgl. Punkt 1.1.1.).

57% der Singles haben Abitur oder ein abgeschlossenes Hochschulstudium. Bei den Paarpersonen sind dies sogar 77%. Nur 7% der Singles und 3 % der Paarpersonen haben einen Hauptschulabschluß. Insgesamt ist also das Bildungsniveau der Stichprobe recht hoch, die Paarpersonen haben dabei signifikant häufiger mindestens Abitur ($\chi^2(3)=13.449$, $p<.01$), wobei dieser Unterschied allein auf die sehr gute Bildung der nichtverheirateten Paarpersonen zurückzuführen ist. In der Schulbildung gibt es keine Geschlechterunterschiede.

Gleich viele Singles (77%) wie Paarpersonen (75%) sind berufstätig; ebensowenig unterscheiden sich alle vier Subgruppen sowie die Geschlechter in ihrer Berufstätigkeit. Entgegen den Erwartungen sind bei den Verheirateten die Frauen nicht seltener berufstätig als bei den Singles. Über beide Gruppen hinweg (nicht aber signifikant in den Subgruppen) zeigt sich ein Geschlechterunterschied bezüglich der Vollzeitbeschäftigung ($\chi^2(4)=12.00$, $p<.01$): etwas mehr Männer geben an, vollzeitbeschäftigt zu arbeiten oder Student zu sein, aber doppelt so viele Frauen sind halbtagsbeschäftigt und ausschließlich Frauen geben an, Hausfrau zu sein. Singles und Paarpersonen unterscheiden sich nicht hinsichtlich ihrer Vollzeitbeschäftigung.

Die Befragten kommen aus sehr unterschiedlichen beruflichen Bereichen. 23% der Singles und 48 % der Paarpersonen sind Akademiker, jeweils ca. 30% höhere Angestellte, 22% der Singles und 15% der Paarpersonen sind ausführende Büro-Angestellte, Beamte im mittleren Dienst, Handwerks- und Industriemeister sowie höher qualifizierte Fachkräfte. 12% der Singles und 4% der Paarpersonen sind Handwerker oder Arbeiter in der Industrie oder im Dienstleistungsbereich tätig und 15 Singles und 14 Paarperson sind Studenten. Was schon

die Schulbildung nahe legt, wird auch von den Berufen der Teilnehmer bestätigt - die Paarpersonen haben etwas bessere Berufe als die Singles. Sie sind häufig Akademiker, die Singles haben im Vergleich mehr Handwerksberufe oder sind ausführende Büroangestellte. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht, jedoch über beide Gruppen hinweg Männer und Frauen ($\chi^2(22)=36.896$, $p<.05$); Frauen haben häufiger Sozial- und Dienstleistungsberufe.

Vier Einkommensstufen wurde unterschieden: wenig verdienend (brutto <1400 DM pro Monat, hier wurde sich an dem offiziellen Mindesteinkommen orientiert), mäßig verdienend (zwischen 1400 und 4000 DM brutto im Monat), besser verdienend (zwischen 4000 und 6000 DM brutto im Monat) und sehr gut verdienend (über 6000 DM brutto im Monat). Knapp 20% der Singles verdienen nur wenig, liegen damit also an der offiziellen Armutsgrenze. Fast 42% verdienen mäßig, 18% sind Besserverdienende und 11% verdienen sehr viel. Bei den Paaren verdienen 28% nur wenig, dies sind aber zum großen Teil die Frauen, 41% verdienen mäßig, 23% besser und 8% sehr gut. Auffallend ist, daß unter den sehr gut Verdienenden bei den Paaren 5 Männer und nur 1 Frau anzutreffen sind, bei den Singles ist die Verteilung paritätisch, d. h., es gibt also bei den Singles auch einige sehr gut verdienende Frauen. Fast man die Abstufungen des Einkommens als Intervallskala auf und berechnet eine univariate Varianzanalyse mit Status und Geschlecht als unabhängige Faktoren und dem Alter als Kovariaten, so zeigt sich in der Tendenz der Mittelwerte, daß die freiwilligen Single-Männer am meisten verdienen, bei den Frauen dies aber die Gruppe der am geringsten Verdienenden ist (keine signifikanten Effekte außer dem Einfluß des Alters mit $F(1/145)=38.086$, $p<.001$).

Aus Einkommen und Schulbildung wurde eine zusammenfassende Variable "Ressourcen" gebildet, die im Sinne der Hypothese des strukturellen Machtungleichgewichts (s. Kap. 2.3.) das Potential eines Individuum widerspiegelt, an der gesellschaftlichen Macht zu partizipieren bzw. einen gesellschaftlich anerkannten Status zu erlangen. In der hier untersuchten Stichprobe verfügen die Paarpersonen eindeutig über mehr Ressourcen - in der Varianzanalyse über die Ressourcen mit dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht als unabhängige Variablen und dem Alter als Kovariaten zeigt sich ein signifikanter Haupteffekt der Beziehungsstatus ($F(1/145)=8.00$, $p<.01$); das Geschlecht hat weder allein noch als Wechselwirkungseffekt einen Einfluß. Ganz im Gegensatz zur Behauptung, Singles seien in Bezug auf Einkommen und Bildung ausgesprochen ressourcenstark und wollten Singles bleiben, um von ihrem Wohlstand nichts abgeben zu müssen (s. Punkt 2.2.2.), haben im

Profil der Mittelwerte auch die freiwilligen Single-Männer und Frauen nur geringe Ressourcen, ähnlich wie die verheirateten Frauen. Am ressourcenstärksten von allen erweisen sich die unverheirateten Paar-Frauen, gefolgt von den verheirateten und unverheirateten Paar-Männern.

32% der Singles geben an, keiner Konfession zuzugehören, bei den Paarpersonen sind dies weniger als halb so viele (14%). Letztere sind wesentlich häufiger katholisch (54% der Paarpersonen im Vergleich zu 32% der Singles); in beiden Gruppen ist jeweils ein Drittel evangelisch (36% der Singles, 31% der Paarpersonen). Jeweils eine Person in jeder Substichprobe gibt an, einer anderen Religion anzugehören. Die Differenz der Häufigkeitsverteilungen zwischen Singles und Paarpersonen in Bezug auf ihre Konfessionszugehörigkeit ist statistisch signifikant ($\chi^2(2)=10.67$, $p<.01$); auffallend viele Konfessionslose finden sich unter den unfreiwilligen Singles (männlichen wie weiblichen), die sich jedoch knapp nicht signifikant von den freiwilligen Singles unterscheiden. Zwischen Männern und Frauen besteht kein signifikanter Unterschied. Bedenkt man, daß diese Angaben von Singles und Paaren stammen, die häufig im selben Kontext rekrutiert wurden, also eine in dieser Hinsicht selektive Auswahl der Versuchspersonen relativ unwahrscheinlich ist, ist diese unterschiedliche Konfessionszugehörigkeit bemerkenswert.

Ebenso auffällig ist jedoch auch, daß sich die Verteilung in der Konfessionszugehörigkeit nicht in der Religiosität niederschlägt. Auf die Frage „Als wie religiös würden Sie sich bezeichnen?“ (1=„gar nicht“ bis 5=„sehr“) antworten die beiden Gruppen nahezu gleich: Die Hälfte der Singles und der Paarpersonen bezeichnen sich jeweils als „gar nicht“ oder „eher nicht“ religiös, die andere Hälfte als „teils-teils“ bis „sehr“ religiös; die univariate Varianzanalyse bestätigt, daß kein signifikanter Unterschied zwischen den Gruppen besteht. Zudem zeigt sich eine interessante, wenngleich leider nur marginale Wechselwirkung ($F(1/152)=3.283$, $p<.1$) der beiden Faktoren Geschlecht und Status (Effekt der Kovariaten Alter ns.): Von allen vier Gruppen sind die Paar-Männer am wenigsten religiös, die Paar-Frauen am stärksten religiös, bei den Singles ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern geringer und genau umgekehrt.

Die Ergebnisse heben die Bedeutung der Konfessionszugehörigkeit unabhängig von der allgemeinen Religiosität für die Wahl einer Lebensform hervor. Die Konfession prägt als Teil der Erziehung vor allem auch Wertvorstellungen und nach Max Weber „die gesamte Persönlichkeit“ eines Menschen. Das Beziehungsleben wird offensichtlich durch die "ver-

deckten", über die Konfession vermittelten Prägungen, beeinflusst. Möglicherweise forciert eine katholische Werthaltung das Zusammenleben in einer festen Partnerschaft, in der vielleicht auch eher Sexualität als legitim empfunden wird. Sind Singles aufgrund ihrer auffallend häufigen Konfessionslosigkeit in dieser Hinsicht weniger gebunden? Die Frage nach der sexuellen Restriktivität wird im Zusammenhang mit dem Partnerwahl- und Sexualverhalten aufgegriffen.

Tab. 10. Demographische Merkmale bei Singles und Paarpersonen

demograph. Merkmale	Singles	Paarpersonen
Anzahl	89	78
Alter	M=33 Jahre	M=30 Jahre
Familienstand	83% ledig 1% verheiratet 15% geschieden	69% ledig 30% verheiratet 1% geschieden
Kinder	14% haben Kinder	27% haben Kindern
Wohnsituation	74% allein 6% bei Eltern 8% mit Kindern 11% mit Freunden	15% allein 12% bei Eltern 4% mit Kindern 1% mit Freunden 67% mit Partner/Familie
Berufstätigkeit	2/3 berufstätig	2/3 berufstätig
Einkommen	26% besserverdienend	31% besserverdienend
Schulbildung	57% Abitur / Uniabschluß	77% Abitur / Uniabschluß
Konfession	32% keine 36% evangelisch 32% katholisch	14% keine 31% evangelisch 54% katholisch

5.2.1 Zusammenfassung: Demographische Merkmale

Singles und Paarpersonen wurden hinsichtlich einiger demographischer Kennwerte (Alter, Familienstand, Kinder, Wohnort, Schulbildung, Beruf und Berufstätigkeit, Einkommen, Konfession und Religiosität) miteinander verglichen. Die Singles sind geringfügig älter als die Paarpersonen. Daher soll in weiteren Analysen das Alter als Einflußfaktor mitberücksichtigt werden. Paarpersonen sind erwartungsgemäß häufiger verheiratet und sie haben häufiger Kinder; unter den Singles sind mehr geschiedene und alleinerziehende Mütter. In ihrer Wohnsituation unterscheiden sich Singles und Paare stark: Die Paare wohnen sehr häufig mit ihrem Partner (bzw. als Familie) zusammen, die Singles wohnen überwiegend allein. Beide Gruppen sind recht gut gebildet, die Paarpersonen jedoch noch besser. In ihrer Berufstätigkeit, ihrer Vollzeitbeschäftigung und ihrem Einkommen unterscheiden sie sich nicht; d. h. das Klischee vom berufstätigen und einkommensstarken Single wird hier nicht bestätigt. In beiden Gruppen sind sehr unterschiedliche Berufe vertreten, wobei die

Akademiker und Angestellten überwiegen. Interessant ist, daß 1/3 der Singles keiner Konfession angehört, Paarpersonen hingegen häufiger katholisch sind, wobei Singles und Paare sich nicht generell in ihrer Religiosität unterscheiden, sondern wenn, dann der Status mit dem Geschlecht interagiert (bei den Paaren sind die Frauen, bei den Singles die Männer religiöser). Zwischen Männern und Frauen gibt es auch in anderen Merkmalen Unterschiede, wie z. B. in der Elternschaft, der Wohnsituation und graduell im Einkommen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß sich die Stichprobe der Single und die der Paare vor allem in Merkmalen wie Familienstand, Elternschaft und Wohnsituation, die eng und eher unmittelbar mit ihrem Status als Single oder Paarperson zusammenhängen, unterscheiden. Unerwartet, aber bemerkenswert ist der Unterschied in der Konfessionszugehörigkeit, der möglicherweise einen Hinweis auf zugrundeliegende Motive für die Wahl einer Lebensform geben könnte. Zudem treten möglicherweise auch zufällige Unterschiede wie im Alter auf oder eventuell rekrutierungsbedingte wie in der Schulbildung (Singles wurden u. a. auch über einen Artikel in der NRZ geworben, eine Zeitung, deren Leserschaft aufgrund des umfangreichen Sportteils vermutlich eher auch aus unteren Schichten kommt; vgl. Abschnitt 4.3.1.2.).

5.3 Bindungs- und Liebesvermögen von Singles im Vergleich zu Paaren

Wollen Singles single sein? Und wenn, dann für wie lange? Haben Singles bereits Beziehungserfahrung gesammelt und wünschen auch sie sich eigentlich wieder einen Partner oder ist das Thema Partnerschaft für sie temporär oder dauerhaft unwichtig? Sind sie vielleicht aus früheren Beziehungen ausgestiegen, weil sie bei Konflikten in einer Beziehung eher destruktiv mit dem Verlassen der Beziehung reagiert haben? Welchen Bindungsstil und welchen Liebesstil haben Single - sind sie vielleicht unsicherer gebunden als Paare und eher spielerisch, weniger pragmatisch in der Liebe? Oder haben sie eher ein sehr ausgeprägtes romantisches Ideal und warten auf ihren Traumpartner? Im folgenden Kapitel werden die Ergebnisse zum Bindungs- und Liebesvermögen von Singles im Vergleich zu Paaren orientiert an den *Hypothesen 1a-1f* dargestellt. Neben dem Unterschied zwischen Singles und Paaren werden mögliche Unterschiede innerhalb der Gruppe der Singles und Parallelen zu den nicht-verheirateten bzw. verheirateten Paaren sowie der Einfluß des Geschlechts und des Alters überprüft. Die Ergebnisse finden sich zusammengefaßt in den Tabellen 12, 13 und 16.

5.3.1 Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Beziehungsstatus

Singles und Paarpersonen unterscheiden sich per Definition in ihrem momentanen Beziehungsstatus: Die einen haben zur Zeit eine feste Beziehung, die anderen haben keine. Zunächst soll deshalb der momentane Beziehungsstatus beschrieben werden. Um zu überprüfen, inwieweit das Single-Sein tatsächlich eine alternative Lebensform auch in Beständigkeit und Überzeugung ist, oder eher ein Zwischenstadium, das vielleicht eine Zeitlang angestrebt wird, aber nicht als Perspektive für einen längeren Zeitraum gesehen wird, wurden differenzierte Merkmale des aktuellen Beziehungsstatus, des Stellenwertes einer Partnerschaft sowie die bisherige Beziehungserfahrung sowohl für Singles als auch für Paare erhoben. Die unmittelbare Erfassung der Freiwilligkeit über die Selbsteinschätzung wurde bereits in Kap. 5.1. beschrieben. Über die untersuchten Merkmale wurden jeweils univariate Varianzanalysen gerechnet; Tabelle 12 zeigt die Mittelwerte getrennt nach männlichen und weiblichen Singles bzw. Paarpersonen, Tabelle 11 die Korrelationen zwischen den einzelnen Merkmalen der Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Beziehungsstatus. Außerdem wurde der Einfluß des Alters auf die Merkmale von Freiwilligen und Dauerhaftigkeit noch einmal gesondert betrachtet. Abb. 7 zeigt das Profil der vier Subgruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, unverheiratete/verheiratete Paare der Merkmale mit signifikanten Subgruppendifferenzen.

5.3.1.1 Korrelationen zwischen den Merkmalen der Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit des Beziehungsstatus

Die untersuchten Merkmale sind erwartungsgemäß nicht unabhängig voneinander. Die zum Teil sehr hohen Zusammenhänge sind in der Korrelationsmatrix in Tab. 11 (getrennt nach Singles und Paaren) abgebildet. Die Korrelationsmatrizen bei Singles und Paarpersonen weisen einige auffällige Diskrepanzen auf. So besteht bei den Paaren anders als bei den Singles kein Zusammenhang der erwünschten Dauer des Beziehungsstatus mit dem Veränderungswunsch (auch einmal Single zu sein) oder der Wichtigkeit einer Partnerschaft. Hervorzuheben ist hier noch einmal die geringe Varianz der erwünschten Beziehungsdauer bei den Paarpersonen. Bei Single korreliert u. a. auch der Partnerwunsch mit der erwünschten Länge des Single-Seins zu $r=-,7$, sowie mit der Wichtigkeit einer Partnerschaft zu $r=,67$. Die Dauer des Single-Seins hängt allerdings nicht mit der erwünschten Länge dieses Beziehungsstatus zusammen, auch nicht mit dem Partnerwunsch und der Zufriedenheit bei Veränderung. Umgekehrt hängt bei den Paaren die Häufigkeit mit der sie sich bisher in ihrem Leben verliebt haben mit der Anzahl fester Beziehungen zusammen, nicht aber bei den Singles! Hier korrelieren zudem die Dauer des Beziehungsstatus und die Dauer der längsten Beziehung hoch. Die Zusammenhänge bei den Paaren sind insgesamt jedoch geringer.

Tab. 11. Korrelationsmatrix der Merkmale der Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit des Beziehungsstatus getrennt für Singles und Paare

	1.Alter	2.Dauer	3. gewünschte Dauer	4.Partner/ Single-wunsch	5. Zufriedenh. mit Veränd.	6. Wichtigkeit Partnerschaft	7. Anzahl fester Partner	8. Dauer längste Bez.	9. verlieben	10. im Leben verliebt	11 Verehrer
1		,269*	-,134	,171	,165	-,095	,355**	,531**	-,140	,113	-,317**
2	,454**		-,110	,089	,072	,104	-,259*	,064	-,063	-,045	-,123
3	-,015	,187		-,701**	-,474**	-,616**	,080	-,105	-,022	,070	,140
4	,083	,153	-,249**		,597**	,669**	-,169	,130	-,080	-,073	-,267*
5	,079	,145	,026	,239*		,599**	-,180	,253*	-,263	-,010	-,328**
6	-,081	,093	,095	-,241*	-,212		-,241*	-,055	-,104	-,181	-,162
7	,280*	-,300**	-,136	-,148	,024	-,146		-,015	-,069	-,044	-,042
8	,589**	,833**	-,018	,194	,177	-,004	-,243		-,158	,082	-,162
9	-,152	,012	-,282*	,372**	,085	-,085	-,062	-,024		,373**	,076
10	-,025	-,281*	-,285*	,087	,177	-,027	,398**	-,295*	,236*		-,057
11	-,242*	-,219	,011	-,006	,077	-,234*	,094	-,244*	,213	,172	

*: $p<.05$; **: $p<.01$

Anm.: Korrelationen Singles $n=80$ oben / Paarpersonen $n=70$ unten

Die augenscheinlich ungleiche Merkmalsstruktur bei Singles und Paarpersonen läßt einen Vergleich der beiden Gruppen in zumindest einigen dieser Merkmale fraglich erscheinen, kann doch nicht ohne weiteres von einem einheitlichen Merkmalsverständnis ausgegangen werden. Gleichwohl wirft die unterschiedliche Merkmalsstruktur ein bemerkenswertes Licht auf die beiden Lebensformen. Deutlich wird, daß ganz offensichtlich das Single-Leben weniger erstrebenswert zu sein scheint als umgekehrt das Leben als Paar, die beiden Lebensformen also mitnichten gleichwertige Alternativen zu sein scheinen.

5.3.1.2 Merkmale des Beziehungsstatus und der Stellenwert einer Partnerschaft

Die *Dauer des Beziehungsstatus* wurde bei Singles und Paaren über die Frage: "Wie lange sind Sie schon ohne eine feste Partnerschaft/mit ihrem derzeitigen Partner zusammen?" erhoben. Aus der Analyse wurden diejenigen, die in ihrer Antwort deutlich gemacht haben, noch nie eine Beziehung, gleich welcher Länge, gehabt zu haben (z. B. hier mit „schon immer“ geantwortet haben oder ihr Alter angegeben haben), ausgeschlossen (7 Personen). Die Singles sind im Durchschnitt etwas mehr als 2 Jahre (26 Monate) ohne einen festen Partner, wobei die weiblichen Singles schon länger allein sind (jedoch statistisch nicht signifikant). Deutlich länger haben die Paarpersonen ihren derzeitigen Status inne, nämlich im Durchschnitt schon fast 6 Jahre (72 Monate). Der Haupteffekt des Beziehungsstatus ist hoch signifikant ($F(1/145)=44.99, p<.001$). Das Alter hat erwartungsgemäß ebenfalls einen hoch signifikanten Einfluß ($F(1/145)=21.82, p<.001$). Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht signifikant in der Dauer ihres Single-Daseins. Bei der differenzierten Betrachtung der vier Subgruppen freiwillige/unfreiwillige Singles und verheiratete/unverheiratete Paare wird deutlich, daß sich nicht Singles und Paare generell in der Dauer ihres momentanen Beziehungsstatus unterscheiden, sondern der Unterschied allein auf das Konto der Verheirateten geht - sie sind mit Abstand am längsten in ihrem derzeitigen Beziehungsstatus (124 Monate). Im post hoc durchgeführten Scheffé-Test (und im S-N-K-Test) unterscheiden sie sich hoch signifikant von allen anderen drei Gruppen ($p<.001$), die sich nicht unterscheiden.

Unklar ist, inwieweit Singles planen, langfristig Single zu bleiben oder ob sie nur für eine begrenzte Zeit bewußt allein bleiben möchten. Die Singles wurden daher gefragt, wie lange sie, wenn sie dies frei entscheiden könnten, Single sein möchten. Auch die Paarpersonen sollten angeben, wie lange sie wünschen, mit ihrem Partner/ihrer Partnerin noch zusammen zu bleiben. Auf die Frage nach der *erwünschten Dauer des Status* konnten beide Gruppen zwischen 5 Abstufungen wählen ("gar nicht mehr" (Singles) bzw. "weiß nicht" (Paare),

"nicht mehr lange", "noch eine Weile", "noch ziemlich lange", "für immer"). Fast 60% der Singles wollen gar nicht mehr oder nicht mehr lange Single bleiben, 30% noch eine Weile und 11% sogar noch ziemlich lange. Keiner der Singles will jedoch für immer Single sein. Umgekehrt wollen fast 85% der Paare für immer mit ihrem Partner zusammen bleiben, 14% sagen, sie wüßten es nicht. Der Unterschied in der erwünschten Dauer ihres Status ist zwischen Singles und Paarpersonen hoch signifikant ($\chi^2(4)=133$, $p<.001$). Männer und Frauen unterscheiden sich weder bei den Singles, noch bei den Paaren in der erwünschten Dauer ihres aktuellen Beziehungsstatus. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich erwartungsgemäß hoch signifikant ($\chi^2(3)=18.34$, $p<.001$). Fast 40 % der unfreiwilligen wollen am liebsten überhaupt nicht mehr lange Single sein, aber immerhin auch 30% der freiwilligen wollen dies nicht mehr sehr lange sein. Nur 4% der unfreiwilligen und 24% der freiwilligen Singles wollen noch ziemlich lange Single bleiben, aber auch keiner der freiwilligen will für immer Single sein. Resigniert glauben dabei nur 5 der unfreiwilligen (und 2 der freiwilligen Single) "bei realistischer Betrachtung" vermutlich noch ewig oder gar für immer Single zu bleiben. Im Gegensatz dazu unterscheiden sich verheiratete und unverheiratete Paare nicht.

Bestätigung finden die Angaben zur erwünschten Dauer auch in der Frage, wie groß der Wunsch nach einer Veränderung des momentanen Beziehungsstatus ist, also wie sehr sich Singles einen Partner wünschen bzw. Paarpersonen auch gerne einmal Single wären. Auf die Frage nach dem *Partnerwunsch/Singlewunsch* standen 5 Antwortmöglichkeiten zur Verfügung (1="nie" bis 5="immer"). 88% der Singles wünschen manchmal, oft oder sogar immer einen Partner, nur 12% tun dies selten, keiner der Singles hat nie einen Partnerwunsch. Hingegen wünschen sich 41% der Paarpersonen nie, auch einmal Single zu sein, keiner tut dies oft oder immer. Paarpersonen und Singles unterscheiden sich hoch signifikant in ihrem Wunsch nach dem Beziehungsstatus des anderen ($\chi^2(4)=89.52$, $p<.001$). Dabei unterscheiden sich auch freiwillige und unfreiwillige Singles klar in ihrem Partnerwunsch ($\chi^2(3)=24.85$, $p<.001$); nur ein unfreiwillige Single vs. 30% der freiwilligen haben selten einen Partnerwunsch, von denen keiner angibt, oft einen Partnerwunsch zu haben vs. 16% der unfreiwilligen Singles, die oft einen Partnerwunsch haben. Unverheiratete und verheiratete Paarpersonen unterscheiden sich nicht. Weder bei den Singles noch bei den Paaren unterscheiden sich die Geschlechter in ihrem Wunsch nach Veränderung.

Im übrigen korrespondiert mit dem höheren Partnerwunsch der unfreiwilligen Singles auch das Ausmaß ihrer *Partnersuche* ($r=.68$, $p<.001$; Frage: "Sind Sie auf der Suche nach einem

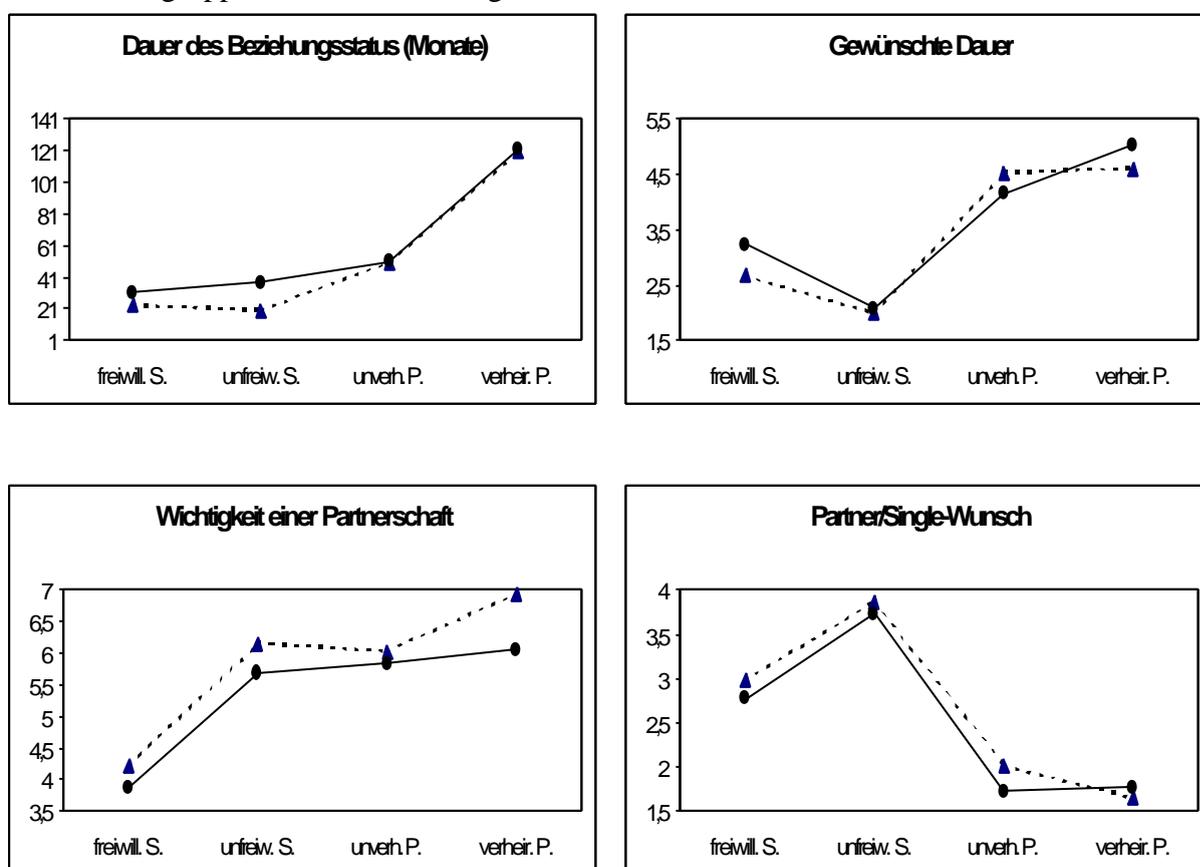
Partner?"; Antwortmöglichkeiten: 1="gar nicht" bis 5="sehr"). Die unfreiwilligen Singles geben an, mehr auf der Suche nach einem Partner zu sein ($F(1/77)=9.920$, $p<.01$), gleichzeitig sind Männer stärker auf der Suche als Frauen ($F(1/77)=6.036$, $p<.05$). Die Singles wurden zudem danach gefragt, was sie unternehmen, um einen Partner oder eine Partnerin zu finden. Die Probanden konnten aus 6 Antwortmöglichkeiten die *Suchstrategien* auswählen, die auf sie zutreffen, wobei der Aktivitätsgrad von 1="nichts" bis 5="melde mich auf Kontaktanzeigen oder gebe selber welche auf" variierte (Antwortmöglichkeit 6=anderes). Obwohl die unfreiwilligen Singles stärker auf der Suche nach einem Partner sind, tun sie aber offensichtlich nicht aktiv mehr dafür einen Partner zu finden; sie unterscheiden sich in den Suchstrategien nicht von den freiwilligen, unternehmen auch nicht aktiver etwas, um einen Partner zu finden. Das Ausmaß des Partnerwunsches korreliert auch bei den unfreiwilligen Singles nur überraschend schwach mit der Suchaktivität (Kendalls-Tau-Koeffizient $r=.27$, $p<.05$).

Neben dem Wunsch, vielleicht doch auch manchmal einen Partner zu haben, kann die generelle Bedeutung, der einer festen Beziehung beigemessen wird, bei Singles und Paaren unterschiedlich stark ausgeprägt sein. Ist Single-Sein ein bewußt angestrebter Zustand, so sollte die *Wichtigkeit einer Partnerschaft* generell gering sein. Die Wichtigkeit einer Partnerschaft konnte zwischen 1="gar nicht wichtig" und 7="sehr wichtig" eingeschätzt werden. Beim Betrachten der Mittelwerte wird deutlich, daß für alle Probanden eine Partnerschaft ziemlich bedeutsam ist (Singles $M=5.19$; Paare $M=6.13$). Für Singles ist es aber generell hoch signifikant weniger wichtig, einen Partner zu haben, als für Paarpersonen ($F(1/148)=16.46$, $p<.001$). In der Tendenz der Mittelwert ist es für Männer noch wichtiger eine Partnerin zu haben als für Frauen ein Partner ist, wenngleich dieser Unterschied statistisch nicht signifikant ist, ebensowenig wie eine Wechselwirkung von Geschlecht und Status erkennbar wird. Das Alter spielt ebenfalls keine Rolle. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich hoch signifikant ($F(1/78)=38.54$, $p<.001$); für Unfreiwillige ist es wichtiger, einen Partner zu haben. Deutlich wird, daß sich vor allem die freiwilligen Singles in der geringeren Einschätzung der Wichtigkeit eines Partners von den anderen Gruppen unterscheiden (Scheffé-Test $p<.001$; ebenso S-N-K-Test), Verheiratete finden in der Tendenz der Mittelwerte (aber nicht statistisch bedeutsam) einen Partner zu haben am wichtigsten.

Die Zufriedenheit mit einer Veränderung des momentanen Status spiegelt die Angaben zum Partnerwunsch und zur Wichtigkeit einer Partnerschaft wider. Die Singles wurden zur

Erfassung der *Veränderungszufriedenheit* gefragt: „Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Partner/eine Partnerin, wie glücklich wären sie dann im Vergleich zu jetzt? (weniger, genauso, glücklicher als jetzt“), die Paarpersonen wurden gefragt, wie glücklich sie im Vergleich zu jetzt wären, wenn sie keinen Partner/keine Partnerin hätten. Fast 65% der Singles wären glücklicher als jetzt, wenn sie einen Partner hätten, nur 9% wären weniger glücklich. Im Gegensatz dazu wäre von den Paarpersonen niemand glücklich damit, keinen Partner zu haben; 87% vermuten, ohne Partner unglücklicher als jetzt zu sein ($\text{Chi}^2(2)=107.28$, $p<.001$). Besonders die unfreiwilligen Single stellen sich vor, glücklicher als jetzt zu sein (80%), aber immerhin auch 40% der freiwilligen denken dies (Differenz zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles: $\text{Chi}^2(2)=15.41$, $p<.001$). Männer und Frauen unterscheiden sich weder bei den Singles noch bei den Paaren. Unterstützt wird dieser Befund im übrigen durch die Angabe der Paarpersonen über ihr derzeitiges *Partnerschaftsglück*. Auf einer Skala von 1="sehr unglücklich" bis 6="sehr glücklich" sagt nur eine Versuchsperson, ihre Partnerschaft sei zur Zeit sehr unglücklich ($M=4.87$). In der univariaten Varianzanalyse unterscheiden sich weder Männer und Frauen noch verheiratete und unverheiratete in ihrem Beziehungsglück, auch das Alter spielt keine Rolle.

Abb. 7a Subgruppen-Profil: Beziehungsstatus und Stellenwert einer Partnerschaft



Anm.: - - * - - Männer; __◆__ Frauen

5.3.1.3 Bisheriges Beziehungsleben

Die **Anzahl fester Beziehung** wurde mit der Frage: „Wie viele feste Beziehung (mind. 6 Monate) hatten Sie bisher (bzw. einschließlich Ihrer derzeitigen Partnerschaft?“ erhoben. Die Einschränkung „mind. 6 Monate wurde gewählt, um zwischen längerfristigen und kurzfristigen Beziehungen differenzieren zu können; an anderer Stelle wurde noch einmal differenziert nach der Anzahl bisheriger Sexualpartner gefragt (s. Punkt 5.5.3.). Die Versuchspersonen gaben 0-8 längere Partnerschaften in ihrem Leben an. Nur 10 Singles (davon 9 männlich) hatten noch nie eine feste Partnerschaft. Diese Probanden sind allerdings nicht, wie man vielleicht vermutet könnte, einfach nur noch sehr jung; das Alter derjenigen, die noch nie eine feste Beziehung hatten, beträgt im Schnitt 31 Jahre (range 21-43 Jahre). Singles und Paare unterscheiden sich nicht in der Anzahl bisheriger fester Beziehungen; Singles hatten im Durchschnitt bisher 2.55, die Paarpersonen 2.83 längere Beziehungen. Weder freiwillige und unfreiwillige noch überhaupt die vier Subgruppen unterscheiden sich signifikant. Die Tendenz der Mittelwerte geht dahin, daß freiwillige Singles, aber insbesondere unverheiratete weibliche Paarpersonen mehr Partnerschaften hatten. Frauen und Männer unterscheiden sich insgesamt ebenfalls nicht. Erwartungsgemäß hat das Alter der Probanden auf diese Analysen einen hoch signifikanten Einfluß ($F(1/152)=16.84, p<.001$).

Interessant ist es, die **Dauer der längsten Beziehung** zu betrachten, die zwischen 0 und 263 Monaten variiert: Singles hatten bisher Partnerschaften von durchschnittlich 4 ½ Jahren (54 Monaten). Ihre längste Beziehung hat damit nur halb so lange gedauert wie die der Paarpersonen, deren bisher längste Beziehung im Durchschnitt 8 Jahren (91 Monaten) gedauert hat bzw. noch andauert ($F(1/151)=27.75, p<.001$). Männer und Frauen unterscheiden sich nur marginal ($F(1/151)=3.862, p<.1$); die Beziehungen der Frauen waren tendenziell länger. In der Tendenz der Mittelwerte hatten freiwillige und unfreiwillige Single-Männer die bisher kürzesten, die Verheirateten beiderlei Geschlechts die längsten Beziehung. Das Alter hat erwartungsgemäß einen signifikanten Einfluß ($F(1/82)=66.59, p<.001$); Älteren hatten auch die längeren Beziehungen. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht. Verheiratet hatten die bisher längsten Beziehungen von allen (Scheffé-Test $p<.001$, ebenso S-N-K-Test).

Die Singles und die Paarpersonen wurden darüber hinaus gefragt, ob sie sich hin und wieder in jemanden (bzw. in jemand anderen als ihren Partner) **verlieben** (1=nie bis 5=sehr oft). Damit sollte überprüft werden, ob Singles grundsätzlich wenig Interesse am anderen

Geschlecht und der Liebe haben, oder ob auch sie sich manchmal verlieben, nur das eben keine feste Beziehung daraus wird. Nur 4% der Singles berichten, sich nie in jemanden zu verlieben. Hingegen verlieben sich 60% der Paarpersonen nie in jemand anderen als ihren aktuellen Partner, keiner der Paarpersonen tut dies häufig oder gar sehr oft, aber auch nur 12% der Singles verlieben sich so oft. Etwas unerwartet unterscheiden sich dabei weder die freiwilligen und unfreiwilligen Singles, noch die beiden Paargruppen voneinander und auch zwischen den Geschlechtern bestehen keine Unterschiede in der Häufigkeit, sich zu verlieben.

Singles haben sich bisher auch genauso häufig wie Paarpersonen im Leben so richtig verliebt (glücklich oder unglücklich), im Durchschnitt 5.26 mal (vs. Paarpersonen $M=5.85$). Interessant ist bei der **Häufigkeit des Verliebtseins im Leben** aber die tendenzielle Wechselwirkung zwischen dem Geschlecht und dem Status ($F(1/146)=2.87$, $p<.1$): Single-Männer geben geringfügig mehr Verliebtsein an als die Single-Frauen, die Paar-Frauen (insbesondere die unverheirateten) jedoch deutlich mehr als die Paar-Männer. Freiwillige und unfreiwillige Singles haben sich schon genauso oft verliebt und überhaupt unterscheiden sich die vier Subgruppen nicht signifikant voneinander. Am seltensten haben sich bisher die verheirateten Männer verliebt, am häufigsten die unverheirateten Paar-Frauen (Tendenz der Mittelwerte). Wie oft sich jemand bisher in seinem Leben verliebt hat ist altersunabhängig, was etwas überraschend ist.

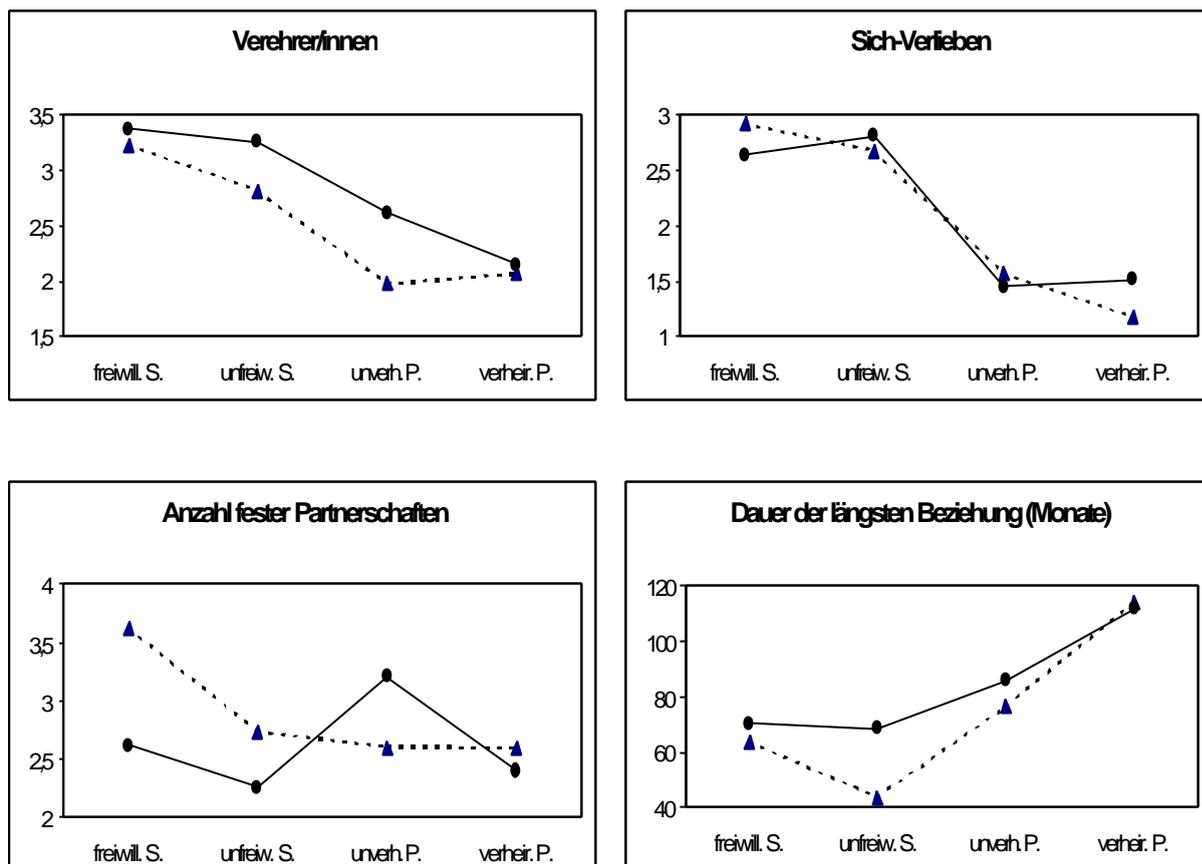
Um zu überprüfen, inwieweit die Singles zwar vielleicht den Wunsch nach einem Partner oder einer Partnerin haben, sich auch in mögliche Partner verlieben, sich aber einfach niemand für sie interessiert bzw. sie dieses Gefühl haben, wurde gefragt, ob die Probanden manchmal einen „**Verehrer**“ bzw. eine „Verehrerin“ haben, jemanden, mit dem sie eine Beziehung eingehen könnten, wenn sie es wollten (1=nie, 5=sehr oft). 35% der Single berichten, daß sich nur selten oder gar nie jemanden für sie als potentieller Partner interessiert, bei den Paaren sind dies 46%; 10% der Single sagen, sie hätten sehr oft einen Verehrer, keiner der Paarpersonen meint, so begehrt zu sein; Single geben insgesamt an, häufiger einen Verehrer zu haben als dies Paare tun ($\chi^2(4)=17.74$, $p<.01$). Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich dabei erstaunlicherweise nicht signifikant, wohl aber verheiratete und unverheiratete Paare ($\chi^2(3)=9.54$, $p<.05$); unverheiratete haben nach eigenen Angaben häufiger einen Verehrer. Sowohl bei den Singles, als auch marginal bei den Paaren, fühlen sich Frauen begehrt als die Männer. Die Häufigkeit von Verehrern oder Verehrerinnen hängt dabei auch damit zusammen, wie attraktiv sich die Befragten

selbst fühlen ($r=.38$, $p<.001$), wobei der Zusammenhang bei den Single-Männern am ausgeprägtesten ist ($r=.58$, $p<.001$).

Denkbar ist, daß Singles vielleicht *schlechte Erfahrungen* gemacht haben, so daß sie sich dazu entschieden haben, keine feste Beziehung mehr zu führen. Es wurde deshalb gefragt, ob der Proband schon einmal eine sehr unglückliche Erfahrung mit einem Partner/einer Partnerin gemacht hat, so daß er sie als ‚gebranntes Kind‘ bezeichnen würde. 70% der Singles, aber auch 60% der Paarpersonen beantworten diese Frage mit ‚ja‘, d. h., die überwiegende Zahl der Menschen hat schon einmal eine schlechte Erfahrung mit Beziehungen gemacht; der χ^2 -Test zeigt keinen Unterschied zwischen beiden Gruppen. Auch unterscheiden sich freiwillige darin nicht von unfreiwilligen Singles. In der Tendenz der Mittelwerte berichteten die Verheirateten am seltensten von negativen Erfahrungen, nur 50% antworteten mit ‚ja‘ antworteten.

Der Punkt der negativen Erfahrung wurde darüber hinaus auch mit der Frage angesprochen, wer die längste feste Beziehung, falls der Proband eine solche schon gehabt hat, beendet hat. Möglich ist, daß die Singles bis zu einer Trennung ebenfalls ‚normale‘ Paarpersonen gewesen sind, nur eben durch eine *Trennung* zu Singles gemacht wurden. Umgekehrt läßt sich auch spekulieren, daß die jetzigen Singles schon immer weniger partnerschaftsorientiert waren und sich deshalb vielleicht auch eher von Partnern trennen (vgl. auch Punkt 5.3.6. zur Neigung, bei Beziehungskonflikten an das Verlassen der Beziehung zu denken). Jeweils ca. ein Drittel der Singles antwortet auf die Frage, vom wem die letzte Trennung ausgegangen ist mit ‚ich‘, ‚der/die andere‘ und ‚beide‘, d. h., alle Arten von Trennungen sind bei den Singles vertreten; dies gilt sowohl für freiwillige, als auch für unfreiwillige Singles, die sich nicht signifikant unterscheiden. Sie unterscheiden sich damit in ihren Trennungen nicht von den Paarpersonen (χ^2 -Test nicht signifikant).

Abb. 7b Subgruppen-Profil: Bisheriges Beziehungsleben



Anm.: - - * - - Männer; _ _ † _ Frauen

Aufgrund der zum Teil hohen Korrelationen zwischen den einzelnen Merkmalen der Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit wurde noch einmal eine zusammenfassende multivariate Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht als unabhängige Variablen sowie dem Alter als Kovariaten über die 10 einzelnen Merkmale gerechnet (Mittelwerte und univariate Analysen in Tab. 12). Dabei wurden die ordinalskalierten Variablen als intervallskalierte aufgefaßt. Dabei bestätigen sich die oben beschriebenen Ergebnisse voll, wengleich dieses Vorgehen aufgrund der zweifelhaften Intervall-Skalierung einiger Merkmale nicht ganz unproblematisch ist (Tab. 12 gibt einen zusammenfassenden Überblick). Der multivariat hoch signifikanter Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(10/122)=67.857$, $p<.001$) wird in allen Merkmalen deutlich, außer bei der Anzahl fester Partnerschaften und der Häufigkeit, mit der sich die Befragten in ihrem Leben bisher verliebt haben (hier deutet sich univariat eine Wechselwirkung zwischen dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht an, die jedoch aufgrund des fehlenden multivariaten Interaktionseffekts nicht interpretiert werden sollte). Das Geschlecht hat multivariat keinen signifikanten Einfluß, anders jedoch die Kovariate Alter ($F(10/122)=14.448$, $p<.001$).

Tab. 12. Mittelwerte und signifikante Unterschiede der Merkmale von Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit des Beziehungsstatus

Variable /Skala	Singles		Paare		F Status	F Geschl.	F Interaktion
	Männer	Frauen	Männer	Frauen			
Dauer (Monate)	19,513	34,560	71,344	72,139	38,257***	1,248	1,014
erwün. Dauer 1-5	2,212	2,480	4,559	4,401	109,21***	,075	1,126
P./S.Wunsch 1-5	3,566	3,390	1,907	1,738	134,19***	1,517	,000
Veränd.zuf. 1-3	2,668	2,473	1,153	1,133	261,56***	1,545	1,019
Wichtigkeit 1-7	5,474	5,026	6,303	5,928	13,005***	3,050(*)	,024
Anzahl fester P.	3,046	2,382	2,592	2,974	,072	,312	4,319*
Dauer längste B. verliehen 1-5	49,811	68,765	87,839	93,695	17,918***	2,892(*)	,809
im Leben verliebt	2,769	2,758	1,454	1,463	101,00***	,000	,006
Verehrer 1-5	6,121	5,029	4,534	6,244	,065	,185	3,815(*)
Verehrer 1-5	2,968	3,301	2,004	2,491	35,323***	7,854**	,276

(*) $p < .1$; * $p < .05$; ** $p < .01$; *** $p < .001$;

univariate Analysen: UV Beziehungsstatus und Geschlecht, Kovariate Alter; $n=136$

5.3.1.4 Der "Wendepunkt 30" - zum Einfluß des Alters

Folgt man dem Volksglauben und den Frauenzeitschriften, ändert sich das Leben dramatisch, ist das 30ste Lebensjahr erreicht. Geredet wird von Torschlußpanik und der „biologischen Uhr“, die vor allem bei den Frauen ticken soll. Die Varianzanalyse über die 10 Merkmale hat in der Tat einen Einfluß des Alters offenbart. Um zu überprüfen, ob die magische Zahl 30 ihrem Ruf als Wendepunkt gerecht wird und auf diejenigen, die noch keinen Partner haben, vielleicht in besonderer Weise wirkt, wurde das Alter als zweigestufte unabhängige Variable Ab30 (über/unter30 Jahre) in die Analyse mit einbezogen; Zusammenhänge der Merkmale von Dauerhaftigkeit und Freiwilligkeit mit dem Alter haben sich bereits durch die Korrelationen angedeutet. Knapp die Hälfte der Probanden hat die magische 30 noch nicht erreicht, die andere Hälfte den Wendepunkt schon hinter sich, sind also schon 30 Jahre oder älter. Zur genaueren Überprüfung des Einflusses des Alters auf die Merkmale von Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit wurde über die 10 Merkmale eine multivariate Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Alter über/unter 30 Jahre als unabhängige Variablen gerechnet ($n=136$). Es zeigt sich sowohl ein multivariat hoch signifikanter Effekt des Beziehungsstatus ($F(10/123)=67.354$, $p < .001$) als auch des Alters Ab30 ($F(10/123)=6.711$). Eine Wechselwirkung zwischen dem Beziehungsstatus und der Variablen Ab30 besteht nicht. Univariat wird der Effekt des Beziehungsstatus in allen Variablen mit Ausnahme der Anzahl fester Partner und der Häufigkeit des Verliebtseins im Leben deutlich. Der "Wendepunkt 30" macht sich allein in den unmittelbar altersabhängigen Variablen deutlich, wie bei der Dauer des Beziehungsstatus, der Dauer der längsten Beziehung und der Anzahl fester Partnerschaften (alle $p < .001$) sowie marginal in der Häufigkeit Verehrer zu haben, jedoch nicht in den Merkmalen des Stellenwertes der Partnerschaft wie Partner/Single-Wunsch und der Wichtigkeit einer festen Partnerschaft. Auch univariat fin-

det sich keine Wechselwirkung zwischen den beiden festen Faktoren. Eine zusätzlich gerechnete dreifaktorielle Varianzanalyse, in der auch das Geschlecht mit berücksichtigt wurde, zeigt keine signifikante Wechselwirkung zwischen dem Geschlecht und der Altersvariablen Ab30. Marginal signifikant geben bei den unter 30 Jährigen die Frauen, bei den über 30 Jährigen die Männer an, sich schon häufiger in ihrem Leben verliebt zu haben ($p < .1$). Zudem geben Frauen an, häufiger Verehrer zu haben als Männer dies behaupten, die in der Tendenz eine Partnerschaft wichtiger finden.

5.3.1.5 Zur Hypothese 1a

Die Singles sind im Durchschnitt erst 2 Jahre ohne eine feste Beziehung. Auch sie hatten schon Partnerschaften, bevor sie zum Single wurden, nur 10 Personen geben an, noch nie eine feste Beziehung, die länger als 6 Monate gedauert hat, gehabt zu haben. Die Singles wünschen sich auch für ihre Zukunft wieder einen Partner. Keiner von ihnen hat den Wunsch, für immer Single zu bleiben. Umgekehrt sagen über 80% der Paarpersonen, daß sie für immer mit ihrem jetzigen Partner zusammensein möchten. Auch für Singles ist es wichtig, eine feste Beziehung zu haben, doch legen sie darauf nicht ganz so viel Wert wie die Paarpersonen. Freiwilligen Singles ist im Vergleich eine feste Beziehung verhältnismäßig weniger wichtig, trotzdem wünschen sich manchmal auch sie einen Partner. Singles und Paarpersonen unterscheiden sich in ihrem Wunsch nach dem jeweils anderen Beziehungsstatus. Sie wären mit einer Veränderung ihres Status als Single in Richtung einer Partnerschaft glücklicher als sie es jetzt sind, dies gilt vor allem für die unfreiwilligen Singles; Paare wären mit einer Veränderung überhaupt nicht glücklich. Damit läßt sich **Hypothese 1a** über den Unterschied in der angestrebten Dauerhaftigkeit des Beziehungsstatus voll bestätigen. Singles haben ihren Beziehungsstatus kürzer als die Paare den ihren und wünschen sich auch eine viel kürzere Dauer ihres aktuellen Zustandes als die die Paare. Ob jemand über oder unter 30 Jahre alt ist, spielt dabei nur eine Rolle für die unmittelbar altersabhängigen Merkmale, nicht aber für den Stellenwert einer Partnerschaft an sich. Das Geschlecht modifiziert die Angaben über die Anzahl fester Partnerschaften insofern, als daß bei den Singles die Männer, bei den Paaren die Frauen mehr feste Partnerschaften angeben.

Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht in Bezug auf ihre Beziehungserfahrung, nur in Bezug auf ihren Wunsch nach einer Partnerschaft und der Wichtigkeit, die sie ihr zuweisen. Das bedeutet, daß auch die freiwilligen Singles durchaus schon Partnerschaften hatten, und auch nicht erst seit kürzerer Zeit Singles sind. Verheiratete sind am längsten in ihrem Status als Paar und hatten auch die bisher längsten Beziehungen, in-

interessanterweise aber nicht weniger Beziehungen als die anderen Gruppen. Ihnen ist es am wichtigsten einen festen Partner zu haben. Unverheiratete Paare unterscheiden sich von den verheirateten nur in der Dauer ihres momentanen Beziehungsstatus, nicht in der Länge oder Anzahl bisheriger Beziehungen oder in der Bedeutung, die sie auf Beziehungen legen. Auch sie möchten ihren Paarstatus ungern verändern. Sie sind eben einfach erst kürzer zusammen und daher möglicherweise nur *noch* nicht verheiratet.

5.3.2 Glück, Einsamkeit und soziale Beziehungen

Sind Single genauso glücklich wie diejenigen, die eine feste Beziehung haben? Haben sie genügend Freunde und Bekannte, mit denen sie sich häufig treffen und haben daher genauso viel Gesellschaft wie Nicht-Singles, oder sind sie ohne einen festen Partner einsam? Neben dem **Glück** und der **Lebenszufriedenheit** sowie der empfundenen Einsamkeit und Isolation wurde daher auch erfaßt, ob jemand generell Gesellschaft hat, also tatsächlich *nicht allein* ist. Die **Anzahl von Verwandten, Freunden und Bekannte** und die **Treffhäufigkeit** wurden in die Analyse mit einbezogen. Festzustellen ist zunächst, daß die Befragten ausgehend vom Skalenmittelwert insgesamt recht glücklich und zufrieden mit ihrem Leben sind (Glück $M=4.23$ Skala 1-6) Sie fühlen sich gemessen am Skalenmittelwert auch nicht sehr einsam oder isoliert (empfundene Einsamkeit $M=2.23$ Skala 1-4). Die Ergebnisse faßt Tab. 13 zusammen.

Glück und Zufriedenheit hängen sowohl bei Single als auch bei Paaren eng zusammen (Singles $r=.53$; Paare $r=.57$, $p<.001$), ebenso das Gefühl einsam und von anderen isoliert zu sein (Singles $r=.61$; Paare $r=.36$, $p<.001$). Die negativen Korrelationen zwischen Glücklich-Sein und Lebenszufriedenheit einerseits und Einsamkeit und Isolation andererseits sind bei Singles und bei Paaren relativ hoch ($r=-.34$ $-.64$), verdeutlichen aber dennoch die Eigenständigkeit der Konstrukte.

Aufgrund der sowohl theoretischen (s. Punkt 2.1.1.) als auch empirischen Verknüpfung wurde eine multivariate Varianzanalyse über alle vier Variationsmerkmale von Glück und Einsamkeit gerechnet. Singles und Paare unterscheiden sich multivariat hoch signifikant ($F(4/148)=15.766$, $p<.001$); alle univariaten Effekte sind ebenfalls hoch signifikant ($p<.001$): Singles fühlen sich einsamer und isolierter, weniger glücklich und weniger lebenszufrieden als Paarpersonen. Darüber hinaus unterscheiden sich auch Frauen und Männer signifikant ($F(4/148)=3.120$, $p<.05$): Frauen sind lebenszufriedener und fühlen sich weniger isoliert (beide $p<.05$). Außerdem spielt das Alter eine signifikante Rolle

($F(4/148)=3.017$, $p<.05$); Ältere sind weniger glücklich und fühlen sich isolierter. Es unterscheiden sich jedoch auch die freiwilligen Singles von den unfreiwilligen ($F(4/79)=4.472$, $p<.01$); univariat in allen vier Variablen signifikant fühlen sich die freiwilligen Singles insgesamt wohler. Der Vergleich der vier Subgruppen (multivariater Haupteffekt $F(12/410)=6.952$, $p<.001$; s. Abb. 8) macht deutlich, daß sich die Verheirateten, aber auch die unverheirateten von allen am glücklichsten fühlen, die freiwilligen Singles eine mittlere Position einnehmen und die unfreiwilligen Singles am unglücklichsten sind (S-N-K-Test alle p mind. $<.05$; im konservativeren Scheffé-Test unterscheiden sich die beiden Paar-Gruppen nicht von den freiwilligen Singles), wobei im Trend der Mittelwerte die unfreiwilligen Single-Männer besonders unglücklich sind; bei der subjektiv empfundenen Einsamkeit zeigt sich dieselbe Tendenz umgekehrt (alle p mind. $<.05$). In der Lebenszufriedenheit unterscheiden sich unfreiwillige und freiwillige Singles nicht voneinander, wobei letztere auch nicht weniger zufrieden sind als die unverheirateten Paare, diese wiederum nicht unzufriedener als die verheirateten Paare. In dem Gefühl, von anderen isoliert zu sein, unterscheiden sich nur die unfreiwilligen Singles von allen anderen Gruppen signifikant (alle $p<.05$).

Daß Glück nicht an Gesellschaft an sich liegt und Einsamkeit nicht generell am Mangel von Gesellschaft, wird in der Häufigkeit deutlich, mit der Singles ihre Freunde und Bekannten treffen. 75% sagen, sie würden sich mehrmals pro Woche oder sogar täglich mit anderen treffen, nur 7 Singles antworten mit „fast nie“ oder „einmal pro Monat“. Singles und Paarpersonen unterscheiden sich in der multivariaten Varianzanalyse über die Anzahl ihrer Freunde und die Treffhäufigkeit nicht; beide Gruppen geben im Durchschnitt 9-10 Freunde an, die sie einmal bis mehrmals pro Woche sehen. Auch die differenzierte Analyse zeigt keine Unterschiede: unfreiwillige Singles haben nicht weniger Freunde als die freiwilligen, und überhaupt unterscheiden sich die vier Subgruppen nicht voneinander. In der Tendenz der Mittelwert zeichnet sich ab, daß die freiwilligen Single-Männer und die verheirateten Männer die meisten Kontaktpersonen angeben und diese auch am häufigsten treffen, verheiratete Frauen die wenigsten Kontaktpersonen angeben, aber auch die unfreiwilligen Singles nicht sehr viele nennen.

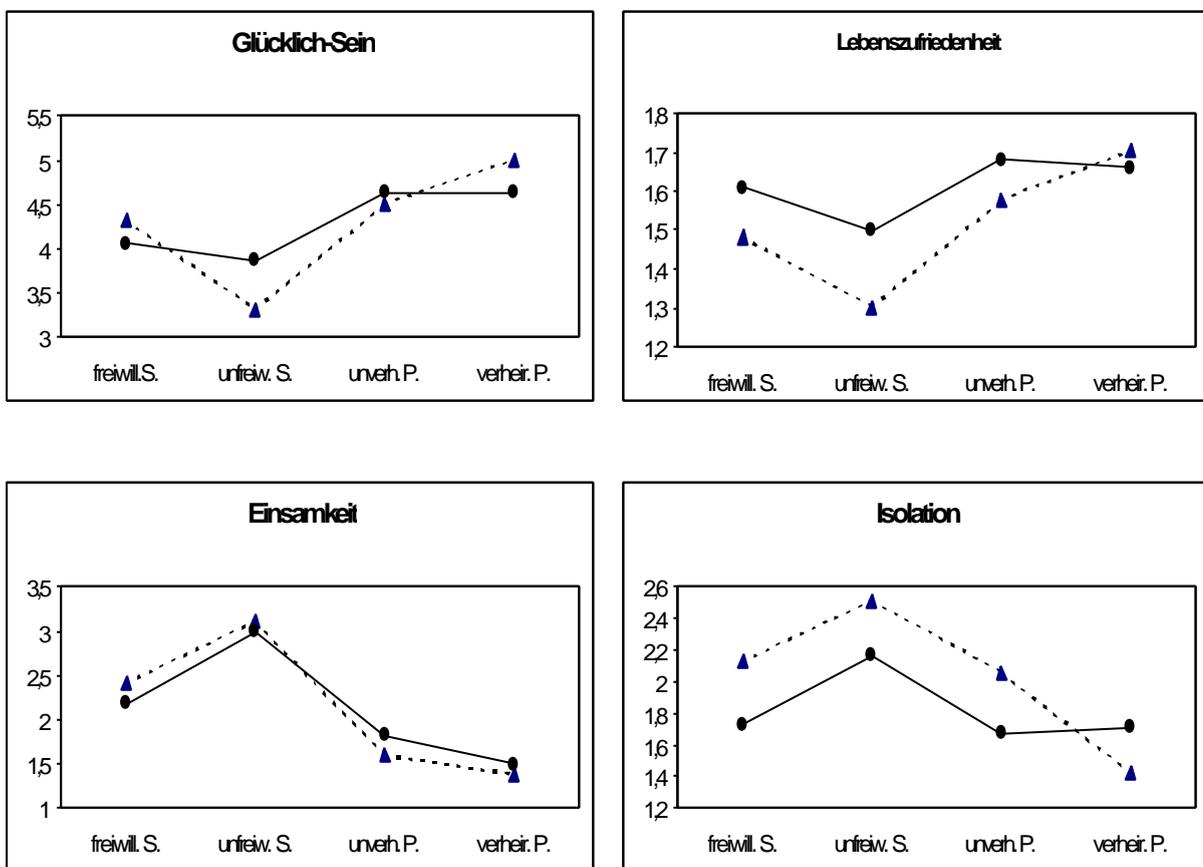
Tab. 13. Mittelwerte von Glück und Einsamkeitsgefühlen bei Singles und Paaren

Variable	Singles		Paare		F Status	F Geschl.	F Interaktion
	Männer	Frauen	Männer	Frauen			
Glücklich	3,72	3,94	4,65	4,64	22,986***	,360	,479
Lebenszufried.	1,37	1,54	1,62	1,68	16,262***	6,013*	1,255
Einsamkeit	2,84	2,72	1,53	1,73	61,656***	,062	1,221
Isolation	2,36	2,02	1,88	1,68	13,379***	6,017*	,442
Freunde	9,79	9,14	10,73	9,32	,287	1,022	,137
Treffen	3,79	3,76	3,73	3,52	1,268	,844	,507

*, p<.05; **, p<.01; ***, p<.001

Anm.: Univariate F der Varianzanalyse Beziehungsstatus x Geschlecht mit Kovariate Alter über die vier Merkmale von Glück und Einsamkeit n=156; über Freunde und Treffen n=155

Abb. 8 Subgruppen-Profil: Lebenszufriedenheit und subjektive Isolation



Anm.: - - - Männer; —●— Frauen

5.3.2.1 Partnerlos, alleinwohnend, alleinstehend: Korrelationen mit dem Wohlbefinden und den sozialen Beziehungen

Aufgrund der weitgehenden Strukturähnlichkeit wird eine gemeinsame Faktorenanalyse über Singles und Paare über die Merkmale des Wohlbefindens sowie über die Merkmale der sozialen Beziehungen gerechnet. Es werden zwei Faktoren mit einem Eigenwert <1 extrahiert, die zusammen 68% der Varianz aufklären (s. Tab. 8a). Auf dem ersten Faktor laden Glücksein, Lebenszufriedenheit, Einsamkeit und Isolation, auf dem zweiten Faktor

die Anzahl der Freunde und die Treffhäufigkeit. Die Faktorstruktur der Gesamtstichprobe ist identisch mit den zuvor berechneten getrennten Lösungen. Interessanterweise korreliert im übrigen die Dauer des Single-Seins allein leicht negativ mit dem Faktor der sozialen Beziehungen ($r=-.3$) - je länger jemand Single ist, desto geringer und seltener die sozialen Beziehungen - nicht aber mit dem Faktor Glück/Einsamkeit.

Um zu überprüfen, welche Definitionen von unterschiedlichen Lebensformen mit den beiden Faktoren des Wohlbefindens und der sozialen Beziehungen zusammenhängen, wurden die Korrelationen zwischen den beiden gespeicherten Faktorwerten auf der einen Seite und den unter Punkt 1.1.1. alternativ diskutierten Definitionen der Lebensform Single - Beziehungsstatus (Single/Paar), Wohnform (allein/mit anderen) und Familienstand (ledig/nicht-ledig) - auf der anderen Seite berechnet (s. Tab. 14). Die Faktorvariable Glück/Einsamkeit korreliert sowohl mit dem Beziehungsstatus als auch der Wohnform im mittleren Bereich, mit dem Familienstand im unteren Bereich signifikant. Der Familienstand korreliert als einzige Differenzierung von Lebensformen mit dem zusammenfassenden Faktor "Soziale Beziehungen" signifikant, wenngleich nur geringfügig.

Tab. 14. Korrelationen zwischen dem Faktor von Glück/Einsamkeit und drei alternativen Definitionen von Lebensformen

	Beziehungsstatus	Wohnform	Familienstand
Faktor Glück/Einsam	.502**	.440**	.171*
Soziale Beziehungen	-.091	-.039	-.197*

* $p < .05$, ** $p < .01$; n mind. 163

5.3.2.2 Zur Hypothese 1b

Singles und Paare haben eine vergleichbare Auffassung der Merkmale von Glück und Einsamkeit. Dabei hängt das Wohlbefinden der Singles mit der Anzahl und dem Umfang ihrer Sozialkontakte zusammen, nicht aber bei den Paaren. Singles sind weniger glücklich und weniger lebenszufrieden als die Paare, sie fühlen sich häufiger einsam und isoliert von anderen. Damit ist die *Hypothese 1b* über den Unterschied zwischen Singles und Paare in Glück und Einsamkeit voll bestätigt. Es wird deutlich, daß selbst die freiwilligen Singles weniger glücklich und zufrieden sind als die unfreiwilligen, wobei dies insbesondere für die unfreiwilligen Single-Männer gilt, da sich Frauen insgesamt wohler fühlen. Das geringere Wohlbefinden der Singles liegt allerdings nicht in einem Mangel an Gesellschaft per se begründet - sie haben genauso viele enge Kontaktpersonen wie die Paare und treffen sich auch nicht seltener mit diesen. Der Beziehungsstatus, aber auch die Wohnform hängen mit dem Wohlbefinden in Bezug auf Glück und Einsamkeit zusammen, der Familienstand

nur geringfügig. Allein dieser korreliert jedoch auch in geringer Höhe mit dem Umfang und der Häufigkeit sozialer Beziehungen.

5.3.3 Bindungsstil

Haben Singles einen anderen Bindungsstil als Paare? Sind sie vielleicht unsicherer gebunden und gehen deshalb erst gar keine Partnerschaft ein oder bildet vielleicht umgekehrt erst ihre sehr sichere Bindung das Fundament, auf dem sie ein Leben ohne die Sicherheit einer festen Partnerschaft führen können? Der Bindungsstil wird zunächst durch die individuelle Ausprägung auf den beiden Skalen *Bindungsangst* und *Bindungsvermeidung* des verwendeten Meßinstruments dimensional dargestellt. Die vier in der Literatur postulierten Bindungsstile können aber anhand der beiden Skalen auch kategorial abgebildet werden, so daß die Probanden anschließend jeweils einem *Bindungstyp* zugeordnet werden. Die Ergebnisse finden sich zusammengefaßt in Tab. 16.

5.3.3.1 Bindungsangst und Bindungsvermeidung

Die multivariate Varianzanalyse (UV: Beziehungsstatus, Geschlecht, AV: Skala Angst, Vermeidung, Kovariate Alter) zeigt einen hoch signifikanter Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(2/151)=15.057$, $p<.001$), der sich univariat sowohl bei der Bindungsangst ($p<.001$), als auch der Bindungsvermeidung ($p<.01$) abbildet: Singles sind bindungsängstlicher und bindungsvermeidender als Paarpersonen. Weder das Geschlecht noch das Alter haben einen signifikanten Einfluß.

Bei der differenzierten Betrachtung wird deutlich, daß sich aber auch freiwillige und unfreiwillige Singles multivariat hoch signifikant voneinander unterscheiden ($F(2/81)=15.673$, $p<.001$), was sich wieder in beiden Skalen Angst ($p<.01$) und Vermeidung ($p<.001$) zeigt: Die freiwilligen Singles sind bindungsvermeidender als die unfreiwilligen, umgekehrt die unfreiwilligen bindungsängstlicher. Der Vergleich aller vier Subgruppen freiwillige/unfreiwillige Singles und verheiratete/unverheiratete Paare macht deutlich, daß die freiwilligen Singles die bindungsvermeidensten von allen Gruppen sind (Scheffé-Test und S-N-K-Test alle p mind. $<.05$). Es findet sich eine absteigende Tendenz der Mittelwerte der Bindungsvermeidung von den freiwilligen Singles, die besonders bindungsvermeidend sind, über die unfreiwilligen Singles, den unverheirateten Paaren bis zu den Verheirateten, die am wenigsten vermeidenden von allen sind (jedoch nicht signifikant). In der Bindungsangst treten die unfreiwilligen Singles deutlich hervor, die sich im post hoc durchgeführten weniger konservativen Student-Newman-Keul-Test (nicht aber im

Scheffé'-Test) von allen anderen Gruppen mit ihrer ausgeprägten Bindungsangst absetzen ($p < .05$). Verheiratete sind auch am wenigsten bindungsängstlich, was sie aber nicht in den post hoc Tests von den nichtverheirateten unterscheidet. Diese wiederum sind nicht signifikant weniger bindungsängstlich als die freiwilligen Singles.

Haben Singles negative Erfahrungen mit Partnerschaften gemacht und sind deshalb bindungsängstlicher und -vermeidender? Zur Überprüfung, ob vielleicht eine negative Erfahrung mit einer früheren Beziehung die Singles anders als die Paare bindungsunsicherer hat werden lassen, wurde eine Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und der negativen Erfahrung mit Beziehungen ("gebranntes Kind" ja/nein; s. o. Abschnitt 5.3.1.2.) als feste Faktoren, den beiden Bindungsskalen Angst und Vermeidung als abhängige Variablen gerechnet. Der Faktor "negative Erfahrung" hat keinen Einfluß, es zeigt sich wieder allein der bereits beschriebene Haupteffekt für den Beziehungsstatus.

5.3.3.2 Vier Bindungstypen

Die vier Bindungstypen können auf zwei unterschiedliche Weisen aus den beiden Dimensionen Angst und Vermeidung gebildet werden: Zum einen über eine Dichotomisierung am Mittelwert (4) der 7-fach gestuften Intervallskala (was eher einer absoluten Typisierung entspricht), zum anderen über eine Dichotomisierung am Skalenmittelwert jeder Skala (was eher einer relativen Typisierung entspricht). Die erste Methode folgt konservativ den Aussagen der Bindungstheorie, die eher von absolut als von relativ hohen oder niedrigen Ausprägungen bei Angst und Vermeidung ausgeht; man erhält auf diese Weise die Verteilung der Probanden auf die vier Bindungsstile, die der Theorie entsprechend sinnvoll ist und die auch der empirisch gefundenen Verteilung mittels Selbstklassifikation entsprechen sollte. Werden in der vorliegenden Stichprobe die vier postulierten Bindungstypen derart gebildet, so ist eine Verteilung der Bindungstypen abzulesen, die recht genau den in der Literatur berichteten Häufigkeitsverteilungen entspricht (vgl. Abschnitt 2.1.3.2.): 66% der Probanden gehören danach zum sicheren Bindungstyp, knapp 20% sind ängstlich-ambivalent, 8% gleichgültig-vermeidend und 6% ängstlich-vermeidend.

Singles und Paare unterscheiden sich signifikant in der Verteilung auf die vier Bindungsstile ($\chi^2(3)=20.577$, $p < .001$). Nur 54% der Singles werden dem sicheren Bindungstyp zugeordnet, bei den Paaren sind dies 81%. Knapp 7% der Singles vs. 10% der Paare sind gleichgültig-vermeidend, 10% der Singles vs. 1% der Paare sind ängstlich-vermeidend und 29% der Single vs. 8% der Paare sind ängstlich-ambivalent (zur Verteilung der Probanden

auf die vier Bindungstypen s. Tab. 15). Unter den sicheren sind prozentual mehr Paarpersonen, aber auch unter den gleichgültig-vermeidenden finden sich etwas mehr Paarpersonen (6 Singles vs. 8 Paarpersonen), hingegen sind viel mehr Singles unter den beiden ängstlichen Bindungstypen zu finden - von den 10 ängstlich-vermeidenden Probanden sind 9 Singles! Alle 6 gleichgültig-vermeidenden Singles sind freiwillige Singles, dafür sind 85% der ängstlich-ambivalenten unfreiwillige Singles. Die beiden Paargruppen unterscheiden sich nicht in der Verteilung auf die vier Bindungstypen.

Tab. 15. Verteilung von Singles und Paare auf die vier Bindungsstile

	sicher	ängstlich-ambivalent	ängstlich-vermeidend	gleichgültig-vermeidend
freiwillige Singles (n=33)	19	4	4	6
Männer (n=17)	(10)	(2)	(3)	(2)
Frauen (n=16)	(9)	(2)	(1)	(4)
unfreiwill. Singles (n=56)	29	22	5	0
Männer (n=27)	(15)	(10)	(2)	(0)
Frauen (n=29)	(14)	(12)	(3)	(0)
unverheir. Paare (n=55)	45	5	0	5
Männer (n=25)	(21)	(1)	(0)	(3)
Frauen (30)	(24)	(4)	(0)	(2)
verheiratete Paare (n=23)	18	1	1	3
Männer (10)	(9)	(0)	(0)	(1)
Frauen (13)	(9)	(1)	(1)	(2)

Werden die vier Bindungstypen über eine Dichotomisierung am berechneten Mittelwert der Stichprobe gebildet, überschätzt man sicherlich den Anteil der unsicheren Bindungsstile im Sinne der Bindungstheorie. Da in dieser Arbeit jedoch nicht die Frage nach klinischer Auffälligkeit gestellt wird, sondern es um eine Tendenz im Bindungsverhalten geht, ist diese Methode für die hier geplante Analyse gerechtfertigt. Sie ist auch teststatistisch geeigneter, da auf diese Weise vier Gruppen mit eher ähnlicher Zellenbesetzung entstehen dürften. Grundsätzlich ist aber die Klassifizierung von Typen immer problematisch, da durch den klaren Schnitt Probanden mit absolut kaum unterschiedlichen Antworten in zwei völlig unterschiedliche Gruppen eingeteilt werden können.

Die vier Bindungstypen - am Mittelwert von Angst ($M=2.98$) und Vermeidung ($M=2.86$) dieser Stichprobe gebildet - weisen 32% der Probanden als sicher (17 Singles, 37 Paarpersonen), 22% als ängstlich-vermeidend (29 Singles, 8 Paarpersonen), 23% als ängstlich-ambivalent (23 Singles, 15 Paarpersonen) und 23% als gleichgültig-vermeidend (10 Singles, 18 Paarpersonen) aus. Für die weiteren Berechnungen werden die solcherart gebildeten vier Bindungstypen verwendet.

Spiegelt sich der Partnerwunsch der Singles in den vier Bindungstypen wider? Die Varianzanalyse über den Partnerwunsch der Singles (einfaktorielle Varianzanalyse: UV vier Bindungsstile; AV Partnerwunsch) offenbart einen hoch signifikanten Haupteffekt für den Bindungstyp ($F(3/85)=10.635$, $p<.001$). Die ängstlich-ambivalenten Singles haben den stärksten Partnerwunsch von allen (Scheffé-Test und S-N-K-Test p mind. $<.05$), die gleichgültig-vermeidenden den geringsten, was aber statistisch nicht erheblich ist. Die gleiche Varianzanalyse über den Veränderungswunsch der Paare gerechnet macht deutlich, daß hier die ängstlich-vermeidenden den größten Wunsch nach eine Single-Leben verspüren, signifikant stärker als die sicheren und die ängstlich-ambivalenten ($F(3/74)=9.136$, $p<.001$; Scheffé-Test $p<.01$; im S-N-K-Test setzen sich die ängstlich-vermeidenden zusätzlich von den ängstlich-ambivalenten ab) und ihr Mittelwert des "Veränderungswunsches" dem der Singles dieser Gruppe nicht unähnlich ist; die ängstlich-ambivalenten Paarpersonen möchten in der Tendenz der Mittelwerte am wenigsten gern mit den Singles tauschen. In der Dauer des Single-Seins besteht kein Unterschied in Abhängigkeit des Bindungsstils, wohl aber in der angestrebten Dauerhaftigkeit des Single-Daseins - die gleichgültig- und ängstlich-vermeidenden möchten signifikant noch länger Single sein als die sicher und ängstlich-ambivalent gebundenen Singles ($F(3/83)=6.97$, $p<.001$; Student-Newman-Keuls $p<.05$; im konservativen Scheffé-Test setzten sich vor allem die gleichgültig-vermeidenden Singles von sicher und ängstlich-ambivalent gebundenen ab, $p<.05$).

5.3.3.3 Zur Hypothese 1c

Angenommen wurde, daß sich Singles und Paare in ihrem Bindungsstil unterscheiden. Die Ergebnisse zeigen, daß bei dimensionaler Betrachtung Singles im Vergleich zu Paaren sowohl bindungsängstlicher als auch bindungsvermeidender sind. Auch hinsichtlich der Verteilung auf die vier Bindungstypen sicher, ängstlich-ambivalent, ängstlich-vermeidend und gleichgültig-vermeidend wird dies deutlich - Singles gehören im Vergleich zu Paaren häufiger zu den beiden ängstlichen Typen, seltener zum sicheren Bindungstyp, aber auch seltener zum gleichgültig vermeidenden. Damit kann die **Hypothese 1c** nach der Singles einen weniger sicheren Bindungsstil haben, klar angenommen werden. Deutlich wird aber, daß sie nicht grundsätzlich gleichgültig-vermeidend sind, also einfach wenig Interesse an einer engen Beziehung haben, sondern wenn, dann eher ängstlich-vermeidend sind. Dabei sind vor allem die unfreiwilligen Singles bindungsängstlicher als Personen in anderen Lebensformen. Die freiwilligen Singles sind in der Tat bindungsvermeidender als die anderen Gruppen; alle gleichgültig-vermeidenden Singles sind freiwillige Singles! Das Geschlecht

spielt keine Rolle, auch nicht das Alter der Probanden. Nicht bestätigen ließ sich die Vermutung, nach der Single vielleicht aufgrund schlechter Erfahrungen mit Beziehungen bindungsunsicherer sind. Hingegen spiegelt sich der Partnerwunsch im Bindungsstil der Singles wider. Die ängstlich-ambivalente Singles haben den stärksten Partnerwunsch von allen, bei den Paaren ist dies die Gruppe, die im Vergleich zu anders gebundenen Paarpersonen am liebsten auch einmal mit den Singles tauschen würde. Vermeidende Probanden (ängstlich- und gleichgültig-vermeidende) gleich ob zur Zeit mit oder ohne feste Beziehung, können sich ehesten vorstellen, ohne festen Partner zu leben (was allerdings aufgrund der niedrigen Zellenbesetzung mit Vorsicht zu behandeln ist).

5.3.4 Liebesstil

Welchen Liebesstil haben Singles? Sind Singles mehr oder weniger romantisch als Nicht-Singles, weniger pragmatisch und altruistisch, dafür aber spielerischer in der Liebe? Um dies herauszufinden wurde die Ausprägung der sechs Farben der Liebe (*Eros, Storge, Pragma, Mania, Ludus, Agape*) bei Singles und Paaren mit Hilfe einer multivariaten Varianzanalyse verglichen; wieder wurde das Geschlecht als weitere unabhängig Variable und das Alter als Kovariate in die Rechnung mitaufgenommen.

Multivariat unterscheiden sich Singles und Paare in der Ausprägung der sechs Liebesstile nicht voneinander. Es wird lediglich der Haupteffekt des Geschlechts signifikant ($F(6/146)$, 5.342, $p < .001$). Das Alter spielt eine marginal signifikante Rolle ($F(6/146)=2.011$, $p < .1$). Univariat unterscheiden sich Männer und Frauen im Liebesstil Storge ($p < .05$) und Agape ($p < .001$); Männer haben einen freundschaftlicheren und altruistischeren Liebesstil als Frauen. Der sich univariat andeutende Unterschied zwischen Singles und Paaren im Liebesstil Storge (Singles pflegen danach weniger einen freundschaftlichen Liebesstil) sollte aufgrund des fehlenden multivariaten Haupteffekts nicht interpretiert werden.

Bei der genaueren Betrachtung der Singles offenbart sich ein signifikanter multivariater Unterschied zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles ($F(6/76)=2.497$, $p < .05$), der sich univariat bei Mania äußert ($p < .019$) und wieder ein Geschlechtseffekt ($F(2/76)=3.023$, $p < .05$), der sich univariat in diesem Fall bei Storge ($p < .01$) und marginal bei Mania ($p < .1$) zeigt. Single-Männer haben im Vergleich zu den Single-Frauen höhere Werte bei Storge und in der Tendenz auch bei Mania. Vor allem aber sind unfreiwillige Singles manischer in der Liebe als freiwillige. Das Alter hat diesmal insgesamt keinen signifikanten Einfluß. Die Überprüfung der Subgruppen läßt neben dem bekannten Haupteffekt für das Geschlecht

(univariat wieder bei Storge und Agape) und einem tendenziellen Einfluß des Alters auch einen Haupteffekt für die Subgruppe erkennen ($F(18/402)=1.869$, $p<.05$), der sich bei Mania ($p<.01$) und marginal bei Storge ($p<.1$) deutlich macht. Die freiwilligen Singles (und insbesondere die weiblichen) sind am wenigsten manisch in der Liebe und setzen sich damit signifikant im post hoc Test von den anderen ab (S-K-N-Test $p<.05$; im konservativeren Scheffé-Test unterscheiden sie sich allein von den unfreiwilligen Singles, nicht aber von den beiden Paar-Gruppen); in der Tendenz der Mittelwerte sind vor allem die unfreiwilligen Single-Männer und die verheirateten Frauen sehr besitzergreifend in der Liebe. Bei Storge zeigt sich wenn, dann nur die Tendenz, daß beide Single-Gruppe eher einen weniger freundschaftlichen Liebesstil haben, den freundschaftlichsten pflegen unverheiratete Paare (wobei sich dies nicht im post hoc -Test nachweisen läßt); den höchsten Wert bei Storge erreichen die verheirateten Männer, den niedrigsten die verheirateten Frauen. Die verheirateten Paare unterscheiden sich zudem in ihrer hohen Ausprägung von Pragma signifikant von den unverheirateten Paaren (S-K-N-Test $p<.05$; Scheffé-Test nicht signifikant), wobei sich jeweils beide Gruppen nicht von den Singles absetzen.

5.3.4.1 Zur Hypothese 1d

Die Mittelwerte von Ludus tendieren in die prognostizierte Richtung - freiwillige Singles haben den spielerischsten Liebesstil, gefolgt von den unfreiwilligen Singles, den unverheirateten Paaren und schließlich den verheirateten, die ihrerseits am pragmatischsten sind und auch am meisten zu Agape neigen, wobei insbesondere die verheirateten Frauen zudem auffällig besitzergreifend sind. Bei Eros erreichen die Paare etwas höhere Werte, besonders aber die unverheirateten Paar-Frauen. Nichtsdestotrotz unterscheiden sich Singles und Paare statistisch über alle sechs Liebesstile nicht, und selbst univariat in Eros, Ludus, Pragma und Agape nicht. Als einzig signifikanter (allein univariater) Unterschied überhaupt neigen Singles weniger zur freundschaftlichen Liebe. Daher muß die **Hypothese 1d** insgesamt zurückgewiesen werden.

5.3.5 Romantizismus

Ein etwas andere Aspekt der Liebe wird durch den **Romantizismus** angesprochen. Sind Single mehr oder weniger romantisch als Paare? Die univariate Varianzanalyse über die Skala Romantizismus zeigt, daß sich auch in dieser alternative Erfassung der Liebe Singles und Paare nicht voneinander unterscheiden. Männer und Frauen unterscheiden sich ebenfalls nicht und ebensowenig hat das Alter einen Einfluß auf die Ausprägung des Romantizismus. Auch zwischen den freiwilligen und unfreiwilligen Singles gibt es keinen Unter-

schied im romantischen Ideal. Werden jedoch alle vier Subgruppen differenziert betrachtet, zeigt sich ein signifikanter Haupteffekt für die Subgruppe ($F(3/159)=3.054$, $p<.05$). Die Verheirateten setzen sich mit einem wesentlich ausgeprägteren Romantizismus von den anderen drei Gruppen ab (S-N-K-Test, $p<.05$; im Scheffé-Test nur von den freiwilligen Singles). Anders als beim romantischen Liebesstil Eros werden hier also Differenzen sichtbar. Im übrigen verändern sich die Befunde nicht, wenn statt des biologischen Geschlechts die Einstellung zur Geschlechtsrolle "traditionell vs. egalitär" in die Analyse mit aufgenommen wird, wie im einleitenden Punkt (2.1.5.) zum Romantizismus zur Diskussion gestellt worden war. Romantizismus korreliert ebensowenig mit der Geschlechtsrollenorientierung, ebenfalls nicht mit der Maskulinität und nur geringfügig mit der Feminität ($r=.28$, $p<.01$; s. Interkorrelationen in Tab. 7).

Ein Aspekt, der das romantische Ideal auf den Punkt bringt, kann das Warten auf den oder die "Richtige/n" sein. Warten die Singles vielleicht einfach noch auf ihren "Traumprinzen" bzw. ihre "Traumprinzessin" und verzichten deshalb auf eine Partnerschaft mit jemandem, der nicht wirklich dieser Vorstellung entspricht? Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich signifikant in ihren Antworten auf die Fragen, ob sie insgeheim auf ihren Traumprinzen/ihre Traumprinzessin warten ($M=4.62$; Skala 1-7) und überzeugt sind, diesen bzw. diese irgendwann zu treffen ($M=3.89$; Skala 1-7) ($F(2/81)=4.390$, $p<.05$). Tatsächlich scheinen vor allem die unfreiwilligen Singles eher auf diesen Prinzen bzw. diese Prinzessin zu warten ($p<.05$). Beim Warten auf den Traumprinzen/die Traumprinzessin deutet sich allerdings eine (knapp nicht signifikante) klassische Wechselwirkung dahingehend an, daß bei den freiwilligen Singles die Männer, bei den unfreiwilligen die Frauen überzeugter sind, irgendwann den oder die Richtige/n zu treffen.

5.3.5.1 Zur Hypothese 1e

Singles und Paare unterscheiden sich anders als vermutet nicht in der Ausprägung des Romantizismus. Damit muß die **Hypothese 1e** abgelehnt werden. In der differenzierten Analyse wird jedoch deutlich, daß die Verheirateten viel romantischer sind als alle anderen Gruppen. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich hingegen nicht. Ebenso wenig unterscheiden sich Männer und Frauen oder traditionell bzw. egalitär zur Geschlechtsrolle Eingestellte, und auch das Alter spielt keine Rolle. Insbesondere die unfreiwilligen Singles, scheinen dabei noch auf den oder die "Richtige/n" zu warten.

5.3.6 Konfliktreaktion Verlassen (Exit)

Neigen Single bei Konflikten in der Beziehung stärker dazu, die Beziehung zu verlassen, und werden dadurch leichter zu Singles? Die Varianzanalyse über die Konfliktreaktion *Verlassen (Exit)* offenbart, daß dies in der Tat der Fall ist. Singles tendieren hoch signifikant eher zu einem Verlassen der Beziehung als dies Paare tun ($F(1/159)=20.709$, $p<.001$). Weder das Geschlecht noch das Alter haben einen Einfluß. Der Unterschied zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles wird knapp nicht signifikant. Die Tendenz der Mittelwerte weist darauf hin, daß freiwillige Singles eher zum Verlassen von Beziehung neigen als unfreiwillige. Die vier Subgruppen unterscheiden sich erwartungsgemäß signifikant ($F(3/159)=10.059$, $p<.001$). Die Betrachtung der Mittelwerte macht deutlich, daß in absteigender Reihenfolge die freiwilligen Singles am meisten zu Exit neigen, gefolgt von den unfreiwilligen Singles, den unverheirateten Paaren; die Verheirateten neigen am wenigsten dazu. Im post hoc durchgeführten Scheffé-Test und S-N-K-Test setzten sich die Verheirateten von allen anderen Gruppen ab.

Zudem wurde in einer zweiten Varianzanalyse geprüft, ob sich die Angabe darüber, wer die letzte Beziehung beendet hat in der Tendenz zu Exit widerspiegelt. Neben dem bereits beschriebenen Effekt des Beziehungsstatus, nach dem die Singles stärker zu Exit neigen als die Paarpersonen, findet sich auch ein signifikanter Einfluß des Initiators der Trennung ($F(2/143)=5.566$, $p<.01$); diejenigen, die angeben, selber Initiator der letzten Trennung gewesen zu sein, haben höhere Werte bei Exit als diejenigen, die sagen, die Trennung sei vom anderen ausgegangen (Scheffé und S-K-N $p<.05$); zwischen "beide" und "ich" als Trennungsiniciator besteht kein signifikanter Unterschied, ebenso wenig zwischen "beide" und "der andere".

5.3.6.1 Zur Hypothese 1f

Single neigen bei Beziehungskonflikten stärker zu Gedanken und Androhungen, die Beziehung zu verlassen. Die Differenzen zwischen Singles und Paaren in der Konfliktreaktion Exit sind deutlich, so daß die *Hypothese 1f* angenommen werden kann. In der Tendenz der Mittelwerte kristallisiert sich eine absteigende Reihenfolge heraus, angefangen von den freiwilligen Singles, über die unfreiwilligen, zu den unverheirateten Paaren bis zu den Verheirateten, die am wenigsten zum "Verlassen" neigen. Männer und Frauen reagieren gleich häufig mit Exit und auch das Alter ist unerheblich.

Tab. 16. Mittelwerte und Differenzen in den Bindungs- und Liebesmerkmalen

Variable	Singles		Paare		F Status	F Geschl.	F Interaktion
	Männer	Frauen	Männer	Frauen			
Angst^a	3,52	3,38	2,21	2,67	24,247***	0,681	2,263
Vermeidung^a	3,12	3,10	2,60	2,44	11,782**	0,225	0,187
Eros^b	3,70	3,79	8,86	3,97	1,070	0,405	0,002
Ludus^b	2,20	2,17	2,03	1,95	2,000	0,190	0,020
Storge^b	3,05	2,92	3,60	3,10	6,820*	5,591*	1,843
Pragma^b	2,20	2,51	2,20	2,34	0,324	2,241	0,132
Mania^b	3,68	3,40	3,45	3,63	0,000	0,139	2,649
Agape^b	3,62	2,92	3,68	3,14	1,037	19,437***	0,330
Romantizis.^c	4,45	4,63	4,28	4,51	0,910	0,424	0,018
Exit^d	2,31	1,76	2,52	1,94	20,709***	2,561	0,010
Klammern	,130	,114	-,282	,004	5,786*	,941	1,230
Sich-Entzieh.	,007	,235	-,270	,109	13,395***	3,291	,002

* p<.05; **p<.01; *** p<.001

Anm.: ^a univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Bindungsskalen, Kovar. Alter; n=157

^b univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Liebesstile, Kovariate Alter; n=156

^c univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Romantizismus, Kovariate Alter; n=157

^d univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Exit, Kovariate Alter; n=157

5.3.7 Dimensionen des Bindungs- und Liebesvermögens

Welche Dimensionen stehen hinter den unterschiedlichen Aspekten des Liebes- und Bindungsvermögens? Lassen sich die untersuchten Merkmale auf wenige Faktoren reduzieren? Wie die Interkorrelationsmatrix (Abschnitt 4.3.3.3.) verdeutlicht, sind die untersuchten zehn Aspekte des Liebes- und Bindungsvermögens nicht völlig unabhängig voneinander. Es bestehen schwächere bis mittlere Korrelationen zwischen einigen Skalen. Die höchsten Zusammenhänge bestehen insbesondere zwischen der Bindungsvermeidung und anderen Skalen, wie Ludus ($r=.40$, $p<.01$), Exit ($r=.41$, $p<.01$) bzw. negativ dem Romantizismus ($r=-.45$, $p<.01$), aber auch der Bindungsangst und Pragma ($r=.42$, $p<.01$). Daher wurde mit Hilfe einer Faktorenanalyse (PCA mit Varimax-Rotation) über die zehn Skalen (Bindungsstile Angst und Vermeidung, sechs Liebesstile, Romantizismus und Exit) überprüft, ob sich die untersuchten Aspekte des Liebes- und Bindungsvermögens auf wenige inhaltlich sinnvolle Dimensionen reduzieren lassen. In die Analyse gingen die Daten aller 167 Versuchspersonen ein, da aufgrund der theoretischen Konzeption der Skalen keine Differenzen in der Faktorenstruktur bei Männer und Frauen zu erwarten sind und sich die von Singles und Paaren als ähnlich erwiesen hat. Es werden drei Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert, die zusammen 55% der Varianz aufklären. Der Eigenwertverlauf

legt jedoch eher eine 2-faktorielle Lösung nahe (Eigenwerte 2.575, 1.760, 1.158, 0.920 ...). Aufgrund des Eigenwertverlaufs und wegen des angestrebten Ziels der Merkmalsreduktion wurde entschieden, eine weitere Faktorenanalyse mit einer auf zwei Faktoren begrenzten Lösung zu berechnen. Die Ladungsstruktur der Skalen auf diesen beiden Faktoren ist nicht ganz eindeutig, es bestehen einige Doppelladungen. Dennoch lassen sich die beiden Faktoren sinnvoll interpretieren (alle Ladungen $a > .4$, bis auf Storge $a = -.36$; s. Faktorladungen in Tab. 8b.). So laden auf dem ersten Faktor (26% Varianzaufklärung) Bindungsvermeidung, Exit und Ludus eindeutig positiv, Romantizismus eindeutig negativ, sowie ebenfalls negativ Eros, Agape und schwächer auch Storge, die ihre höhere Ladung zwar auf diesem ersten Faktor haben, gleichzeitig aber eine positive Doppelladung auf dem zweiten Faktor aufweisen. Dieser erste Faktor bündelt alle Aspekte, die beinhalten, einen Partner nicht zu nahe an sich heran kommen zu lassen, also Verhaltensweisen und Gefühle wie Nähevermeiden und Distanz, und soll daher als "Sich-Entziehen" bezeichnet werden. Auf dem zweiten Faktor laden deutlich positiv Mania, Angst (bei einer schwächeren Doppelladung auf dem ersten Faktor) und Pragma (18% Varianzaufklärung). Dieser Faktor beinhaltet Aspekte, die darauf hindeuteten, dass die Beziehung zu einem Partner nicht angstfrei, aber möglicherweise um jeden Preis gewollt ist, und soll daher als "Klammern" bezeichnet werden.

Auf Basis der Faktorladungen wurden zwei neue Skalen aus den zehn einzelnen Aspekten des Liebes- und Bindungsvermögens gebildet (Mittelwerte der Skalen, die auf einem Faktor zusammen jeweils am höchsten laden):

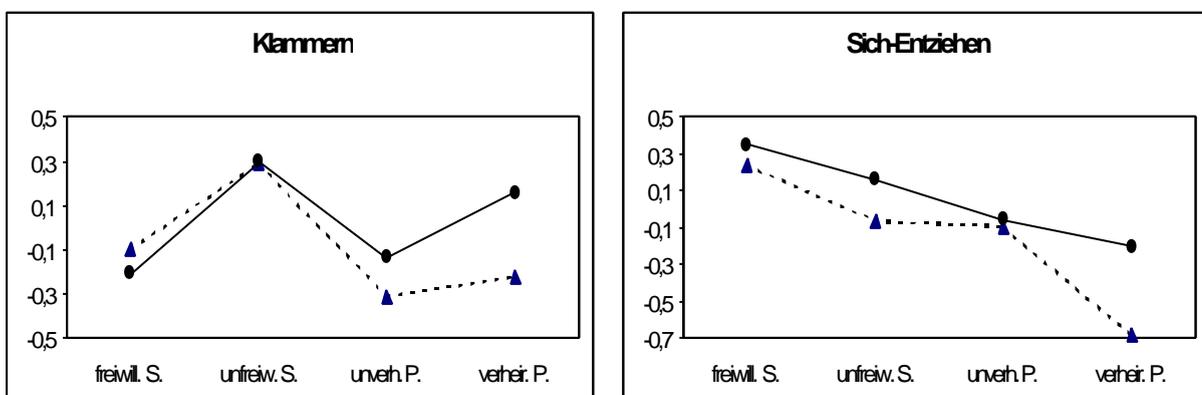
- **"Sich-Entziehen"** = \emptyset (Vermeidung + Exit + Ludus + (- Romantizismus) + (- Eros) + (- Agape) + (- Storge))
- **"Klammern"** = \emptyset (Angst + Mania + Pragma)

Beide Skalen korrelieren aufgrund ihrer faktorenanalytischen Herleitung erwartungsgemäß nicht ($r = .03$, $p = \text{ns.}$). Über diese beiden neuen Skalen Sich-Entziehen und Klammern wurde wieder eine multivariate Varianzanalyse mit den unabhängigen Variablen Beziehungsstatus und Geschlecht und dem Alter als Kovariate gerechnet. Es zeigt sich allein ein hoch signifikanter Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(2/151) = 9.970$, $p < .001$), der sich univariat in beiden Skalen niederschlägt: Singles neigen in der Liebe stärker dazu, sich zu entziehen ($p < .001$) und tendieren gleichzeitig dazu, zu klammern ($p < .05$). In der Tendenz der Mittelwerte neigen die Frauen beider Gruppen stärker dazu, sich zu entziehen ($p < .1$). Das Alter hat keinen Einfluß. Bei näherer Betrachtung der Singles offenbart sich ein signifikanter Unterschied zwischen den freiwilligen und den unfreiwilligen Singles

($F(2/81)=5.742$, $p<.01$), der univariat wieder in beiden Skalen deutlich wird. Unfreiwillige Singles neigen eher zum klammern ($p<.01$), freiwillige dazu, sich zu entziehen ($p<.05$). Auch der Vergleich der vier Subgruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, verheiratete/unverheiratete Paare ist aufschlußreich. Neben einem Haupteffekt für die Subgruppe ($F(6/294)=6.406$, $p<.001$), der univariat wieder bei beiden Skalen signifikant wird (Sich-Entziehen $p<.001$), Klammern $p<.01$), zeigt sich auch ein marginaler, multivariater Haupteffekt für das Geschlecht ($F(2/147)=2.947$, $p<.1$); die Frauen aller vier Gruppen neigen nach eigenen Angaben eher dazu, sich einem Partner gegenüber zu entziehen ($p<.05$). In der Tendenz der Mittelwerte wird deutlich, daß vor allem die unfreiwilligen Singles beiderlei Geschlechts zum Klammern neigen, aber auch die verheirateten Frauen recht stark klammern; die Männer beider Paargruppen tun dies am wenigsten von allen (s. Tab. 16). Beim Sich-Entziehen wird parallel für beide Geschlechter eine absteigende Reihenfolge deutlich, angefangen von den freiwilligen Singles, die sich am meisten entziehen, über die unfreiwilligen Singles, die unverheirateten Paare und die verheirateten Paare, die am wenigsten dazu tendieren; am wenigsten entziehen sich die verheirateten Männer. Damit ergibt sich ein ähnliches Muster wie allein bei den beiden Bindungsskalen Angst und Vermeidung.

Interessanterweise hängt weder das Klammern noch das Sich-Entziehen mit der Dauer des Single-Seins zusammen (Korrelation Dauer/Klammer $r=-.01$; Dauer/Sich-Entziehen $r=-.1$, beide $p=ns.$). Das Sich-Entziehen korreliert mäßig hoch mit der erwünschten Dauerhaftigkeit des Single-Daseins, was als Validierungshinweis gewertet werden kann (Korrelation Dauer/Klammer $r=-.19$, $p<.1$; Dauer/Sich-Entziehen $r=.33$, $p<.01$).

Abb. 9 Subgruppen-Profil: Dimensionen des Bindungs- und Liebsvermögens "Klammern" und "Sich-Entziehen"



Anm.: - - - Männer; __◆__ Frauen

5.3.8 Zur Leitfrage: Unterscheiden sich Singles und Paare im Bindungs- und Liebesvermögen?

In der konkretisierten *Leitfrage* der Arbeit wurde vermutet, daß sich Singles und Paare in ihrem *Bindungs- und Liebesvermögen* unterscheiden. Festzustellen ist auf der globalen Ebene, daß sie sowohl stärker zum Klammern neigen, als auch zum Sich-Entziehen. Dabei unterscheiden sich freiwillige und unfreiwillige Singles derart, daß die unfreiwilligen eher zum Klammern, die freiwilligen zum Sich-Entziehen tendieren. Am wenigsten neigen die Verheirateten dazu, sich zu entziehen. Deutlich wird auch, daß Frauen generell eher dazu neigen, sich zu entziehen, bis auf die verheirateten Frauen, die fast ebenso stark zum Klammern neigen, wie die unfreiwilligen Singles. Auf der konkreten Ebene der Skalen zeigt sich, daß sich Singles und Paare vor allem in den beiden Bindungsskalen Angst und Vermeidung unterscheiden, wobei hier die unfreiwilligen höhere Werte in der Bindungsangst, die freiwilligen in der Bindungsvermeidung erreichen. Zudem neigen sie bei Beziehungskonflikten eher dazu, an das Verlassen der Beziehung zu denken oder damit zu drohen. In ihrem Liebesstil differenzieren sie kaum, allein zur freundschaftlichen Liebe tendieren die Singles weniger. Kein Unterschied zeigt sich auch im generellen Romantizismus; hier fallen insbesondere die Verheirateten durch eine hohe Ausprägung auf.

5.3.9 Partnerlos, alleinstehend, alleinwohnend: Korrelationen mit dem Bindungs- und Liebesvermögen

In der vorliegenden Arbeit wurden Singles über ihre Partnerlosigkeit definiert. Korreliert diese Unterscheidung verschiedener Lebensformen höher mit individuellen Unterschieden im Liebes- und Bindungsvermögen als die Wohnform oder der Familienstand, und sie daher zur Differenzierung verschiedener Lebensformen angemessener? Dazu wurden die Korrelationen zwischen drei unterschiedlichen Definitionen von Lebensformen (Beziehungsstatus, Wohnform und Familienstand) auf der einen Seite mit den beiden Skalen des Liebes- und Bindungsvermögens "Klammern" und "Sich-Entziehen" auf der anderen Seite berechnet und verglichen (s. Tab. 17). Mit "Klammern" korreliert allein der Beziehungsstatus signifikant, wenngleich der Zusammenhang nicht sonderlich beeindruckend ist. Mit der Skala "Sich-Entziehen" hängen sowohl der Beziehungsstatus als auch die Wohnform signifikant zusammen; zwischen beiden Korrelationen besteht kein signifikanter Unterschied ($z=0.38$).

Tab. 17. Korrelationen zwischen den Skalen des Bindungs- und Liebesvermögens und drei alternativen Definitionen von Lebensformen

	Beziehungsstatus	Wohnform	Familienstand
Klammern	-.183*	-.066	-.033
Sich-Entziehen	-.286**	-.255**	-.126

* $p < .05$, ** $p < .01$; n mind. 165

5.3.10 Profil

Folgende Profile des Bindungs- und Liebesvermögens lassen sich zusammenfassend für die vier Gruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, verheiratete/unverheiratete Paare, jeweils getrennt für Männer und Frauen erstellen. Beschrieben werden die relativen Tendenzen der Rangreihe der Mittelwerte im Vergleich zu den anderen Gruppen, nicht signifikante Unterschiede.

- *freiwillige Singles*

Frauen: sind recht bindungsängstlich und stark bindungsvermeidend, fallen im Vergleich zu den anderen Gruppen und insbesondere den anderen Frauen durch ihre geringe Ausprägung der manischen Liebe auf, sind gleichzeitig nicht sonderlich romantisch, haben auch nur eine mäßig hohe Ausprägung im Romantizismus und neigen am stärksten von allen bei Konflikten zum Verlassen von Beziehungen.

Männer: sind recht bindungsängstlich und stark bindungsvermeidend, fallen im Vergleich zu den anderen Gruppen durch ihre geringe Ausprägung der freundschaftlichen, dafür der höchsten der spielerischen Liebe auf und sind gleichzeitig nicht sehr romantisch, haben auch nur eine mäßig hohe Ausprägungen des Romantizismus und neigen bei Konflikten ebenfalls sehr stark zum Verlassen der Beziehung.

- *unfreiwillige Singles*

Frauen: sind besonders bindungsängstlich und nicht so sehr bindungsvermeidend, sind ebenfalls nicht sehr romantisch, fallen dabei durch keinen Liebesstil besonders auf, haben nur mäßig hohe Ausprägungen des Romantizismus und neigen recht stark zu Exit bei Beziehungskonflikten.

Männer: sind besonders bindungsängstlich und nicht so sehr bindungsvermeidend, haben im Vergleich zu den anderen die geringste Ausprägung bei Eros und ebenfalls nur einen wenig freundschaftlichen Liebesstil, dafür aber einen auffallend manischen Liebesstil, haben eine nur mäßig hohe Ausprägung des Romantizismus und verlassen ebenfalls bei Konflikten die Beziehung relativ leicht.

- *unverheiratete Paare*

Frauen: sind kaum bindungsängstlich und nicht sonderlich bindungsvermeidend, haben einen recht romantischen Liebesstil, einen wenig spielerischen und ebenfalls wenig pragmatischen, haben nur eine mäßig hohe Ausprägung des Romantizismus, neigen aber nicht so sehr zum Verlassen einer Beziehung bei Konflikten.

Männer: sind noch weniger bindungsängstlich und kaum bindungsvermeidend, haben einen wenig romantischen und wenig pragmatischen, dafür aber einen recht freundschaftlichen Liebesstil, haben auch nur mäßig hohe Ausprägungen des Romantizismus, verlassen die Beziehung aber nicht so leicht, wenn es Konflikte gibt.

- *verheiratete Paare*

Frauen: sind ebenfalls weder bindungsängstlich und überhaupt nicht bindungsvermeidend, sind recht romantisch, aber auch sehr pragmatisch, sehr manisch und im Vergleich zu anderen Frauen (aber nicht zu Männern) recht fürsorglich in der Liebe, fallen durch ihre im Vergleich zu den anderen Gruppen hohe Ausprägung von Romantizismus auf und verlassen die Beziehung auch bei Konflikten nicht.

Männer: sind von allen die am wenigsten bindungsängstlichen und vermeidenden, fallen durch ihren sehr romantischen, aber auch sehr pragmatischen, sehr freundschaftlichen und sehr fürsorglichen Liebesstil auf, sind gleichzeitig am wenigsten spielerisch in der Liebe, haben von allen die höchsten Ausprägungen im Romantizismus und neigen am wenigsten von allen dazu, bei Beziehungskonflikten an Exit zu denken.

5.3.11 Diskussion

Untersucht wurde das Bindungs- und Liebesvermögen von Singles im Vergleich zu Paaren. Sie wurden in Merkmalen der Freiwilligkeit und Dauerhaftigkeit, ihrem Bindungs- und Liebesstil, ihrem Hang zum Romantizismus und ihrer Neigung, bei Konflikten zur destruktiven Strategie "Exit" - dem Verlassen der Beziehung - zu greifen, verglichen.

Singles sind in der vorliegenden Arbeit nach ihrem derzeitigen Beziehungsstatus als Partnerlose im mittleren Erwachsenenalter definiert worden. Sie lassen sich theoretisch anhand zweier Dimensionen - der Freiwilligkeit und der Dauerhaftigkeit ihres Beziehungsstatus - differenzieren. Diese beiden Dimensionen unterteilen die Single in einer Vier-Felder-Tafel in vier unterschiedliche Typen: Die Ambivalenten, die Hoffnungsvollen, die Überzeugten und die Resignierten (Shostak, 1987; s. Punkt 1.1.3.). Läßt sich diese Kategorisierung anhand der hier vorgefundenen Daten nachvollziehen?

Ein Drittel der hier untersuchten Singles bezeichnet sich selbst als freiwilliger Single, zwei Drittel als unfreiwilliger Single. Freiwillige Singles wünschen sich deutlich weniger häufig einen Partner als dies die unfreiwilligen tun, die zudem angeben, stärker auf der Suche nach einem Partner zu sein. Insgesamt ist den freiwilligen Singles eine Partnerschaft weniger wichtig als den unfreiwilligen. Die Typisierung der Singles in freiwillige und unfreiwillige läßt sich also durch weitere Merkmale, die den Stellenwert einer Partnerschaft bei den Singles umschreiben, bestätigen und weist damit die unmittelbar selbsteingeschätzte Freiwilligkeit des Single-Seins als gut brauchbares Unterscheidungskriterium aus.

Das zweite Kriterium der Typisierung, die Dauerhaftigkeit, die zwischen temporären und dauerhaften Singles unterscheidet, muß differenzierter betrachtet werden. Zunächst muß unterschieden werden, ob jemand erst seit kurzem bzw. schon lange Single ist, und ob er

nur noch kurz oder lange Single bleiben möchte, eine Differenzierung, die bei der Definition über die Partnerlosigkeit anders als beim Ledig-Sein bedacht werden will. Die Dauer des Beziehungsstatus und die angestrebte Dauer korrelieren in den vorliegenden Daten nicht miteinander. Die vorgeschlagene Einteilung der Singles nach der Dauerhaftigkeit kann daher für die Partnerlosen nicht einfach nachvollzogen werden. Die hier befragten Singles sind im Durchschnitt über 2 Jahre ohne eine feste Partnerschaft, nur 10 hatten noch nie eine feste Beziehung. 60% wollen nicht mehr lange Single bleiben, nur 11% möchten dies noch ziemlich lange sein, jedoch keiner der Singles strebt an, für immer Single zu bleiben. Nur 7 Singles (5 unfreiwillige und 2 freiwillige) glauben bzw. fürchten, für immer Single zu sein. Damit kann der Single-Typ der Überzeugten, die bewußt eine feste Partnerschaft für sich ausschließen, und deren Zahl laut eines von Shostak (1987) angeführten Zitats so dramatisch gestiegen sein soll, aber auch kaum der Typ der Resignierten wiedergefunden werden. Die Tauglichkeit einer Kategorisierung der partnerlosen Singles anhand der Dauerhaftigkeit ihres Beziehungsstatus erscheint daher fraglich, vielmehr ist Single offenbar immer ein nur mehr oder weniger temporär angestrebter Status.

Untermuert wird dies durch die Befunde zur Lebenszufriedenheit: Single sind insgesamt weniger glücklich, weniger lebenszufrieden, fühlen sich einsamer und isolierten als sind als die Paarpersonen. Deutlich wird, daß die unfreiwilligen Singles die Gruppe sind, die sich am schlechtesten fühlt, Verheiratete fühlen sich am besten. Aber auch die freiwilligen Single sind im Vergleich zu Paaren weniger glücklich und fühlen sich häufiger einsam, wenngleich sie nicht grundsätzlich weniger mit ihrem Leben zufrieden sind als die unverheirateten Paare und sich auch nicht stärker von anderen isoliert fühlen. Auffällig isoliert fühlen sich die unfreiwilligen Singles und hier insbesondere die unfreiwilligen Single-Männer, ganz im Gegensatz zu den verheirateten Männern, die sich von allen am wenigsten isoliert fühlen. Daß heißt, Singles - bei nähere Betrachtung vor allem die unfreiwilligen Single-Männer - fühlen sich zwar generell häufiger einsam als diejenigen, die einen Partner haben, aber nicht grundsätzlich von anderen Menschen isoliert. Anders als unter Punkt 2.1.1. diskutiert, verfügen die Frauen, die insgesamt zufriedener mit ihrem Leben sind, nicht über ein größeres soziales Netzwerk. Jedoch verfügen Singles anders als in einigen Klischees unterstellt nicht über eine Unmenge von lockeren Bekanntschaften, mit denen sie ständig zusammen und unterwegs sind. Sie unterscheiden sich weder in der Anzahl von Kontaktpersonen, noch in der Treffhäufigkeit von den Paaren - die verheirateten Männer haben zusammen mit den freiwilligen Single-Männern die meisten Freunde und die häufigsten Treffs.

Demzufolge scheint das Single-Leben - selbst wenn es bewußt gewählt ist - die Menschen nicht so glücklich und zufrieden zu machen, wie eine feste Partnerschaft. Dies liegt offensichtlich nicht an einem Mangel an Gesellschaft per se. Das Leben mit anderen, am besten einem Partner, zu teilen scheint die meisten Menschen doch glücklicher, lebenszufriedener und weniger einsam und isoliert zu machen. Insgesamt sind die Singles nicht grundsätzlich bindungs- und beziehungslos, sondern in aller erster Linie partnerlos!

Festzustellen ist, wie schon an der durchschnittlichen Dauer des Beziehungsstatus ablesbar, daß Singles nicht immer Singles waren. Auch sie hatten schon feste Beziehungen in ihrem Leben, genauso viele feste Beziehungen wie diejenigen, die zur Zeit in einer festen Partnerschaft leben. Allerdings waren ihre Beziehungen, egal ob sie freiwillig oder unfreiwillig Single sind, mit durchschnittlich 4 ½ Jahren eindeutig kürzer, als die der Paare. Hatten Singles nicht nur eine ähnliche hohe Anzahl fester Beziehungen, haben sie sich bisher in ihrem Leben auch genauso häufig verliebt wie diejenigen, die einen Partner haben. Sie verlieben sich auch zur Zeit manchmal, häufiger, als dies diejenigen angeben, die in einer festen Partnerschaft leben, für die also vielleicht das Verlieben zumindest zur Zeit kein Thema ist. Auch kennen die meisten Singles, insbesondere die Frauen, umgekehrt andere Menschen, die potentielle Partner sein könnten; sie berichten von Verehrern, die sie manchmal oder sogar oft haben. Nur wenige Singles geben an, nur selten oder gar nie jemand kennenzulernen, der sich für sie interessiert. Demnach ist also die Unfreiwilligkeit des Single-Dasein nicht allein eine Frage des "Angebots" an sich.

Singles haben ihren momentanen Status als Single kürzer als die Paarpersonen ihren Paarstatus. Zu bedenken ist, daß diejenigen mit fester Beziehung vor ihrer jetzigen Partnerschaft nicht zwingend selbst Single gewesen sein müssen, sondern möglicherweise einen anderen Partner hatten. Hier läßt sich spekulieren, ob es Personen gibt, die vielleicht aus einer generellen Partnerschaftsorientierung oder aus der Angst allein zu sein heraus dazu neigen, sich erst von jemandem zu trennen, wenn ein neuer Partner als Alternative in Aussicht ist, sie also salopp gesagt, nahtlos von einer Beziehung in die andere wechseln können. Die unverheirateten Paar-Frauen scheinen diesem partnerorientierten Typus (Peuckert, 1996) am ehesten zu entsprechen. Sie haben sich im Vergleich zu den anderen bisher auffällig häufig in ihrem Leben verliebt, hatten die meisten festen Beziehungen und die bisher längsten Beziehungen. Auf sie trifft vielleicht am ehesten die Beschreibung der "seriellen Polygamie" (Caspari, 1972) zu, also einer monogamen Lebensweisen als Paare mit aufein-

ander folgenden, wechselnden Partner, die nach den vorliegenden Daten aber insbesondere eine "serielle Polyandrie" zu sein scheint.

Nicht bestätigen läßt sich die Vermutung, Singles hätten vielleicht besonders oft schlechte Beziehungserfahrungen in ihrem Leben gemacht. Sie bezeichnen sich nicht häufiger als „gebranntes Kind“ als die Paarpersonen, und auch ihre Trennungen gingen genauso häufig von ihnen selbst, dem/der anderen oder von beiden aus, wie bei den jetzigen Paarpersonen auch. Schlechte Erfahrungen mit Beziehungen und böse Trennungen, aufgrund derer sie davor zurückscheuen, wieder eine feste Beziehung einzugehen, scheinen daher nicht für ihren Zustand als Single verantwortlich gemacht werden zu können. Inwieweit sie sich in einer Partnerschaft anders verhalten oder eine ungünstigere Partnerwahl treffen als die momentanen Paarpersonen, auf Grund dessen ihre Beziehungen vielleicht leichter in die Brüche gehen, läßt sich anhand der Daten nicht beantworten.

Insgesamt haben die Singles also eine ähnliche Beziehungskarriere hinter sich, wie diejenigen mit einer Partnerschaft, versuchen es also durchaus mit Partnerschaften, und auch sie haben einen mehr oder weniger ausgeprägten Wunsch nach einer festen Beziehung. Kurz gesagt, eigentlich wollen alle einen Partner, nur daß die einen derzeit einen haben, die anderen nicht. Damit erweist sich der Zustand als Single jedoch vor allem deutlich allein als eine Moment-Aufnahme - zu einem anderen Untersuchungszeitpunkt könnten die Verhältnisse anders liegen.

Haben zwar unfreiwillige Singles den deutlich größeren Partnerwunsch, und geben sie auch an, stärker nach einem Partner zu suchen, scheinen sie nicht wirklich aktiv etwas dafür zu tun. Zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles besteht zwar ein Unterschied im Ausmaß des Partnerwunsches und der Partnersuche, nicht aber im Aktivitätsgrad der verwendeten Strategien bei der Partnersuche. Bei den unfreiwilligen Singles hängt ihr Partnerwunsch kaum mit der "Suchstrategie", die sie anwenden, um einen Partner zu finden, zusammen. Hier lassen sich Ähnlichkeiten mit dem vorgeschlagenen Single-Typus der Resignierten insofern entdecken, als daß auch die unfreiwilligen Single sich zwar genauso häufig verlieben und sich eigentlich einen Partner wünschen, aber nichts dafür tun. Fraglich ist nur, ob sie nichts *mehr* dafür tun, oder noch nie etwas dafür getan haben.

Denkbar ist, daß sie zu den Menschen gehören, die eher an das Schicksal glauben (wie die Resignierten es tun sollen), ihm aber offenbar nicht aktiv "nachzuhelfen" versuchen. Ihr

Verhalten könnte dem von Personen, die einen starken Glauben an eine gerechte Welt haben, also daran, dass jeder das bekommt, was er verdient, ähneln. Ebenso wie diese setzten sich die unfreiwilligen Singles zwar aktiv mit ihrem Schicksal auseinander (sind daher vielleicht auch bereit, einen Fragebogen zum Thema Singles auszufüllen), neigen jedoch gleichzeitig ebenfalls zur Depressivität (nach Bierhoff, 1998), dem Gegenpol zur Lebenszufriedenheit (Fahrenberg, Hampel & Selg, 1989), die ihrerseits wiederum eher Passivität nach sich zieht (Seligman, 1975). Verharren Singles also in ihrer Unzufriedenheit, weil sie glauben, in einer gerechten Welt ohnehin nicht viel an ihrem Schicksal ändern zu können? Bewegen sie sich in einem Teufelskreis von Unzufriedenheit, Depressivität und Passivität, in dem sie zwar mit ihrem Schicksal hadern, jedoch keine aktiven Konsequenzen folgen lassen, ähnlich dem, was die Theorie der erlernten Hilflosigkeit (Seligman, 1975) beschreibt?

Oder sind sie zu schüchtern, aktiv einen Partner zu suchen? Neyer (1999) stellt in einem Vergleich junger Erwachsener in verschiedenen Lebensformen fest, daß Singles in der Tat schüchterer sind, gerade wenn sie beziehungsunerfahren sind. Zudem haben sie dann höhere Werte im Neurotizismus (Neo-FFI; Borkenau & Ostendorf, 1993) und ein niedrigeres Selbstwertgefühl. Bindungssicherheit hat sich in anderen Untersuchungen als verknüpft mit dem Selbstwertgefühl erwiesen (Bartholomew & Horowitz, 1991). Einer eigenen Untersuchung an Studenten zufolge, in der sowohl der Bindungsstil als auch die Big Five der Persönlichkeit (Costa & McCrae, 1985) erfaßt wurden, sind die partnerlosen Singles ebenfalls neurotizistischer und weniger verträglich als Personen mit festen Partnerbeziehungen⁴⁰. Das heißt, Singles scheinen eher weniger harmoniebedürftig und kooperativ zu sein, egozentrischer zu sein und sich schneller aus der Ruhe und ihrem seelischen Gleichgewicht bringen zu lassen.

Bindungsunsicherheit (die bei den Singles höher ausgeprägt ist; s. u.) scheint auch mit der Tendenz zum Self-Monitoring zusammenzuhängen, also der Tendenz, sich stärker von der sozialen Erwünschtheit einer Situation leiten zu lassen. Dies könnte in der Tat darauf hinweisen, daß Singles besonders viel Wert auf die Meinung anderer legen und vielleicht gerade deshalb nicht auf eine feste Paarbeziehung einlassen möchten, die verlangt, zu einer

⁴⁰ Untersucht wurden insgesamt 122 Psychologie-Studenten und -Studentinnen der Ruhr-Universität-Bochum (33 Singles; 88 Paarpersonen). Die einfaktorielle Varianzanalyse über die Big Five der Persönlichkeit Neurotizismus, Extraversion, Offenheit, Gewissenhaftigkeit und Verträglichkeit mit dem Beziehungsstatus als unabhängiger Variablen zeigt einen multivariat marginal signifikanten Haupteffekt des Beziehungsstatus auf

anderen Person zu stehen, offen Sympathie zu bekunden und immer das Risiko einzugehen, sich selbst offenbaren zu müssen und dann womöglich einen "Korb zu kriegen".

Auch unter den aktuellen Paarpersonen mag es solche geben, die wenig aktiv etwas dafür tun, einen Partner zu bekommen, sie hatten nur das Glück, durch Zufall jemandem zu begegnen. Sind die unfreiwilligen Singles also vor allem Opfer ihrer derzeitigen Lebensumstände? Möglich ist, daß sie sich zur Zeit in einer Umgebung bewegen, in der es ganz einfach schwierig ist, durch Zufall jemanden z. B. am Arbeitsplatz oder bei der Freizeitgestaltung kennenzulernen. Allerdings weist der Beruf unfreiwilliger Singles keine Auffälligkeiten im Vergleich zu den Paaren auf. Möglich ist jedoch auch eine Kombination aller aufgezählten Varianten. So könnten die unfreiwilligen Singles, die das Schicksal Single hat werden lassen, gerade wegen ihrer Unzufriedenheit begonnen haben, sich in ihrem Leben einzurichten, d. h. sich in einem engen Netzwerk von Freunden als Partnerschaftsersatz zu bewegen, ihren Beruf wichtig zu nehmen und ihrer Freizeitbeschäftigungen intensiv nachzugehen. Damit haben sie sich in einem funktionierenden, alternativen Leben "verstrickt", das sie zugunsten der aktiven Partnersuche zunächst einmal für sich und ihre Umgebung in Frage stellen müßten und notfalls bereit sein müßten, dieses Leben bei einer neuen Partnerschaft zumindest in Teilen aufzugeben. Denkbar ist, daß sie zu schüchtern sind oder es ihnen peinlich ist, sich als solchermaßen "partnerbedürftig" zu "outen".

Wie unter Punkt 2.3.2. ausgeführt, trägt das ganze Thema der Partnersuche, eng verknüpft mit der Sexualität, die unterschiedlichsten Belastungsfaktoren, angefangen von Moralvorstellungen, Vorurteilen, Sozialer Erwünschtheit und Sozialen Normen, die nicht nur für beide Geschlechter verschieden sind, sondern zudem einer Entwicklung entlang des Zeitgeistes, wenn nicht gar sich rasch wandelnder Moden der verschiedenen Milieus unterliegt. So könnten sich im Zeitalter der *political correctness* die unfreiwilligen Singles scheuen, traditionell auf "Brautschau" zu gehen und damit zugleich ihr soziales Netz von engen Freunden mit einer profanen Partnersuche als "unzureichend" zu brüskieren. In der Praxis sind dabei offene Entscheidungen zu fällen, wie seine Freizeit entlang der Partnersuche oder der Freundespflege zu gestalten. Unfreiwillige Singles müssen daher Sorge tragen, sich nicht bequem in ihrem Zustand "einzurichten", denn sie dennoch als Mangel empfinden.

Folgen unfreiwillige Singles also vor allem einer Vogel-Strauß-Taktik, den Kopf in den Sand zu stecken und zu hoffen und auch daran zu glauben, ihr Leben ändere sich quasi unbemerkt und von allein? Als Hinweis auf den möglichen Einfluß von Schüchternheit und Peinlichkeit könnte neben den erwähnten Ergebnissen in Bezug auf ein niedrigeres Selbstwertgefühl auch die Diskrepanz gewertet werden, die zwischen Männern und Frauen hinsichtlich des Partnerwunsches und der zugegebenen Partnersuche besteht. Wünschen sich beide Geschlechter sowohl bei den freiwilligen wie den unfreiwilligen Singles einen Partner, so geben Männer beider Gruppen an, stärker auf der Suche zu sein; hier kann ein Zusammenspiel sozialer Normen und biologischer Anlagen vermutet werden (vgl. Punkt 2.3).

Trotz oder gerade wegen dieser Beschreibung des Single-Daseins als punktueller Zustand, dem der dann offenbar ebenso punktueller Zustand des Paar-Seins gegenübersteht, unterscheiden sich Singles und Paarpersonen fundamental in ihrem Bindungs- und Liebesvermögen. Bildet sich über alle Probanden hinweg ziemlich genau die auch in anderen Untersuchungen gefundene Verteilung auf die vier Bindungsstile ab (vgl. Punkt 2.1.3.), offenbart sich beim Vergleich von Singles und Paarpersonen, daß die Singles sowohl bindungsängstlicher als auch bindungsvermeidender als diejenigen mit einer festen Partnerschaft sind. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, daß der auffallend unsichere Bindungsstil der Singles bei den unfreiwilligen Singles eher ein bindungsängstlicher, bei den freiwilligen eher ein bindungsvermeidender ist. Entgegen des Klischees vom an Beziehungen desinteressierten, überzeugten Singles, zählen sie jedoch mit Ausnahme einiger weniger freiwilliger Singles kaum zum gleichgültig-vermeidenden Bindungstyp. Vor allem die unfreiwilligen Singles fallen durch ihren ängstlich-ambivalenten Bindungsstil auf. Sie scheinen ihrem ängstlichen Bindungsstil nach zu schließen ein negatives Selbstbild zu haben. Offensichtlich wollen sie also einen Partner, trauen sich aber nicht. Die freiwilligen Singles wollen erst gar keine Beziehung - vielleicht aus Vorsicht heraus, wenn sie ängstlich-vermeidend sind, oder auch aus Desinteresse heraus, wenn sie gleichgültig-vermeidend sind.

Welche Gründe lassen sich für den auffallend unsicheren Bindungsstil der Singles im Vergleich zu Paarpersonen finden? Zwei fundamental entgegengesetzte Wirkungszusammenhänge sind denkbar: Der Bindungsstil einer Person bestimmt ihren Beziehungsstatus oder umgekehrt, ihr Beziehungsstatus bestimmt den Bindungsstil. Beide Wirkungsrichtungen können dabei aus der Argumentation der Bindungstheorie von Bowlby (1969/1975, s. Punkt 2.1.3) abgelesen werden, betont doch Bowlby selbst die Bedeutung der Interaktion

für den Bindungsstil. Dieser interaktive und dynamische Aspekt ist allerdings, wie Carver (1997) bemerkt, etwas außer Sicht geraten: "The theory was developed to describe a dynamic set of normative functions. As such, it represents a broad model for the broader understanding of the nature of human relationships, their evolution, and their dynamics" (S. 881/882).

Bisher lag die Aufmerksamkeit vor allem auf der ersten Wirkungsrichtung. So werden als Ursache späterer Bindungsproblematik im Erwachsenenalter oder gar der Partnerlosigkeit Bindungsstörungen in der Kindheit, negative Bindungserlebnisse und Traumata (Bothmann, 1999), vielleicht auch vermittelt über dysfunktionale Persönlichkeitseigenschaften oder -störungen (Brennan & Shaver, 1998) vermutet, die in retrospektiven Studien Bestätigung erfahren (z. B. Hazan & Shaver, 1987, Klohnen & Bera, 1998). Diese stringente, lineare Ursachenzuschreibung unterstellt weitgehende Stabilität des Bindungsstils. Wie ausgeführt, kann diese allerdings nicht problemlos unterstellt werden. Ein Wechsel des Bindungsstils allein innerhalb stabiler Beziehungen ist nicht selten (Davila, Karney & Bradbury, 1999). Zudem findet sich in den vorliegenden Daten kein Hinweis darauf, daß diejenigen, die negative Bindungserlebnisse gemacht haben und sich daher als "gebranntes Kind" bezeichnen, stärker bindungsängstlich oder -vermeidend sind und überhaupt geben Singles nicht häufiger an, "gebranntes Kind" zu sein als Nicht-Singles.

So ist die umgekehrte Wechselwirkung insbesondere über unterschiedliche Lebensphasen mit und ohne fester Beziehung nicht unwahrscheinlich. Sind Singles also allein deshalb bindungsunsicherer, weil sie *single*, also zur Zeit ohne feste Partnerschaft sind? Wie gesehen, haben sie eine ähnliche Beziehungskarriere durchlaufen wie die aktuellen Paarpersonen, d. h., wären sie vor im Schnitt ca. 2 Jahre untersucht worden, wären sie möglicherweise genauso bindungssicher gewesen, wie jetzt die Paare und umgekehrt. Nach Befunden, die nicht nur die Flexibilität des Bindungsstils über die Zeit, sondern sogar auf die Möglichkeit des kurzfristigen Primings hindeuten (Baldwin et al., 1996), erscheint es sehr gut möglich, daß der derzeitige Zustand als Single den aktuellen Bindungsstil determiniert. Selbst die Beantwortung eines Fragebogens, der explizit das Thema Single bzw. Partnerschaft thematisiert, könnte daher den augenblicklichen Bindungsstil beeinflussen, obgleich Singles wie Paare grundsätzlich über eine vergleichbare Bandbreite unterschiedlicher Bindungsrepräsentationen verfügen könnten.

Außergewöhnlichen Lebensereignisse werden bei der Ursachenforschung psychischer Krankheiten eine große Bedeutung zugewiesen, ebenso der Stabilität des Alltags-Lebens für die Therapie. Auch für die Entwicklung eines unsicheren Bindungsstils bzw. variierenden Bindungsstils werden besondere Lebensereignisse diskutiert (Spangler & Grossmann, 1995). Fördert demnach umgekehrt auch die Stabilität einer festen Beziehung noch im Erwachsenenalter die Herausbildung eines sicheren Bindungsstils? Ohne Zweifel wirkt es naheliegend, daß diejenigen, die lang in einer festen Beziehung leben, die Möglichkeit von Trennung sowie die Aufregungen und Unsicherheiten einer neuen Partnerschaft lange nicht mehr erlebt haben, sich im Laufe der Zeit auch eher sicher an ihren Partner gebunden fühlen könnten.

Dennoch scheint es neben der größeren Bindungsunsicherheit einige Unterschiede zwischen Singles und Paaren zu geben, die nicht allein auf ihren aktuellen Beziehungsstatus zurückführbar erscheinen. Single geben an, stärker zum Verlassen von Beziehungen zu neigen, als Paarpersonen dies tun. Das bedeutet, Singles hatten zwar schon genauso viele Beziehungen wie die Paarpersonen, jedoch waren diese kürzer als die der Paarpersonen und sind - aus welchen Gründen auch immer - gescheitert. War hier doch vielleicht ihr spezifischer Bindungsstil Schuld, der verhindert hat, daß sie sich gerne eng an eine andere Person binden möchten, wie Befunde zur geringeren Beziehungszufriedenheit von unsicher Gebundenen nahelegen (z. B. Hazan & Shaver, 1987)? Immerhin wurde auch nachgewiesen, daß in der Tat unsicher Gebundene und insbesondere ängstlich-ambivalente Personen pessimistischere Erwartungen an eine Beziehung haben, als sicher Gebundene (Baldwin, et al. 1993) und deshalb vielleicht auch eher in einer Art "vorausseilendem Gehorsam" destruktiv auf Beziehungskonflikte reagieren. Nichtsdestotrotz scheinen die Zusammenhänge komplex zu sein, neigen Singles zwar stärker zu Exit, haben aber nicht häufiger die letzte Trennung verursacht als die Paarpersonen.

Nicht bestätigt hat sich die Vermutung, Singles und Paare unterscheiden sich im Ausmaß ihres Romantizismus oder hätten überhaupt einen anderen Liebesstil. So tendieren Singles auch nicht stärker zu Ludus. Wenn, dann scheinen sie einzig der freundschaftlichen Liebe weniger abgewinnen zu können als Nicht-Singles. Auffällig ist, daß freiwillige Singles kaum zum besitzergreifenden Liebesstil neigen. Verlassen insbesondere die freiwilligen Singles leichter eine Beziehung, weil sie weniger besitzergreifend sind, und wenn die erste heiße Liebe vorbei ist oder die ersten Probleme in der Beziehung auftauchen, nicht zur freundschaftlichen Liebe wechseln mögen? Umgekehrt würde dies bedeuten, daß die Ver-

heirateten, die durch ihre recht hohe Ausprägung der manischen Liebe auffallen, vielleicht deshalb geheiratet haben, weil sie besitzergreifend sind und größere Angst haben, den Partner zu verlieren. Plötzlich entsteht ein ganz anderes Bild des Singles, insbesondere des freiwilligen. Was auf den ersten Blick aussieht, wie Desinteresse oder Hedonismus, entpuppt sich womöglich einfach als größere "Relaxtheit" in Bezug auf Partnerschaften, die gerade die Verheirateten offenbar nicht haben. Diese folgen offenbar nach wie vor etwas panische einem romantischen Ideal, was sie durch ihre Ehe zementiert haben. Die hohen Zufriedenheitswerte von Paaren, die erst kurz vor Trennungen absinken, könnten als Hinweise auf diese Beharren im romantischen Ideal trotz einer widersprüchlichen Realität, die sich dann doch Bahn bricht, gewertet werden.

5.3.12 Zusammenfassung

Um zu untersuchen, inwieweit Singles bewußt, freiwillig und dauerhaft ohne eine feste Partnerschaft leben, wurden verschiedene Merkmale des Beziehungsstatus erhoben. Zusammenfassend wird deutlich, daß der überwiegende Teil der Singles, die im Schnitt 2 Jahre ohne feste Beziehung sind, letztendlich auch eine Partnerschaft anstrebt. Fast alle wünschen sich doch manchmal oder sogar oft einen Partner oder eine Partnerin, glauben in der Mehrheit, mit einem oder einer solchen glücklicher zu sein und kein Single möchte für immer Single bleiben. In ihrem Wunsch nach einer Beziehung unterscheiden sie sich nicht von denen, die bereits eine feste Partnerschaft haben und die ihrerseits nur ungern mit den Singles tauschen würden. Damit läßt sich die Typisierung von Singles anhand der Freiwilligkeit auch durch andere Kriterien gut nachvollziehen, nicht aber die Unterteilung in temporäre und dauerhafte Singles. Der Typus der überzeugten Singles, die keinen Partnerwunsch haben und eine feste Partnerschaft für sich ablehnen, aber auch der Typus der Resignierten, die es aufgegeben haben, auf eine Partnerschaft zu hoffen, kann hier nicht wiedergefunden werden.

Insgesamt sind die Singles bindungsängstlicher und bindungsvermeidender, wobei die unfreiwilligen eher bindungsängstlich, die freiwilligen eher bindungsvermeidend sind. Diskutiert werden zwei mögliche Wirkungsrichtungen von Bindungsstil und Beziehungsstatus. Auch Aspekte der Persönlichkeit der Singles werden in diesem Zusammenhang angesprochen. Singles und Paarpersonen unterscheiden sich allerdings kaum in ihren Liebestilen und auch nicht im Romantizismus, d. h. Singles neigen anders als erwartete nicht mehr zum spielerischen Liebestil und auch nicht mehr oder weniger zum romantischen Liebestil, wobei die Verheirateten auffällig romantisch sind. Allein den freundschaftli-

chen Liebesstil scheinen sie etwas weniger zu betonen, wobei die freiwilligen Singles zudem besonders wenig zur besitzergreifenden Liebe tendieren. Hier wird diskutiert, inwieweit Paarpersonen um jeden Preis an einer Beziehung festhalten, auch z. B. bei Konflikten, bei denen Singles stärker zum Verlassen der Beziehung neigen.

Die untersuchten Merkmale des Bindungs- und Liebesstilvermögens lassen sich zu zwei globalen Dimensionen bündeln, die als "Klammern" und "Sich-Entziehen" bezeichnet werden können. Der Beziehungsstatus hängt mit beiden Dimensionen sowie dem Glückseligkeit und der subjektiven Einsamkeit zusammen, wobei die Wohnform, nicht aber der Familienstand ähnliche Korrelationen aufweist.

5.4 Einstellungen und Werthaltung von Singles im Vergleich zu Paaren

Unterscheiden sich Singles in ihren Einstellungen und Werthaltungen von denen, die in einer festen Beziehung leben? Nehmen Ehe, Elternschaft einen geringeren, der Beruf einen höheren Stellenwert in ihrem Lebensentwurf ein, haben sie eine liberalere Einstellung zur Rollenverteilung von Mann und Frau, sind sie vielleicht androgyner oder maskuliner und auf der gesellschaftlichen Ebene eher für Gleichheit? Haben dabei alle Singles auf der einen, alle Paarpersonen auf der anderen Seite eine ähnliche Haltung oder spielt auch die Freiwilligkeit oder Konventionalität der Lebensform eine Rolle? Und welchen Einfluß haben das Geschlecht und das Alter dabei? Diese Fragen werden im folgenden Kapitel aufgegriffen und orientiert an den *Hypothesen 2a-2d* beantwortet. Inwieweit die Indikatoren für eine traditionelle oder weniger traditionelle Haltung ein kohärentes Muster ergeben, wird am Ende überprüft. Die Ergebnisse aller untersuchten Merkmale der Einstellung und Werthaltung finden sich zusammengefaßt in Tab. 19. im Anschluß an die Hypothesenüberprüfungen.

5.4.1 Der Lebensentwurf

Der Lebensentwurf wurde auf zwei unterschiedliche Arten erhoben. Zum einen wurde eine direkte Frage nach dem Kinder- und Heiratswunsch mit den Antwortmöglichkeiten ja/nein bzw. weiß nicht gestellt. Diejenigen, die bereits Kinder haben oder verheiratet sind, hatten offensichtlich diesen Heirats- bzw. Kinderwunsch in der Vergangenheit und haben in bereits verwirklicht (bzw. haben offenbar zumindest eigene Kinder für sich nicht vollkommen ausgeschlossen)⁴¹. Daher werden in der Auswertung diese Probanden mit denen, die einen Wunsch nach Heirat oder Kindern für die Zukunft äußern, zusammengefaßt, sofern dies nicht anders angegeben ist. Zum anderen wurde der persönliche Lebensplan in Bezug auf Beruf, Ehe und Elternschaft ermittelt. Die Ergebnisse werden zunächst getrennt für die beiden Erfassungsmethoden dargestellt.

5.4.1.1 Heirats- und Kinderwunsch

77% aller Befragten wollen später einmal Kinder haben oder haben bereits welche. Singles und Paarpersonen unterscheiden sich in ihrem Kinderwunsch nur marginal ($\text{Chi}^2(1)=3.230$, $p<.1$). 72% der Singles und 83% der Paarpersonen wollen oder haben schon Kinder (s. Tab. 18). Betrachtet man nur diejenigen, die noch keine Kinder haben, so wollen sich Sin-

⁴¹ Inwieweit vorhandene Kinder wirklich in jedem Fall als mehr oder weniger ausdrücklicher "Kinderwunsch" zu interpretieren sind, läßt sich diskutieren. Wie in der Einleitung dargelegt, ist die Feststellung, inwiefern gerade das "Kinderkriegen" als Resultat einer freien Entscheidung (und wohl nur dann auch als "Wunsch") bezeichnet werden kann, umstritten.

gles fast genauso oft wie Paarpersonen, später einmal Kinder haben (Singles: 67%, Paare: 77%). Interessanterweise unterscheiden sich freiwillige und unfreiwillige Singles nicht in ihrem Kinderwunsch und auch die verheirateten Paare wünschen sich nicht deutlich häufiger Kinder, auch wenn sie die Gruppe mit dem meisten bereits vorhandenen Nachwuchs ist. Von denen, die noch keine Kinder haben, sind es insgesamt klar die Männer, die später sicher einmal Kinder wollen ($\chi^2(1)=4.544$, $p<.05$), wobei die unfreiwilligen Single-Männer im Vergleich zu anderen Männern den mit Abstand geringsten Kinderwunsch haben, bei den Frauen sind dies die freiwilligen Single-Frauen.

58% aller Befragten wollen sicher heiraten oder sind bereits verheiratet. Nur 14% wollen sicher nicht heiraten. Hier unterscheiden sich Singles klar von den Paarpersonen ($\chi^2(2)=20.746$, $p<.001$): Nur 42% der Singles, aber 76% der Paarpersonen wollen später heiraten oder sind es bereits (s. Tab. 18). Aber auch wenn man nur diejenigen, die noch nicht verheiratet sind, vergleicht, zeigt sich ein deutlicher Unterschied zwischen den unverheirateten Singles und den unverheirateten Paaren ($\chi^2(2)=9.116$, $p<.01$). Immerhin wollen 66% der unverheirateten Paarpersonen später heiraten. Dabei sagen 35% der Singles, aber auch 27% der unverheirateten Paare, sie wüßten nicht, ob sie heiraten wollten, nur 7% der Paare schließen dies jedoch für sich klar aus im Gegensatz zu 23% der Singles. In der Tendenz der Mittelwerte haben freiwillige Single den geringsten, unverheiratete Paare den größten Heiratswunsch, wobei sich aber freiwillige und unfreiwillige Singles nicht signifikant unterscheiden. In der Tendenz, wenngleich knapp nicht signifikant, sind sich von denen, die noch nicht verheiratet sind, die Frauen etwas sicherer, einmal heiraten zu wollen.

Offensichtlich haben also Singles - freiwillige wie unfreiwillige - einen ebenso hohen Kinderwunsch wie diejenigen, die in einer festen Beziehung oder gar verheiratet sind. Aber sie möchten nicht unbedingt auch heiraten. Freiwillige und unfreiwillige Singles sehnen sich dabei weniger nach einer institutionalisierten Partnerschaft, als dies diejenigen tun, die zur Zeit in einer nichtkonventionellen Partnerschaftsform leben. In der Tendenz sieht es so aus, als wollten Frauen lieber heiraten, Männer lieber Kinder. Nur 10 Vpn lehnen aber definitiv den traditionellen Lebensentwurf von Heiraten und Kinderkriegen ab, 9 davon sind Singles (freiwillige wie unfreiwillige, männliche wie weibliche Singles)!

Tab. 18. Häufigkeitsverteilung des Heirats- und Kinderwunsches

	Singles (n=88)			Paare (n=78)		
	Männer	Frauen	gesamt	Männer	Frauen	gesamt
Kinderwunsch						
ja	32	31	63	33	32	65
nein	11	14	25	2	11	13
Heiratswunsch						
ja	16	21	37	24	35	59
weiß nicht	16	15	31	8	7	15
nein	12	8	20	3	1	4

Anm.: Zusammengefaßt sind diejenigen, die Kinder wollen bzw. schon haben und diejenigen, die Heiraten wollen bzw. schon verheiratet sind.

5.4.1.2 Der persönliche Lebensplan

Wie die multivariate Varianzanalyse über die drei Bereiche des Lebensplans zeigt, unterscheiden sich die Singles von Paarpersonen multivariat signifikant ($F(3/148)=3.368$, $p<.05$) in ihrem persönlichen Lebensplan. Univariat zeigt sich dieser Unterschied in den Bereichen des Einbindung in die Kindererziehung und im Eheengagement signifikant, jedoch nicht im Beruf. Singles legen demnach nicht mehr Wert auf den Beruf als Paarpersonen, stellen sich aber für die Zukunft vor, weniger in Elternschaft und Ehe eingebunden zu sein (s. Tab. 19). Der Lebensplan in Bezug auf die Elternschaft korreliert dabei hoch mit dem unmittelbar geäußerten bzw. schon umgesetzten Kinderwunsch ($r=-.73$; $p<.001$), der Lebensplan in Bezug auf die Ehe im mittleren Bereich mit dem unmittelbar geäußerten oder bereits umgesetzten Heiratswunsch ($r=-.49$, $p<.001$). Das heißt, der persönliche Lebensplan spiegelt sich im unmittelbaren Heiratswunsch und insbesondere dem Kinderwunsch wider.

Frauen und Männer unterscheiden sich multivariat nicht, so daß die univariate Tendenz der Mittelwerte, nach der Männer der Ehe ($p<.1$) eine größere Bedeutung zuweisen, nicht interpretiert werden sollte. Das Alter hat einen multivariat signifikanten Effekt ($F(3/148)=2.870$, $p<.05$), der sich univariat bei der Elternschaft zeigt ($p<.5$). Eine Wechselwirkung zwischen Status und Geschlecht besteht nicht. Interessanterweise ist die Korrelation zwischen der erwarteten Rolle in Ehe und Elternschaft bei den Singles nur schwach ausgeprägt ($r=.24$, $p<.05$), bei den Paarpersonen erreicht sie ein mittleres Niveau ($r=.46$, $p<.001$). Das Alter korreliert bei den Singles negativ mit der angestrebten Rolle bei der Elternschaft ($r=-.39$, $p<.001$), nicht aber bei den Paaren ($r=.13$, ns.). Mit dem Alter

nimmt offensichtlich bei Singles der Bedeutung der Elternschaft in ihrem Lebensplan ab, nicht aber bei den Paarpersonen.

Zur Überprüfung der Bedeutsamkeit des "Wendepunkts 30" wurde in einer weiteren Varianzanalyse die Variable Ab30, die die Probanden in unter und über 30 Jährige einteilt, miteinbezogen (s. Punkt 5.3.3.). Multivariat ist der Haupteffekt für die Altersvariable Ab30 nur marginal signifikant ($F(3/145)=2.403$, $p<.1$). Will man dennoch den univariaten Effekt der Altersgruppe auf den Lebensplan Ehe ($p<.05$) betrachten, ist festzustellen, daß Jüngere die Ehe wichtiger finden als Ältere. Wechselwirkungen mit dem Beziehungsstatus oder dem Geschlecht treten nicht auf. Bei der getrennten Varianzanalyse nur über die Singles wird deutlich, daß sich freiwillige und unfreiwillige Singles signifikant voneinander unterscheiden ($F(3/79)=2.826$, $p<.05$). Freiwillige legen weniger Wert auf die Ehe ($p<.05$) und marginal signifikant mehr Wert auf den Beruf ($p<.1$). Darüber hinaus offenbart die Analyse aller vier Subgruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, verheiratete/unverheiratete Paare bei einem hoch signifikanten Haupteffekt für die Subgruppen ($F(9/351)=4.529$, $p<.001$), daß die freiwilligen Singles und die unverheirateten Paare signifikant mehr Wert auf eine Rolle im Beruf legen als die Verheirateten (Scheffé-Test und S-N-K jeweils beide $p<.05$), freiwillige und unfreiwillige Singles sich jedoch in Relation zu allen Gruppen nicht mehr signifikant unterscheiden. Die Ehe finden verständlicherweise die Verheirateten signifikant wichtiger als die anderen drei Gruppen (Scheffé-Test und S-N-K alle p mind. $<.5$), gefolgt von den unverheirateten Paaren, den unfreiwilligen Singles und mit Abstand den freiwilligen Singles; diese drei Gruppen unterscheiden sich hier nicht signifikant voneinander. Die Bedeutung der Elternschaft in ihrem Leben schätzen freiwillige ($p<.05$) wie unfreiwillige ($p<.01$) Singles signifikant geringer ein als die verheirateten Paare; diese setzen sich sowohl in der Betonung der Ehe wie auch der Elternschaft von allen anderen (S-N-K Test $p<.05$) bzw. nur von den beiden Single-Gruppen (Scheffé-Test $p<.05$) ab.

Welche Rolle spielt der Kinderwunsch für den persönlichen Lebensplan und welche Rolle spielt dabei der Wendepunkt 30 des Lebensalter? Bisher Kinderlose unter 30 Jahren wollen signifikant lieber später einmal Kinder haben als die über 30 Jährigen ($\chi^2(1)=5.322$, $p<.05$). Aber weder bei denen über noch unter 30 Jahren unterscheiden sich Singles und Paare, egal welchen Geschlechts. Gerade die kinderlosen Single-Frauen über 30 Jahre wollen recht deutlich keine Kinder. Von den bisher Unverheirateten wollen hoch signifikant die Jüngeren klar später einmal heiraten, von den Älteren sagt dies nur eine Minderheit ($\chi^2(2)=17.598$, $p<.001$). Aber wieder spielt der Beziehungsstatus weder bei Män-

nen noch bei Frauen über oder unter 30 Jahren eine Rolle für den Wunsch, später einmal zu heiraten. Weder über noch unter 30jährige freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich in ihrem Heirats- und Kinderwunsch.

5.4.1.3 Zur Hypothese 2a

„Trautes Heim und Familienglück“ – auch Singles haben diesen Traum in ihren Köpfen, fragt man sie direkt nach ihrem Heirats- und Kinderwunsch. Die Mehrzahl von ihnen wünscht sich eigene Kinder. Hierin unterscheiden sie sich kaum von den Paaren. Jedoch wünschen sie sich weit weniger als diese, später einmal zu heiraten; nur ein Drittel der Singles beantwortet die Frage nach dem Heiratswunsch klar mit „ja“. Äußern sich die Singles differenzierter zu ihrem Lebensplan, welche Bedeutung sie in Zukunft ihrer Rolle in Beruf, Ehe und Elternschaft beizumessen gedenken, so werden Unterschiede zu den Paarpersonen deutlich: Singles sehen sich weniger in Ehe und Elternschaft eingebunden, legen dafür aber auch nicht generell mehr Wert auf ihre berufliche Rolle. Singles haben sich also zwar nicht grundsätzlich von der traditionellen Vorstellung vom Heiraten und Kinderkriegen gelöst, messen ihr aber weniger Bedeutung bei. Dies zeigt sich auch in der nur schwachen Korrelation vom Lebensplan in Bezug auf die Ehe und die Elternschaft bei den Singles.

Werden Singles und Paare differenzierter betrachtet, so ergibt sich jedoch ein modifiziertes Bild. Deutlich wird, daß sich freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden - vor allem legen freiwillige weniger Wert auf die Ehe, in der Tendenz mehr Wert auf den Beruf. Jedoch ähneln die freiwilligen Singles den unverheiratete Paarpersonen in der recht hohen Bedeutung, die sie ihrem Beruf und ihrer Karriere zuweisen. Unfreiwillig Singles und vor allem verheiratete Paarpersonen tun dies weniger. Dabei legen die freiwilligen Singles besonders wenig Wert auf ein zukünftiges Eheleben, was in Gegensatz dazu von den bereits Verheirateten stark betont wird. Die Elternschaft finden insbesondere die unfreiwilligen Singles nicht sehr wichtig für sich, aber auch freiwillige Singles und unverheiratete Paare sehen sich hier weniger engagiert als die Verheirateten.

Beeinflußt wird dieses Ergebnis auch vom Alter. Jüngere messen ihrer zukünftigen Rolle in der Elternschaft eine größere Bedeutung bei. Kinderlose und unverheiratete Probanden unter 30 Jahre haben einen deutlicheren Kinder- und Heiratswunsch; dies ist unabhängig von ihrem Beziehungsstatus oder ihrem Geschlecht. Die Vermutung, gerade Single-Frauen

über 30 hätten einen ausgeprägten Kinderwunsch, da ihnen die Zeit davonlaufe, Kinder zu bekommen und auf dem Heiratsmarkt attraktiv zu sein, läßt sich demnach nicht bestätigen.

Die *Hypothese 2a*, in der vermutet wurde, daß Singles einen geringeren Heirats- und Kinderwunsch haben, dementsprechend weniger Wert auf eine zukünftige Rolle in Ehe und Elternschaft, dafür aber mehr Wert auf den Beruf legen, läßt sich also insgesamt nur zum Teil bestätigt. Das Bild des Singles, der Ehe und Familie zugunsten des Berufs ablehnt, läßt sich so nicht wiederfinden. Vielmehr müssen freiwillige und unfreiwillige Singles differenzierter betrachtet werden. Wenn, dann ähneln freiwillige Singles eher den unverheirateten Paaren - beide Gruppen finden den Beruf relativ wichtig, Ehe und Elternschaft nicht so wichtig - und die unfreiwilligen Singles den verheirateten Paaren - beide Gruppen betonen die Ehe, aber weisen dem Beruf einen geringen Stellenwert zu; allerdings schätzen die unfreiwilligen Singles anders als die Verheirateten die Elternschaft als nicht sehr wichtig für sich ein. Das Geschlecht spielt dabei insgesamt keine modifizierende Rolle, wohl aber finden jeweils die Männer aller Gruppen die Ehe wichtiger als ihre weiblichen Pendanten, wenngleich sie seltener einen konkreten Heiratswunsch äußern.

5.4.2 Die Einstellung zur Geschlechtsrolle

Haben Singles bei der differenzierten Betrachtung eine weniger traditionelle Einstellung zur Geschlechtsrollen als Paarpersonen? Oder wirken die Freiwilligkeit, mit der sie diese Lebensform führen, und das Geschlecht modifizierend, so daß etwa nur die weiblichen Singles, die freiwillig diese Lebensform gewählt haben, liberaler eingestellt sind?

Die Varianzanalyse mit der abhängigen Variablen Geschlechtsrollenorientierung ergibt keinen Haupteffekt für den Beziehungsstatus (Mittelwerte s. Tab 5.13.). Das bedeutet, Singles sind nicht liberaler in ihrer Geschlechtsrollenorientierung als die Paarpersonen. Hervorgehoben werden muß jedoch noch einmal der mögliche Deckeneffekt der verwendeten Skala, die fast alle Probanden als weitgehend liberal eingestellt ausgeweist. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich ebenfalls nicht und generell zeigt sich kein Unterschied zwischen den vier Subgruppen von Singles und Paaren, bei denen sich auch die verheirateten nicht von den unverheirateten unterscheiden. Auch das Alter hat, wenn auch knapp, keinen signifikanten Einfluß. Weder bei Singles noch bei Paaren korreliert das Alter mit der Einstellung zur Geschlechtsrolle signifikant. Es zeigt sich jedoch ein signifikanter Effekt des Geschlechts ($F(1/151)=9.625$, $p>.01$). Frauen sind grundsätzlich aufklärter als Männer, egal ob sie Single sind oder Paarperson. In der Tendenz der Mittelwerte

sind die unverheirateten Paar-Frauen die liberalsten bzw. egalitärsten, bei denen die Differenz zu ihren besonders traditionell eingestellten männlichen Pendants in der Mittelwertstendenz am größten ist (wobei nach wie vor die absolute Differenz der Mittelwerte nicht sehr eindrucksvoll ist).

5.4.2.1 Zur Hypothese 2b

Singles sind anders als vermutet nicht grundsätzlich liberaler eingestellt als Paarpersonen. Damit muß die **Hypothese 2b** klar abgelehnt werden. Auch die differenzierte Betrachtung der Subgruppen von Singles und Paaren weist keine Unterschiede aus, ebensowenig hat das Alter einen Einfluß. Hingegen zeigt sich ein deutlicher Effekt des Geschlechts: Frauen sind unabhängig von ihrem Beziehungsstatus in Bezug auf die Geschlechtsrolle liberaler eingestellt als Männer. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht, und überhaupt unterscheiden sich die vier untersuchten Lebensformen nicht. Auffällig ist, daß bei den unverheirateten Paaren die Differenz zwischen Männern und Frauen besonders ausgeprägt zu sein scheint.

5.4.3 Maskulinität und Feminität

Es lassen sich sowohl Vermutungen dahingehend anstellen, daß Singles als Vorreiter einer postmodernen Gesellschaft androgyner sind als Nicht-Singles, also klassisch männliche und weibliche Eigenschaften in sich vereinen, andererseits finden sich auch Hinweise darauf, daß sie als einzeln handelnde Individuen eher maskuline Eigenschaften haben. Die Varianzanalyse über die beiden Skalen Maskulinität und Feminität legt eine multivariat signifikante Wechselwirkung von Beziehungsstatus und Geschlecht offen ($F(2/151)=5.723$, $p<.01$). Univariat zeigt sich die Wechselwirkung vor allem in der Maskulinität ($p<.01$), tendenziell aber auch in der Feminität ($p<.1$): Single-Männer sind deutlich weniger maskulin als die Single-Frauen, bei den Paarpersonen ist das Verhältnis umgekehrt und auch weniger stark ausgeprägt. Dafür unterscheiden sich männliche und weibliche Singles nicht in der Ausprägung femininer Eigenschaften, umgekehrt findet sich bei den Paarpersonen die klassische Verteilung von stark femininen Frauen und wenig femininen Männern (s. Tab. 19). Im post hoc für Männer und Frauen getrennt durchgeführten t-Test zur Überprüfung der Wechselwirkungseffekte unterscheiden sich männliche Singles und männliche Paarpersonen signifikant in der Maskulinität ($t(77)=2.398$, $p<.05$); Single-Männer sind weniger maskulin als ihre Geschlechtsgenossen, die eine feste Beziehung haben. Umgekehrt unterscheiden sich weibliche Singles von weiblichen Paarpersonen ten-

denziell in der Feminität ($t(86)=1.699$, $p<.1$); Single-Frauen sind weniger feminin als die Paar-Frauen.

Daneben zeigt sich ein multivariat nur marginal signifikanter Haupteffekt für das Geschlecht ($F(2/151)=2.394$, $p<.1$), aber kein Haupteffekt allein für den Beziehungsstatus als Single oder Paarperson. Die Kovariate Alter hat keinen signifikanten Einfluß auf die Maskulinität oder Feminität, weder bei Singles noch bei Paaren zeigen sich signifikante Korrelationen der beiden Skalen mit dem Alter. Univariat signifikant zeigt sich darüber hinaus der Haupteffekt des Geschlechts bei der Feminität ($p<.05$), d. h. über beide Gruppen hinweg sind die Frauen femininer als die Männer. Bei der näheren Betrachtung allein der Gruppe der Singles wird nur der Haupteffekt für das Geschlecht multivariat signifikant ($F(2/81)=3.637$, $p<.05$); Frauen sind bei unfreiwilligen, insbesondere aber bei den freiwilligen Singles maskuliner ($p<.05$). Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich multivariat knapp nicht signifikant; univariat sind freiwillige Singles maskuliner als unfreiwillige ($p<.05$).

Der differenzierte Vergleich der Subgruppen zeigt wieder wie oben die signifikante multivariate Interaktion von Subgruppe und Geschlecht ($F(6/284)=2.960$, $p<.01$), die univariat in beiden abhängigen Variablen Maskulinität ($p<.05$) und Feminität ($p<.1$) deutlich wird. Die Mittelwerte bestätigten die bereits beschriebene Wechselwirkung, nach der bei beiden Single-Gruppen (freiwillige und unfreiwillig) die Frauen maskuliner sind als die Männer, bei beiden Paargruppen (verheiratete und unverheiratete) die Männer maskuliner als die Frauen. Die von allen mit Abstand am wenigsten maskuline Gruppe ist die der unfreiwilligen Single-Männer. Bei der Feminität fallen die unverheirateten Paare aus dem Rahmen, die eine sehr klassische Verteilung von wenig femininen Männern und im Vergleich zu anderen Frauen sehr femininen Frauen aufweisen ($t(53)=3.218$, $p<.01$), in allen anderen Gruppen sind Männer und Frauen gleich feminin (alle anderen t-Tests auf Geschlechtsunterschiede innerhalb jeder Subgruppe $p=ns$). Die zur Überprüfung der Subgruppe-Effekte post hoc für Männer und Frauen getrennt durchgeführten Scheffé-Tests, aber auch die weniger konservativen Student-Newman-Keul-Tests werden allerdings vermutlich aufgrund der schwachen Zellenbesetzung weder bei den Männer noch bei den Frauen signifikant.

Die Annahme war, daß Singles androgyner sein könnten als Paarpersonen. Daher wurde eine Variable "Androgynität" als Mittelwert aller maskulinen und femininen Eigenschaften

gebildet.⁴² Je höher der Wert, desto ausgeprägter die Androgynität, d. h. desto mehr sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften versammelt eine Person in sich. Der Mittelwert der neuen Variable Androgynität liegt bei $M=3.69$ (Skala 1-5). Die Varianzanalyse über die Androgynität weist nur einen signifikanten Geschlechtseffekt nach ($F(1/152)=11.209$, $p<.01$); Frauen sind androgyner als Männer. Singles und Paare unterscheiden sich nicht signifikant in der Androgynität; in der Tendenz der Mittelwerte sind wenn, dann sogar die Paarpersonen beiderlei Geschlechts androgyner. Das Alter hat keinen Einfluß.

Der Vergleich von freiwilligen und unfreiwilligen Singles offenbart neben dem signifikanten Geschlechtseffekt auch einen Haupteffekt für die Freiwilligkeit ($F(1/82)=4.114$, $p<.05$). Weibliche Singles sind androgyner als männliche Singles, freiwillige androgyner als unfreiwillige. Die im Vergleich höchsten Androgynitäts-Werte haben die freiwilligen Single-Frauen, die niedrigsten die unfreiwilligen Single-Männer. Bei der differenzierten Analyse über die vier Subgruppen wird neben dem Geschlechtseffekt marginal auch ein Effekt der Subgruppe signifikant ($F(3/148)=2.467$, $p<.1$); Gruppenunterschiede lassen sich durch post hoc Tests (Scheffé und Student-Newman-Keul) leider nicht nachweisen, auch nicht über Männer und Frauen getrennt berechnet. In der Tendenz der Mittelwerte haben alle Frauen, insbesondere die freiwilligen Single-Frauen, aber auch die verheiratete Männer die höchsten Androgynitäts-Werte, alle anderen Männer-Gruppen und insbesondere die unfreiwilligen Single-Männer die niedrigsten Androgynitäts-Werte.

5.4.3.1 Zur Hypothese 2c

In Hypothese 2c wurde vermutet, daß Singles entweder androgyner sind als Nicht-Singles oder auch alternativ mehr maskuline Züge tragen, die sich als eher ungünstig für enge Beziehungen erwiesen haben. Die Ergebnisse zeigen, daß Singles generell weder mehr androgyne noch einfach nur mehr maskuline Züge tragen als diejenigen mit einer festen Partnerschaft. *Hypothese 2c* läßt sich also in dieser Form nicht bestätigen. Vielmehr hat das Geschlecht, aber auch die Subgruppe, ob freiwilliger oder unfreiwilliger Single, verheiratete oder unverheiratete Paarperson, einen wesentlichen, modifizierenden Einfluß. Single-Frauen haben in der Tat sowohl maskuline als auch feminine Eigenschaften, in der Tendenz sind sie etwas weniger feminin als die Paar-Frauen. Sie unterscheiden sich darin aber

⁴² Üblicherweise werden "Androgyne" durch einfache Typisierung anhand der beiden Skalen Maskulinität und Feminität herausgefiltert. Die Bildung einer intervallskalierten "Androgynität" als Mittelwert aus maskulinen und femininen Eigenschaften ist eher ungewöhnlich und nicht ganz unproblematisch, da auf diese Weise Personen mit sehr unterschiedlicher Eigenschaftsausprägung gleichermaßen androgyn sein können. Daher wird in diesem Fall sowohl die Androgynität als auch die Ausprägung auf den beiden einzelnen Skalen berichtet.

nicht grundsätzlich von anderen Frauen - Frauen sind insgesamt androgyner als Männer, mit Ausnahme der verheirateten Männer, die in der Tendenz ebenfalls recht androgyn zu sein scheinen.

Single-Männer haben zwar feminine, aber wenig maskuline Eigenschaften; ihre gering ausgeprägte Maskulinität unterscheidet sie deutlich von den Paar-Männern. Auffällig ist die geringe Maskulinität der Single-Männer und insbesondere die der unfreiwilligen Single-Männer, die ganz im Gegensatz zur klassischen Eigenschaftsverteilung bei den unverheirateten Paaren (nicht aber den verheirateten) steht, bei denen die Männer viele maskuline und wenig feminine, die Frauen weniger maskuline, aber viele feminine Eigenschaften tragen. Die Verteilung von Maskulinität und Feminität bei den Singles verhält sich genau entgegengesetzt der stereotypen Vorhersage, nach der Männern maskulin, Frauen feminin sein sollen und wie sie auch bei den Paarpersonen zu finden ist. Dabei entspricht die mittlere und nahezu unterschiedslose Ausprägung der Single-Männer und Frauen in der Feminität voll dem Konzept der Androgynie, nicht aber die Verteilung der Maskulinität. Single-Frauen haben zugleich feminine wie maskuline Eigenschaften, Single-Männer zwar feminine, aber keine maskulinen Charakteristika.

5.4.4 Soziale Dominanz Orientierung

Die nicht-traditionelle Lebensform kann als Konsequenz aber auch als Impuls einer weniger traditionellen Einstellung aufgefaßt werden, so daß sich vermuten läßt, Singles seien insgesamt in ihrer Einstellung weniger konservativ als Nicht-Singles. Diese Einstellung sollte sich auch in der Haltung zu gesamtgesellschaftlichen Verhältnissen niederschlagen - inwieweit im konservativen Sinne eher Hierarchien oder eher Gleichheit befürwortet werden. Die Soziale Dominanz Orientierung sollte daher bei Singles geringer ausgeprägt sein. Hervorgehoben werden muß auch an dieser Stelle, daß die Probanden - wie schon bei der Einstellung zur Geschlechtsrolle erwähnt - insgesamt sehr egalitär eingestellt sind (vgl. Abschnitt 4.3.4.1.2.), so daß auch hier wieder ein Deckeneffekt zu befürchten ist.

Die univariate Varianzanalyse über die Sozialen Dominanz Orientierung zeigt, daß sich Singles nicht grundsätzlich von Paarpersonen unterscheiden. Es besteht vielmehr eine, wenn auch nur marginal signifikante Interaktion mit dem Geschlecht ($F(1/152)=2.904$, $p<.1$; s. Tab. 19). Die männlichen Singles und die weiblichen Paarpersonen sprechen sich eher für Soziale Dominanz aus, weibliche Singles und männliche Paarpersonen eher für gesellschaftliche Gleichheit. Die post hoc getrennt für die Geschlechter durchgeführten t-

Tests weisen keine Signifikanzen auf. Das Alter hat keinen Einfluß. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht, wobei das Geschlecht hierbei ebenfalls keine Rolle spielt, und auch der differenzierte Blick auf die vier Subgruppen keine signifikanten Unterschiede ausweist. Auffällig ist, daß alle Befragten sehr wenig sozial dominant orientiert sind, mit Ausnahme der unfreiwilligen Single-Männer und insbesondere der verheirateten Frauen, die Soziale Dominanz stärker befürworten. Allerdings zeigen sich vermutlich aufgrund der nur schwachen Zellenbesetzung in den post hoc Tests keine Unterschiede zwischen den Subgruppen bei der getrennten Analyse von Männern und Frauen; nur zusammengenommen setzten sich die unfreiwilligen Single-Männer und die verheirateten Frauen deutlich von den anderen Gruppen ab ($t(165)=3.056, p<.01$). Von allen Gruppen sprechen sich in der Tendenz der Mittelwerte die verheirateten Frauen am stärksten für, die verheirateten Männer am stärksten gegen Soziale Dominanz aus; die Differenz zwischen Frauen und Männern ist bei den Verheirateten marginal signifikant ($t(21)=-1.742, p<.1$).

5.4.4.1 Zur Hypothese 2d

Anders als vermutet sind Singles nicht grundsätzlich weniger sozial dominant orientiert als Nicht-Singles. Damit muß die **Hypothese 2d** abgelehnt werden. Das Geschlecht wirkt als moderierender Faktor, wenngleich nicht sehr deutlich. Single-Frauen sind ebenso wie verheiratete Männer weniger für Soziale Dominanz, Single-Männer und Paar-Frauen eher dafür. Die differenzierte Analyse zeigt, daß diese Wechselwirkung zwischen Beziehungsstatus und Geschlecht bei den Single-Männern auf das Konto der unfreiwilligen Singles geht, bei den Paar-Frauen auf das der Verheirateten. Damit ähneln sich also weder alle Singles noch alle Paarpersonen. Vielmehr haben die unfreiwilligen Single-Männer und die verheirateten Paar-Frauen eine ähnlich konservative Haltung im Gegensatz zu allen anderen.

Anders als in andere Untersuchungen (Sidanius, Cline & Pratto, 1991; Sidanius, Pratto & Bobo, 1994) läßt sich kein Geschlechtseffekt bei der Soziale Dominanz Orientierung nachweisen, nach der Frauen grundsätzlich weniger sozial dominant orientiert sind. Vorgeschlagen, aber nicht bestätigt, wurde, der Einfluß der Geschlechtsrolle könnte den Effekt des Geschlechts modifizieren (Sidanius, Cline & Pratto, 1991). Wird in den hier vorliegenden Daten die Soziale Dominanz durch das Geschlecht, die Geschlechtsrolle und einen Interaktionswert von Geschlecht * Geschlechtsrolle versucht vorherzusagen, wird deutlich, daß allein die Einstellung zur Geschlechtsrolle einen signifikanten Erklärungswert als Prädiktor hat ($R=.360$, beta-Gewicht Geschlechtsrollenorientierung $=.594, p<.001$). Anders als bei Sidanius, Cline und Pratto (1991) wurde hier jedoch die Einstellung zur Ge-

schlechtsrolle, nicht die geschlechtsstereotype Persönlichkeitseigenschaft in die Rechnung mitaufgenommen.

Tab. 19. Mittelwerte und Signifikanzen der Merkmale von Einstellung und Werthaltung

Variable	Singles Männer	Frauen	Paare Männer	Frauen	F Status	F Geschl.	F Inter- aktion
Beruf ^a	2,91	2,97	3,05	2,85	0,001	0,179	0,625
Ehe ^a	2,83	2,38	3,16	2,95	5,660*	3,175	0,216
Elternschaft ^a	3,49	3,31	3,92	3,91	7,276**	0,262	0,410
Maskulin. ^b	3,20	3,51	3,56	3,42	2,122	1,118	7,550**
Feminität ^b	3,72	3,74	3,59	3,87	0,007	4,028*	3,071
GRO ^c	1,94	1,75	1,95	1,55	0,890	9,625**	1,243
Soz. Dom. ^d	2,34	2,05	2,03	2,30	0,032	0,002	2,904

* p<.05; **p<.01; *** p<.001

Anm.:

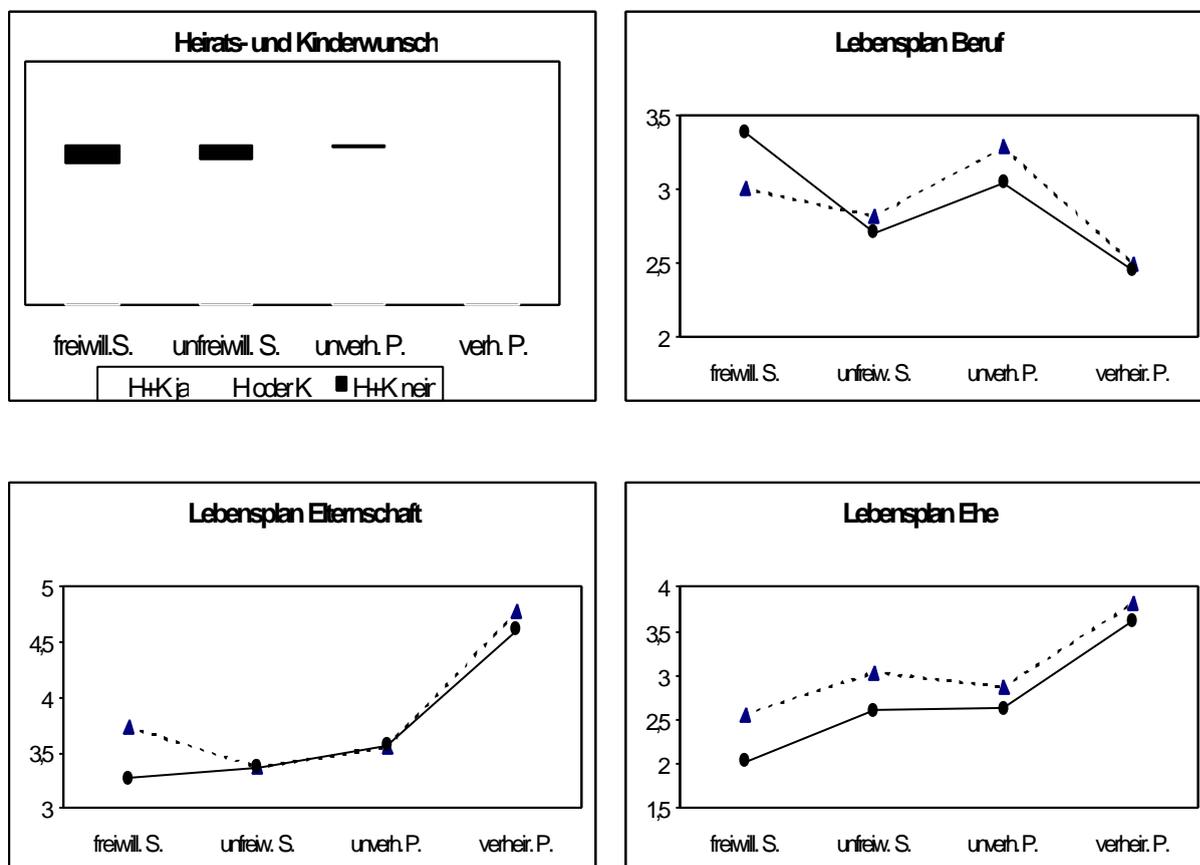
^a univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Lebensplan-Skalen, Kovariate Alter; n=155

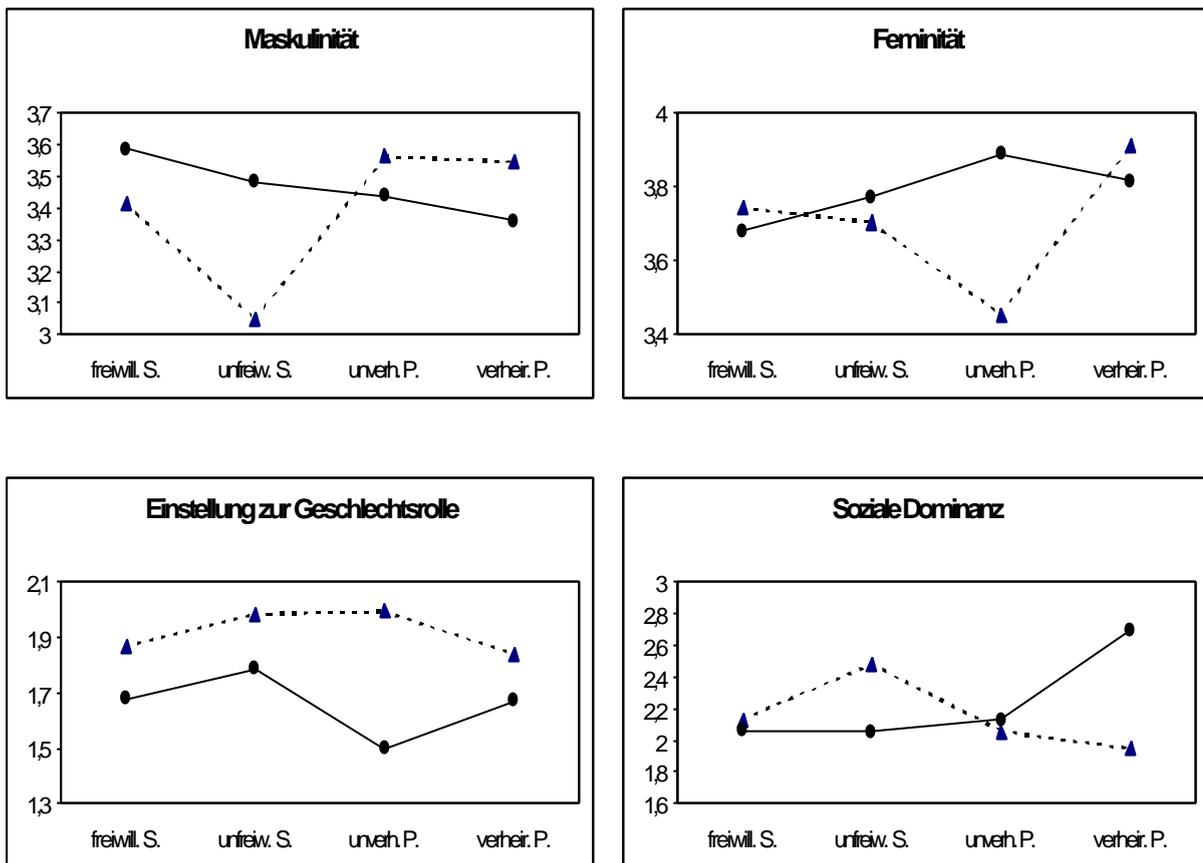
^b univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Maskulinität/Feminität, Kovariate Alter; n=157

^c univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Einst. zur Geschlechtsrolle, Kov. Alter; n=156

^d univariate Analyse: UV: Status x Geschlecht, AV Soziale Dominanz Orient., Kov. Alter; n=157

Abb. 10 Subgruppen-Profil: Merkmale von Einstellung und Werthaltung





Anm.: - - - - Männer; —●— Frauen

5.4.5 Dimensionen der Einstellungsmerkmale: Ein globaler Traditionalismus?

Die vorgestellten Variablen, die die Einstellung von Singles im Vergleich zu Paaren erfassen sind auch ihrer theoretischen Konzeption nach nicht völlig unabhängig voneinander. Wie unter Abschnitt 2.2.3.1. dargestellt, ist noch immer umstritten, inwieweit überhaupt traditionelle oder egalitäre Einstellungen auf eine oder mehrere gemeinsame Dimensionen zurückgeführt werden können. Den Konstrukten von ranking und linking zufolge soll zugleich ein maskulin/feminines Prinzip wie auch ein konservativ/liberales Prinzip, das sich zudem in der Sozialen Dominanz Orientierung widerspiegelt, den unterschiedlichen Einstellungen zugrunde liegen. Lassen sich die untersuchten Skalen von Einstellung und Werthaltung auf einer oder mehreren gemeinsamen "Traditionalismus-Dimensionen" abbilden? Zu vermuteten wäre im weiteren, daß Singles als moderne Gruppe (wenn sie es denn sind) insgesamt weniger traditionell sind.

Über alle Probanden hinweg sind die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Merkmalen von Einstellung und Werthaltung nicht sonderlich eng (s. Tab. 7). Die höchste Korrelation besteht zwischen der Sozialen Dominanz und der Geschlechtsrollenorientierung mit einem $r=.36$ ($p<.001$); Diejenigen, die eher soziale Dominanz befürworten haben auch eine eher

konservative, traditionelle Geschlechtsrollenorientierung. Selbst die Korrelationen von Maskulinität, Feminität und der Einstellung zur Geschlechtsrollenorientierung, die häufig konzeptuell nicht einmal sauber getrennt werden, sind nur schwach; nur die Maskulinität korreliert mit der Einstellung zur Geschlechtsrolle zu $r=-.22$, $p<.01$, zudem in unerwarteter Richtung: Diejenigen, die eher eine traditionelle Geschlechtsrollenorientierung haben, sind weniger maskulin, bzw. maskuline Personen sind liberaler in ihrer Haltung gegenüber der Geschlechtsrolle. Kein Zusammenhang besteht zwischen der Sozialen Dominanz und der Maskulinität oder Feminität, was als ein deutliches Zeichen für die Konstruktvalidität von ranking und linking hätte gedeutet werden können.

Deutlich wurde, daß Singles und Paare eine grundsätzlich ähnliche Merkmalsstruktur in Bezug auf Einstellung und Werthaltung haben (s. o.). Traditionelle Einstellungen und Verhaltensweisen bedeuten jedoch für Männer und Frauen auf einigen der Skalen gegensätzliche Ausprägung. So spricht bei Männer eine hohe Maskulinität, aber eine geringe Feminität, sowie eine starke Betonung von Ehe, Elternschaft und Beruf für eine traditionelle Verteilung, bei den Frauen spricht eine geringe Maskulinität, aber hohe Feminität, sowie eine Betonung von Ehe und Elternschaft, nicht aber des Berufs für eine traditionelle Verteilung. Aus diesem Grund wurde der Zusammenhang zwischen den Skalen, der auf ein mögliches Traditionalismus-Konzept hindeuten kann, für Männer und Frauen getrennt ermittelt. Anschließend wurde die Faktorenstruktur getrennt für jedes Geschlecht analysiert.

Die Korrelationsmatrix für Männer (Tab. 20 oben) zeigt vor allem einen recht starken positiven Zusammenhang von Geschlechtsrollenorientierung/Sozialer Dominanz ($r=.59$, $p<.001$), daneben geringe positive Zusammenhänge zwischen den Skalen Beruf / Maskulinität ($r=.33$, $p<.01$), Elternschaft / Ehe ($r=.33$, $p<.01$) und Elternschaft / Maskulinität ($r=.39$, $p<.001$) und geringe negative Zusammenhänge von Geschlechtsrollenorientierung / Feminität ($r=-.24$, $p<.05$). Das bedeutet für Männer: Männer mit traditioneller Geschlechtsrollenorientierung sprechen sich häufig für soziale Dominanz aus und sind weniger feminin, maskuline Männer betonen eher den Beruf, aber auch die Elternschaft und für Männer gehören Elternschaft und Ehe in Maßen zusammen.

Die Korrelationsmatrix für Frauen (Tab. 20 unten) zeigt keinen starken Zusammenhang zwischen den Einstellungsskalen. Geringe positive Zusammenhänge bestehen zwischen Elternschaft / Ehe ($r=.40$, $p<.001$), Elternschaft / Feminität ($r=.32$, $p<.01$) und Geschlechtsrollenorientierung / Ehe ($r=.27$, $p<.05$), leicht negative Zusammenhänge finden sich zwi-

schen Elternschaft / Beruf ($r=-.34$, $p<.01$), Ehe / Maskulinität ($r=-.26$, $p<.05$) und Maskulinität / Geschlechtsrollenorientierung ($r=-.32$, $p<.01$). Das bedeutet für Frauen: Frauen, die die Elternschaft betonten, legen weniger Wert auf den Beruf, sind femininer, und die Ehe gehört für sie dazu. Wenn sie die Ehe betonen, sind sie weniger maskulin, und haben eher eine traditionelle Geschlechtsrollenorientierung, wobei weniger maskuline Frauen die traditionellere Geschlechtsrollenorientierung haben.

Tab. 20. Korrelationsmatrix aller Einstellungsmerkmale getrennt für Männer und Frauen

	Beruf	Ehe	Eltern.	Mask.	Fem.	GRO	SD
Beruf		,149	,333**	,391**	,163	-,207	-,215
Ehe	-,335**		-,061	,333**	,016	,003	,113
Elternschaft	,398*	-,180		,067	,040	,114	,010
Maskulinität	-,075	,200	-,255*		,202	-,119	-,135
Feminität	,317**	-,184	,180	-,057		-,235*	-,102
Geschlechtsr.O.	,185	-,157	,266*	-,322**	,062		,592**
Soz. Dominanz	-,126	,057	,109	-0,23	-,105	,138	

* $p<.05$; ** $p<.01$ **

Anm.: Korrelation Männer oben ($n=77$), Frauen unten ($n=87$)

Für Männer und Frauen gehören also demnach Ehe und Elternschaft in gleicher Weise etwas, aber nicht unbedingt zusammen. Elternschaft hängt bei beiden Geschlechtern mit ihrer „klassischen“ Persönlichkeitseigenschaften zusammen – bei Männern mit Maskulinität, bei Frauen mit Feminität. Beide Wirkungsrichtungen sind hier möglich: Klassische Persönlichkeitseigenschaften lassen die Elternschaft wichtig empfinden bzw. die Elternschaft bewirkt, daß sich Männer und Frauen in ihre traditionellen Eigenschaften maskulin oder feminin zu sein, einfinden. Darüber hinaus finden sich auf den ersten Blick keine gemeinsamen Korrelationsmuster für Männer und Frauen; so hängt z. B. bei den Männern die Einstellung zur Geschlechtrolle mit der Sozialen Dominanz Orientierung deutlich zusammen, nicht aber bei den Frauen.

Daher wurde im nächsten Schritt das Korrelationsmuster mit Hilfe von Faktorenanalysen (PCA mit Varimax-Rotation) getrennt für beide Geschlechter näher untersucht. Bei einem Fall:Variablen-Verhältnis von ca. 11:1 bei den Männern und 12:1 bei den Frauen sowie nur wenigen zu erwartenden Faktoren erscheint die Durchführung von Faktorenanalysen getrennt für beide Geschlechter trotz der insgesamt nicht sehr hohen Fallzahl dennoch gerechtfertigt. Bei den Frauen ergeben sich zwei Faktoren mit einem Eigenwert > 1 , die zusammen 48 % aufklären (1. Faktor 30%, 2. Faktor 18%; Eigenwertverlauf: 2.097, 1.267, 0.943 ...), bei den Männern drei Faktoren, die zusammen 66% der Varianz aufklären (1. Faktor 29%, 2. Faktor 21%, 3. Faktor 17%; Eigenwertverlauf: 2.009, 1.453, 1.167, 0.905

...). Wird bei den Männern zur besseren Vergleichbarkeit die Zahl der zu extrahierenden Faktoren ebenfalls auf zwei begrenzt (Varianzaufklärung bei den Männern fast 50%), so finden sich für Männer und Frauen zwei gut zu interpretierende Faktoren mit vergleichbaren Ladungen (Tab. 21):

Tab. 21. Rotierte Komponentenmatrix über die Einstellungsmerkmale

	Männer		Frauen	
	1. Faktor	2. Faktor	1. Faktor	2. Faktor
Lebensplan Beruf	,139	,579	-,537	-,268
Lebensplan Eltern	-,339	,698	,801	,009
Lebensplan Ehe	,009	,449	,509	,467
Maskulinität	-,223	,735	-,156	-,654
Feminität	-,388	,259	,655	-,008
Geschlechterrollen-O.	,871	,006	,114	,757
Soziale Dominanz	,848	,008	-,386	,504

Anm.: PCA mit Varimax-Rotation, Extraktion auf 2 Faktoren begrenzt; die jeweils höchsten Ladungen sind hervorgehoben; Männer: n=78; Frauen: n=88

Der erste Faktor bei den Männern und der zweite Faktor bei den Frauen bündelt die beiden Einstellungsskalen Geschlechtsrollen- und Soziale Dominanz Orientierung, die auf eine allgemein konservative Einstellung schließen läßt. Zusätzlich lädt bei Männern und Frauen jeweils die Persönlichkeitseigenschaft negativ auf diesem Faktor, die für das andere, nicht aber das eigene Geschlecht sozial erwünscht ist. Dieser Faktor läßt sich als „konservative Einstellung“ interpretieren. Auf dem zweiten Faktor der Männer und dem ersten Faktor der Frauen laden die drei Skalen des Lebensplans, wobei für beide Geschlechter die Ehe und Elternschaft positiv laden, bei Männer die Berufsorientierung ebenfalls positiv, bei Frauen die Berufsorientierung negativ lädt; dies entspricht bei beiden Geschlechtern einem traditionellen Muster der Rollenverteilung. Außerdem laden auf diesem Faktor die für beide Geschlechter jeweils sozial erwünschten Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität (bei den Männern) und Feminität (bei den Frauen). Dieser Faktor läßt sich als "traditionelle Familienorientierung" bezeichnen. Die Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern in der Ladungsstruktur fügen sich gut in ein Traditionalismus-Konzept, das sich eben gerade durch genau diese Unterschiede in Abhängigkeit vom Geschlecht auszeichnet (s. dazu Abschnitt 2.2.3.1.).

Die beiden Faktoren werden zu jeweils zwei Skalen "Traditionelle Familienorientierung" und "Konservative Einstellung" zusammengefaßt, die den Unterschieden in der Merkmalsstruktur Rechnung tragen:

- **"Traditionelle Familienorientierung"**
 Männer = \emptyset (Beruf + Ehe + Elternschaft + Maskulinität)
 Frauen = \emptyset (Beruf (R) + Ehe + Elternschaft + Feminität)
- **"Konservative Einstellung"**
 Männer = \emptyset (Soziale Dominanz + Geschlechtsrollenorientierung + Feminität (R))
 Frauen = \emptyset (Soziale Dominanz + Geschlechtsrollenorientier. + Maskulinität (R))

Auf die der Stichprobe angemessenere Alternative, beide Faktoren als Faktorvariablen abzuspeichern, wird aufgrund der Vergleichbarkeit zu anderen Datensätzen verzichtet. Bei der Zusammenfassung der Skalen zu den beiden neuen "Traditionalismus-Skalen" werden die z-transformierten Werte der Skalen verwendet. Die neuen Variablen Familienorientierung und Konservative Einstellung korrelieren aufgrund ihrer faktorenanalytisch geleiteten Entwicklung erwartungsgemäß nicht ($r=.01$, ns.).

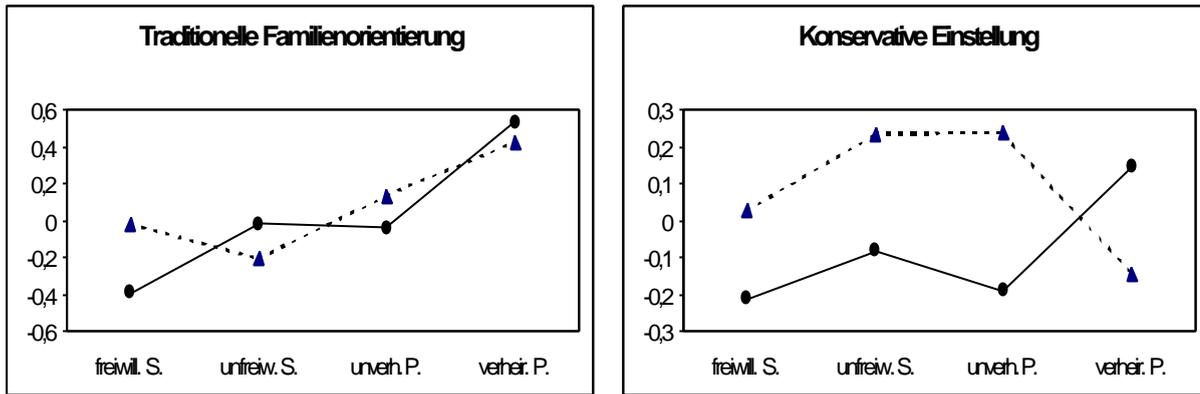
Die Varianzanalyse über die beiden neuen "Traditionalismus-Skalen" (Traditionelle Familienorientierung und Konservative Einstellung) zeigt einen signifikanten Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(2/151)=4.996$, $p<.01$), der sich univariat in der Familienorientierung ($p<.01$) nachweisen läßt, und einen marginal signifikanten Haupteffekt für das Geschlecht ($F(2/15)=2.438$, $p<.1$), der sich univariat in der Konservativen Einstellung ($p<.05$) wiederfindet: Singles sind weniger traditionell familienorientiert als Paarpersonen, Männer haben eine konservativere Einstellung als Frauen. Eine Wechselwirkung zwischen Beziehungsstatus und Geschlecht tritt nicht auf. Das Alter hat multivariat keinen Einfluß.

Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich in der zweiten Varianzanalyse nicht, das Geschlecht hat keinen Einfluß und es zeigt sich auch multivariat keine signifikante Wechselwirkung zwischen dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht (univariat findet sich allerdings ein signifikanter Wechselwirkungseffekt ($p<.05$) auf die Traditionelle Familienorientierung derart, daß bei den freiwilligen Singles die Männer, bei den unfreiwilligen die Frauen familienorientierter sind). Wird dieselbe Varianzanalyse nur über die beiden Paargruppen gerechnet, wird eine univariat signifikante Wechselwirkung von Beziehungsstatus und Geschlecht bei der Konservativen Einstellung deutlich; sind bei den Verheirateten die Frauen konservativer, sind dies bei den unverheirateten die Männer. Durch die Differenzierung nach den vier Subgruppen wird (bei einem Haupteffekt für die Subgruppe) im post hoc durchgeführten Scheffé-Test (und im S-N-K-Test) deutlich, daß sich freiwillige und unfreiwillige Singles von den Verheirateten Paaren in der Familienorientierung unterscheiden ($p<.05$), nicht aber von den unverheirateten Paaren, die sich ihrerseits nicht von den Verheirateten unterscheiden (s. Abb. 11).

Die Vermutung liegt nahe, daß die Familienorientierung weniger durch den Beziehungsstatus, d. h. einem festen Partner, als vielmehr durch das Vorhandensein von Kindern determiniert wird, bzw. in einer Wechselwirkung Kinder in Familien und Kinder von allein-erziehenden Singles eine andere Ausprägung der Familienorientierung nach sich ziehen könnte. Daher wurde eine zusätzliche multivariate Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Kinderhaben als unabhängige Variablen und der Traditionelle Familienorientierung, sowie der Konservativen Einstellung als abhängige Variablen berechnet. Ein marginal signifikanter multivariater Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(2/150)=2.435$, $p<.1$) und ein klar signifikanter für Kinderhaben ($F(2/150)=5.796$, $p<.01$) werden deutlich, die sich beide (sofern der marginale Haupteffekt für den Beziehungsstatus Interpretationen zuläßt) univariat auf die Familienorientierung beziehen ($p<.05$, bzw. $p<.01$). Hier macht sich der Einfluß des Alters auf die Familienorientierung bemerkbar ($F(2/150)=5.383$, $p<.01$; univariat $p<.01$); Ältere sind in der Tendenz weniger familienorientiert (Korrelation Alter / Familienorientierung $r=-.20$, $p<.05$; Alter / Konservative Einstellung $r=-.06$, $p=ns.$). Personen mit Kindern sind grundsätzlich familienorientierter, Singles, egal ob mit oder ohne Kindern, jeweils weniger familienorientiert als die entsprechenden Paare mit oder ohne Kinder. Keine Einflüsse finden sich auf die Konservative Einstellung.

Darüber hinaus spiegelt sich der "Traditionalismus" der Probanden nur bedingt in anderen "harten Fakten" der demographischen Merkmale wieder. Die Schulbildung hat einen signifikanten Einfluß auf die Ausprägung des Traditionalismus (Manova: UV Schulbildung mit / ohne Abitur, AV beide Traditionalismus-Skalen, Kovariate Alter: $F(2/153)=3.748$, $p<.05$), der sich univariat bei der Traditionellen Familienorientierung bemerkbar macht ($p<.01$): Personen mit geringerer Bildung sind familienorientierter. Die Konfession hat in einer parallelen Varianzanalyse ebenfalls einen signifikanten Einfluß ($F(4/300)=3.129$, $p<.05$) auf die Familienorientierung ($p<.05$) und marginal auf die Konservative Einstellung ($p<.1$); Konfessionslose sind am wenigsten familienorientiert, Katholiken am meisten, umgekehrt aber Katholiken hier im Gegensatz zu Protestanten am wenigsten konservativ eingestellt.

Abb. 11 Subgruppen-Profil: Dimensionen von Einstellung und Werthaltung "Traditionelle Familienorientierung" und "Konservative Einstellung"



Anm.: - - - Männer; __◆__ Frauen

5.4.6 Zur Leitfrage: Unterscheiden sich Singles und Paare in Einstellung und Werthaltung?

Unterscheiden sich - wie in der *Leitfrage* formuliert - Singles in ihrer *Einstellung und Werthaltung* von Paaren? Die Antwort lautet: Es kommt darauf an. Da offensichtlich, wie bereits vermutet, "Traditionalismus" kein homogenes Konzept ist, kann auch die Frage, ob Singles grundsätzlich weniger traditionell eingestellt sind, nicht einheitlich beantwortet werden. Auf einer globalen Ebene sind Singles weniger traditionell familienorientiert als Paare, nicht aber generell weniger konservativ eingestellt; hier fallen die Männer beider Gruppen durch eine konservativere Haltung im Gegensatz zu den Frauen auf. Bei der detaillierten Analyse unterschiedlicher Einstellungsinhalte wird ein komplexes Muster deutlich. So wünschen sich Singles ebenso häufig Kinder wie nicht Nicht-Singles, wollen aber nicht unbedingt heiraten. Sie messen der Ehe und der Elternschaft in ihrem zukünftigen Leben einen geringeren Stellenwert bei, jedoch nicht zugunsten des Berufs. Vorangetrieben wird ihr Lebensplan nicht einfach durch eine weniger traditionelle Haltung zur Rollenverteilung zwischen Mann und Frau - Singles sind nicht grundsätzlich liberaler oder egalitärer eingestellt, auch nicht, was die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse betrifft. Sie haben auch nicht durchweg eine androgynere oder instrumentell-maskulinere Persönlichkeit als Folge oder Ursache ihrer Lebensform entwickelt.

5.4.7 Partnerlos, alleinstehend, alleinwohnend: Korrelationen mit den Traditionalismus-Skalen

Anderorts sind Singles vielfach als Alleinstehende oder Alleinwohnende definiert worden (Punkt 1.1.1.). Um zu überprüfen, welche der drei Definitionen von Lebensformen Einstellungsunterschiede am besten vorhersagen kann, wurde die Korrelationen zwischen den beiden zusammenfassenden Einstellungsskalen der Traditionellen Familienorientierung und der Konservative Einstellung mit den drei alternativen Definitionen von Lebensformen nach dem Beziehungsstatus (feste Partnerschaft), der Wohnform (Alleinwohnend) und der

Familienform (Alleinstehend) gerechnet (s. Tab. 22). Sowohl zwischen dem Beziehungsstatus als auch der Wohnform besteht ein - wenngleich auch recht schwacher - Zusammenhang mit der Traditionellen Familienorientierung; beide Korrelationen unterscheiden sich jedoch nicht signifikant ($z=0.52$). Mit der Konservativen Einstellung finden sich keine signifikanten Korrelationen. Wie oben varianzanalytisch dargestellt, scheint hier wenn, dann ein Zusammenhang mit dem Geschlecht zu bestehen.

Tab. 22. Korrelationen zwischen den Skalen von Einstellung und Werthaltung und drei alternativen Definitionen von Lebensformen

	Beziehungsstatus	Wohnform	Familienstand
Traditionelle Familieno.	,266**	,218**	,136
Konservative Einstellung	,009	,119	,101

* $p < .05$, ** $p < .01$; n mind. 166

5.4.8 Profil

Folgende Profile der Einstellung und Werthaltung lassen sich zusammenfassend für die vier Gruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, verheiratete/unverheiratete Paare, jeweils getrennt für Männer und Frauen erstellen; wieder werden die relativen Tendenzen der Mittelwerte im Vergleich zu den anderen Gruppen, nicht signifikante Unterschiede, beschrieben.

- *freiwillige Singles*

Frauen: Haben keinen großen Kinder- und Heiratwunsch, legen viel Wert auf den Beruf, wenig Wert auf Ehe und Elternschaft, sind wenig sozial-dominanz-orientiert und relativ liberal bezüglich der Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern eingestellt, sind sehr maskulin und zugleich relativ feminin, dabei sehr androyn, haben insgesamt die am wenigsten familienorientierte und am wenigsten konservative Einstellung.

Männer: Haben einen ausgeprägten Kinderwunsch, stehen aber dem Heiraten eher kritisch gegenüber, legen mäßig viel Wert auf die Ehe, etwas mehr auf den Beruf und die Elternschaft, sind wenig sozial-dominanz-orientiert, aber relativ traditionell was das Geschlechterverhältnis betrifft, sind im mittleren Bereich maskulin und zugleich feminin, trotzdem nicht sehr androgyn, sind insgesamt mäßig familienorientiert und mäßig konservativ im Vergleich zu den anderen Männern.

- *unfreiwillige Singles*

Frauen: Wollen gerne Kinder, sind aber unentschlossen, ob sie heiraten möchten, legen mäßig viel Wert auf Beruf und Ehe, weniger auf die Elternschaft, sind wenig sozial-dominanz-orientiert, aber recht traditionell bezüglich der Rollenverteilung zwischen Mann und Frau, mäßig maskulin und feminin, dennoch recht androgyn, sind insgesamt mäßig familienorientiert und im Vergleich zu den anderen Frauen etwas konservativer in der Einstellung.

Männer: Haben keinen sehr ausgeprägten Kinderwunsch, wollen aber auch nicht unbedingt heiraten, legen mäßig viel Wert auf den Beruf, recht viel Wert auf die Ehe und wenig auf die Elternschaft, befürworten ziemlich stark die Soziale Dominanz und ein traditionelles Geschlechterverhältnis, sind dabei sehr wenig maskulin und mäßig feminin, zugleich sehr wenig androgyn, sind im Vergleich zu den anderen Männern am wenigsten familienorientiert, dafür ziemlich konservativ eingestellt.

- *unverheiratete Paare*

Frauen: Wollen gerne Kinder und auf jeden Fall heiraten, legen mäßig viel Wert auf Beruf, Ehe und Elternschaft, sind wenig für Soziale Dominanz und ganz entschieden liberal/egalitär was die Geschlechtsrollen betrifft, mäßig maskulin, aber sehr feminin, dabei recht androgyn, sind insgesamt mäßig familienorientiert, aber überhaupt nicht konservativ in der Einstellung.

Männer: Wollen auf jeden Fall Kinder, sind sich aber nicht ganz sicher, ob sie auch heiraten wollen, legen viel Wert auf den Beruf, mäßig viel auf Ehe und Elternschaft, sind wenig sozial-dominanz-orientiert, aber sehr für eine traditionelle Geschlechterrollenverteilung, dabei sehr maskulin und sehr wenig feminin, zusammengenommen recht wenig androgyn, sind insgesamt sowohl ziemlich familienorientiert, als auch recht konservativ eingestellt.

- *verheiratete Paare*

Frauen: Wollen gerne Kinder und hatten offenbar bereits einen ausgeprägten Heiratswunsch, legen nur sehr wenig Wert auf den Beruf, aber viel Wert auf Ehe und Elternschaft, sind sehr sozial-dominanz-orientiert und mäßig traditionell bezüglich der Geschlechterrollenverteilung eingestellt, sie sind mäßig maskulin, aber recht feminin, zusammengenommen recht androgyn, sind insgesamt sehr familienorientiert und insbesondere im Vergleich zu den anderen Frauen auch sehr konservativ eingestellt.

Männer: Wünschen sich ganz eindeutig Kinder und hatten offenbar auch einen ausgeprägten Heiratswunsch, legen wenig Wert auf den Beruf, viel Wert auf die Elternschaft und die Ehe, ihre Einstellung ist sehr wenig sozial-dominanz-orientiert und recht liberal in Bezug auf die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, sie sind sehr maskulin und zugleich sehr feminin, also sehr androgyn, sind insgesamt sehr familienorientiert, aber gerade im Vergleich zu den anderen Männern überhaupt nicht konservativ eingestellt.

5.4.9 Diskussion

Untersucht wurde, inwieweit sich Singles und Paare in ihren Einstellungen und Werthaltungen unterscheiden. Dazu wurden sie in ihrem Heirats- und Kinderwunsch, ihrem persönlichen Lebensplan in Bezug auf Beruf, Ehe und Elternschaft, in ihren geschlechtsste-

reotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität und Feminität, ihrer Einstellung zur Geschlechtsrolle und ihrer Sozialen Dominanz Orientierung verglichen. Festzustellen ist, daß sich kein genereller Unterschied in der Einstellung und Werthaltung ausmachen läßt, sondern sich abhängig vom jeweils untersuchten Merkmal differenzierte Einstellungsunterschiede abzeichnen. Es wird klar, daß die einfache Unterteilung von Personen nach Lebensformen mit oder ohne Beziehung nicht ausreicht, um die gefundenen Unterschiede zu erklären, sondern Lebensformen differenzierter betrachtet werden müssen - zum einen nach dem Geschlecht der Betroffenen, zum anderen nach der Konventionalität bzw. Überzeugtheit der jeweiligen Lebensform. Außerdem hat auch das Lebensalter auf einige der Merkmale einen nicht ganz erwartungsgemäßen Einfluß. Zwar erweist sich die Beziehungsform - ob mit oder ohne fester Partner - als aussagekräftiger als der Familienstand oder die Wohnform, jedoch ist er allein nicht ausreichend. Weder Singles noch Paare bilden eine homogene Gruppen.

Festzustellen ist zunächst, daß sich Singles ebenso wie die Paarpersonen zu einem hohen Prozentsatz Kinder wünschen, selbst wenn sie freiwillig Single sind. Der einzige Unterschied ist, daß sie ihren Kinderwunsch noch nicht so häufig in die Tat umgesetzt haben. Damit erweist sich der beklagte Zerfall der Familie als etwas verfrüht - "aufgeschoben" bedeutet zumindest in der Planung nicht auch "aufgehoben". Anders sieht es beim Wunsch zu heiraten aus - hier sind sich die Singles weniger sicher, wobei sich insbesondere die freiwilligen Singles weniger sicher sind, einmal heiraten zu wollen. Damit bestätigt sich der bereits beschriebene Umstand, daß weniger Paar - oder Familienkonstellationen per se abgelehnt werden, sondern wenn, dann vor allem ihre Institutionalisierung. Entsprechend sehen sich die Singles zukünftig trotz ihres durchaus vorhandenen Kinderwunsches weniger in die Rolle von Ehe und Elternschaft eingebunden. Anders als das Klischee vom karriereorientierten Single ist diese Ablehnung überkommener Rollen jedoch nicht gleichzusetzen mit einer starken Berufsorientierung. Es scheint insgesamt verfrüht zu behaupten, Singles wären auf der Suche nach neuen Formen des Zusammenlebens. Nur 10 Befragte lehnen das klassische Bild vom trauten Heim und dem Familienglück mit Kindern und Ehe eindeutig und sicher ab!

Anders als erwartet läßt sich auch der alte Mythos von der Torschlußpanik und der tickenden Uhr in dieser Stichprobe nicht bestätigen. Ganz im Gegenteil sind es eher die unter 30 Jährigen, die sich vorstellen können, später Kinder zu haben und zu heiraten. Die Vermutung, Frauen seien besonders vom Älter-werden betroffen und hätten es daher eilig, zu

heiraten und Kinder zu bekommen, erweist sich als Irrtum: Frauen und Männer über 30 unterscheiden sich nicht in ihrem ohnehin geringer ausgeprägten Heiratswunsch und gerade die Frauen über 30 wollen besonders deutlich keine Kinder. Es sieht vielmehr so aus, als ob Menschen über 30, die selbst noch keine Kinder haben und auch noch nicht verheiratet sind, sich in ihrem Leben so wie es ist, ganz gut eingerichtet haben und sich weder eine Ehe noch Kinder besonders sehnlich wünschen. Für die unter 30 Jährigen ist möglicherweise die tatsächliche Verwirklichung von Ehe und Kind in ihrem Lebensplan noch weiter entfernt; mit diesem Abstand erscheint es leichter, sich ein späteres Leben mit Ehepartner und Kindern im Sinne von „später ja, aber eben jetzt noch nicht“ auszumalen. Aber auch andere Gründe sind denkbar, warum sich die unter 30 Jährigen eher für Heirat und Kinder aussprechen. So kennen sie möglicherweise real einfach noch weniger andere Menschen, die Verheiratet sind und Kinder haben, weswegen dieses Leben für sie vielleicht mit Wunschvorstellungen behaftet attraktiver erscheint und vorhandene Nachteile weniger augenscheinlich sind. Es läßt sich aber auch argumentieren, daß die unter und die über 30 Jährigen grundsätzlich anderen "Generationen" angehören. Die über 30 Jährigen, zu deren Gruppe ja auch die bis 45 Jährigen zählen, sind vermutlich noch stärker von den emanzipatorischen Parolen der `68 beeinflusst, mögen Kinder und Ehe "spießig" und unmodern finden und deswegen eher für sich ablehnen (s. dazu auch DER SPIEGEL, 21/2000). Die Jüngeren folgen vielleicht eher einem neuen (möglicherweise auch andersgeartetem) Konservativismus. Stützen läßt sich diese Vermutung von Wahlanalysen der letzten Jahre, nach denen insbesondere Jüngere wieder konservative Parteien wählen, die "Linken Protestler" aber "in die Jahre" kommen. Alle drei angeführten Erklärungen, warum die Älteren sich weniger, die Jüngeren eher für Heiraten und Kinderkriegen aussprechen, können sich ergänzen.

Insgesamt finden sich wenn überhaupt, dann nur schwache Zusammenhänge zwischen den einzelnen Einstellungsbereichen, was dem Konstrukt von ranking und linking (Sidanius, Cline & Pratto, 1991) widerspricht. Dort wird behauptet, daß nicht nur die Einstellung zur Geschlechtsrolle und die geschlechtereotypen maskulinen und femininen Persönlichkeitseigenschaften mit dem Geschlecht auf zwei Dimensionen von ranking und linking abbildbar seien, sondern zudem, daß übergeordnet die Soziale Dominanz Orientierung diese Dimensionen widerspiegelt, die ihrerseits mit dem Geschlecht und einer allgemein konservativen oder liberalen Haltungen zusammenhängt (Sidanius, Pratto & Bobo, 1994). Dem Konzept von linking entsprechend, sollten feminine Eigenschaften mit einer liberalen Haltung gegenüber den Geschlechtsrollen und einer insgesamt kooperativen, auf Gleich-

heit ausgerichteten Grundhaltung zusammenhängen, dem Konzept von ranking gemäß maskuline Eigenschaften mit einer eher konservativen Einstellung zur Geschlechtsrolle und einer Betonung von Eigenständigkeit und Hierarchie. Schon an anderer Stelle hat sich allerdings gezeigt, daß die Soziale Dominanz nicht sehr hoch mit maskulinen und femininen Eigenschaften korreliert (Pratto et al., 1994), die ihrerseits nur schwach mit der Einstellung zur Geschlechtsrolle zusammenzuhängen scheinen (Huston & Geis, 1993). Auch in den vorliegenden Daten können generell nur geringe Zusammenhänge zwischen allen genannten Skalen von Einstellung und Werthaltung verzeichnet werden. Dies unterstreicht, daß die untersuchten Konstrukte eigenständig und unabhängig voneinander sind. Gleichzeitig wird damit aber auch das integrierende Konstrukt von ranking und linking in Frage gestellt. Zur Zusammenführung der einzelnen Einstellungsbereiche ist also weniger ein "maskulines" und "feminines" Prinzip angemessen, als eher eines, das unterschiedliche Komponenten von "Traditionalismus" faßt, die sich als "Traditionelle Familienorientierung" und "Konservative Einstellung" interpretieren lassen.

Auch wenn Singles zur Zeit alle eine unkonventionelle Lebensformen leben, so liegen doch individuell bzw. je nach Freiwilligkeit und Geschlecht andersartige Einstellungen dahinter verborgen. So erweisen sich die Singles bei einer globalen Betrachtung in der Tat als weniger familienorientiert im traditionellen Sinne, nicht aber gleichzeitig auch als weniger konservativ. Hier besteht in der Tendenz ein einfacher Unterschied zwischen eher konservativen Männern und eher liberalen Frauen, was auch von anderen Untersuchungen zur Sozialen Dominanz Orientierung und zur Geschlechtsrollenorientierung bestätigt wird. Anders als bisher gefunden, ist aber bei der Sozialen Dominanz Orientierung weniger das Geschlecht, als vielmehr die Subgruppen-Zugehörigkeit in Bezug auf den Beziehungsstatus für die Varianz verantwortlich (vgl. Sidanius, Pratto & Bobo, 1994), und umkehrt ist bei der Einstellung zur Geschlechtsrolle allein das Geschlecht, weniger die Subgruppen-Zugehörigkeit ausschlaggebend (vgl. VanYperen & Buuk, 1991).

Der Befund, nach dem gerade verheiratete Frauen mit einer hohen Familienorientierung sich am stärksten von allen für Soziale Dominanz, also gesellschaftliche Hierarchien aussprechen, und damit trotz ausgeprägter Androgynität und relativer Femität sehr konservative Einstellung zwar nicht in Bezug auf die (eigenen) Geschlechterverhältnisse, aber auf die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse haben, löst Zweifel am Konzept eines einheitlichen Traditionalismus aus. Aber auch ein Konzept von ranking und linking, nach dem sich die Kommunalität in einer egalitären Haltung und im weiblichen Geschlecht wiederfinden

soll, läßt sich nicht bestätigen. Eher paßt dieses Ergebnis zu einem Befund von Tucker und Friedman (1993), nach dem expressive Frauen auch aggressiv und feindlich wirken können. Dies läßt vermuten, daß Expressivität selektiv sein kann - im Fall der verheirateten Frauen kann vermutet werden, daß sie vielleicht eher auf die eigenen Kindern gerichtet ist, nicht aber grundsätzlich auf alle anderen Menschen. Ganz anders dagegen die Single-Frauen, die zwar nicht so familienorientiert sind, auch weniger feminin und etwas maskuliner sind, aber dafür mehr Kommunalität im gesellschaftlichen Zusammenleben aufweisen, also offenbar nicht grundsätzlich gegen Gemeinschaftliches sind.

Die verheirateten Frauen sind die konservativsten in der Einstellungen und sehr traditionell familienorientiert, die freiwilligen Single-Frauen liberal eingestellt und weniger familienorientiert. Insgesamt entsprechen damit die freiwilligen Single-Frauen wohl am ehesten dem Klischee vom neuen Single - sie sind wenig familien- dafür aber sehr berufsorientiert, sind gesellschaftlich und in Bezug auf die Geschlechter liberal bzw egalitär eingestellt und haben eine androgyne Persönlichkeit. Offensichtlich gibt es also bezüglich der Einstellungen und Werthaltungen den sowohl medial als auch von der Individualisierungsthese ausgerufenen Typus des "neuen" Singles - er ist aber auch eine kleine Subgruppe beschränkt. Das hier die Frauen diesen Typus bilden, geht einher mit den Aussagen, daß die historischen Entwicklungen zu mehr Individualisierung ganz besonders die Lebensgestaltung von Frauen verändert hat. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, daß ein durchgängiger Trend der Individualisierung auf der individuellen Ebene nicht nachvollzogen werden kann. Allein der Bereich der Einstellungen und Werthaltungen erweist sich als komplex und bildet differenzierte Muster in jeder einzelnen Lebensformen und unterschieden nach den Geschlechtern.

Bei den Männern ist das Bild weniger klar: Hier sind die verheirateten Männer zwar sehr familienorientiert, gleichzeitig aber nicht sehr auf den Beruf ausgerichtet, was eigentlich ihrer traditionellen Lebensform entsprechen würde; auch sind sie sehr androgyn, haben also gleichzeitig ausgeprägte maskuline wie auch feminine Eigenschaften und sind eher an gesellschaftlicher sowie im Vergleich zu anderen Männern auch etwas an der zwischengeschlechtlichen Gleichheit interessiert. Sie sind also bei einer gleichzeitig starken Familienorientierung überhaupt nicht konservativ eingestellt. Die Aussage "Heiraten und Kinderkriegen macht konservativ" (s. Punkt 2.2.2.) trifft daher auf sie nicht zu.

Demgegenüber stehen die unfreiwilligen Single-Männer, die so gar nicht in das Klischee vom neuen Singles zu passen scheinen. Offenbar wünschen sie vor allem eine Partnerin (s. Punkt 5.3.1.), ohne dabei aber familienorientiert zu sein, d. h. sie wünschen sich eigentlich keine Kinder und wollen auch nicht unbedingt heiraten. Doch scheint dies bei ihnen weniger Zeichen einer alternativen Lebensgestaltung zu sein, sind doch ihre Einstellung insgesamt recht konservativ. Sie befürworten eine traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern und auch sonst in der Gesellschaft und sind auch nicht als "neuer Mann" besonders androgyn. Sie vertreten offenbar eine konservative Haltung, ohne dabei damit übereinstimmende Persönlichkeitseigenschaften zu bieten - sie fallen durch ihre recht ausgeprägte Femität und ihren deutlichen Mangel an Maskulinität auf. Auch sind sie nicht sonderlich berufs- und karriereorientiert. Wünschen sie sich zementierte gesellschaftliche Verhältnisse, weil sie selbst wenig an eine Leistungsgesellschaft, in der nun auch Frauen zur Konkurrenz werden bestehen können? So wenig, daß sie vielleicht eher eine Partnerin zur eigenen Unterstützung wünschen, denn als zu versorgende Ehefrau und Mutter mit einer gemeinsamen Familie, bei der sie selbst die Lasten des Versorgers zu tragen hätten? Es sieht also so aus, als wären wenn, dann die unfreiwilligen Single-Männer die Verlierer der "Wahlgesellschaft".

Bedenkt man, daß die unfreiwilligen Männer wohl am liebsten die Rolle des verheirateten Mannes einnehmen würden, fragt man sich, ob ihnen das gelingt. Es sieht so aus, als würde ihnen ihre konservative Haltung und vielleicht auch ihre geringe Maskulinität bei der Verwirklichung einer Ehe im Weg stehen. Ihre Einstellungen lassen sich damit aus traditioneller Perspektive pointiert als "viel wollen - wenig bieten" zusammenfassen. Diejenigen, die für ihren Lebensplan theoretisch zur Verfügung stehen würden, wären die unfreiwilligen Single-Frauen, die ebenfalls nicht grundsätzlich etwas gegen die Ehe ohne Kinder und eine etwas konservative Rollenverteilung einzuwenden hätten. Doch wollen sie einen Mann wie den unfreiwilligen Single-Mann? Es läßt sich fragen, warum sie die männlichen Hegemonieansprüche der unfreiwilligen Single-Männer anerkennen sollten, wenn diese durch nichts außer dem Anspruch untermauert werden, zumal sie selbst recht maskulin und sehr auf gesellschaftliche Gleichheit ausgerichtet sind.

Recht ähnlich in vielen Einstellungsbereichen sind sich die freiwilligen Single-Männer und -Frauen. Sie würden eigentlich gut zusammenpassen, wollen dies aber im Moment offensichtlich nicht. Im Gegensatz dazu sind sich männliche und weibliche verheiratete Paarpersonen, aber auch die unverheirateten Paarpersonen beider Geschlechter über die verschie-

denen Einstellungsbereiche hinweg nicht sehr ähnlich - haben sie zwar jeweils eine vergleichbar hohe Familienorientierung, ist ihre konservative Einstellung sehr unterschiedlich. Die Hypothesen zum positiven Effekt von Einstellungsähnlichkeit (vgl. Matching-Hypothese; Walster, Aronson, Abrahams & Rottmann, 1966 oder Ähnlichkeits-Attraktions-Hypothese; Byrne, 1961), die besagen, daß ähnliche Personen besser "zusammen passen" kann hier bezogen auf die Gesamtgruppen der männlichen und weiblichen Paarpersonen (also kein "Matching" auf individueller Paar-Ebene) nicht nachvollzogen werden. Dies verwundert insofern etwas, als daß unter den Paarpersonen einige "echte" Paare sind, also beide Partner eines Paares befragt wurden.

Waren die Singles schon immer anders als die Paare? Es stellt sich die Frage, was zuerst da war - die Einstellung oder die Lebensform. Beide Wirkungsrichtungen sind theoretisch denkbar, jedoch haben sich bisher eher Hinweise darauf gezeigt, daß die Lebensform die Einstellungen formt. So wäre zu erwarten, daß sich die unfreiwilligen Single-Männer und Frauen, wenn sie einen Partner gefunden haben, in ihren Einstellungen den Paare angleichen. Bei der zur Zeit vielleicht auch zwangsläufig starken Berufsorientierung der unfreiwilligen Single-Frauen ist es durchaus vorstellbar, daß diese sich legt, sind sie erst einmal verheiratet und haben Kinder, zumal sie ja einer traditionellen Rollenverteilung nicht gänzlich abgeneigt gegenüber stehen. Dies kann aber nicht ohne weiteres als Zeichen eine grundsätzlich konservativen Haltung gelesen werden. So stellen nach Geissler (1998) Frauen mit kleinen Kindern aus ganz persönlichen Gründen des "Erlebens" der Entwicklung ihrer Kinder häufig in den ersten Jahren nach der Geburt ihren Beruf im Sinne einer Bereicherung gerne zurück. Umgekehrt ändert sich vielleicht auch die grundsätzlich konservative Haltung der unfreiwilligen Single-Männer, wenn sie erst einmal verheiratet sind und eng mit einer Partnerin zusammenleben, was ihre in Maßen vorhandene Feminität durchaus erleichtern könnte.

Schwer vorstellbar ist allerdings, wie sich die nur schwach ausgeprägte Maskulinität der unfreiwilligen Single-Männer in eine hohe wandeln soll, sind doch die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften als stabile Traits konzipiert. Entweder muß die Stabilität von Maskulinität und Feminität über verschiedene Lebensphasen hinweg bezweifelt werden, oder es sind doch verschiedene Personentypen, die eher eine Beziehung haben oder eben nicht haben. Ihre konservative Einstellung und geringe Maskulinität könnte von vorneherein wenig attraktiv auf eine potentielle Partnerin wirken (s. Abschnitt 2.2.3.3.). In diesem Sinne kann ihre konservative Haltung bei zugleich gering ausgeprägten instrumen-

tellen Eigenschaften auch verantwortlich für eine Trennung aus früheren Beziehungen gemacht werden, wie dies die geschiedenen Frauen in der Interviewstudie von Meyer und Schulze (1992) angedeutet haben. Entsprechend könnten auch die recht ausgeprägte Maskulinität und geringere Feminität der unfreiwilligen Single-Frauen zunächst wenig attraktiv auf einen potentiellen Partner wirken, scheint doch eine klassische Verteilung der maskulinen und femininen Eigenschaften zumindest beim ersten Kennenlernen attraktiv (Abschnitt 2.2.3.3.).

Trotz dieses bunten und komplexen Musters von Einstellungen über die unterschiedlichen Subgruppen hinweg erweist sich der Beziehungsstatus als Definition von Lebensformen als aussagenkräftig für Einstellungen und Werthaltungen. Vor allem der Beziehungsstatus, aber auch die Wohnform hängen mit einer traditionellen Familienorientierung zusammen, wenngleich nicht sehr stark. Der Familienstand, der das Alleinstehend-Sein hervorhebt, spielt keine Rolle. Die Unterscheidung von Personen nach ihrem Beziehungsstatus eröffnet einen weiteren Blick auf das komplexe Verhältnis verschiedener Einstellungsbereiche, das schon von anderer Seite herausgestrichen wurde (z. B. Huston & Geis, 1993, Spence, 1993). Diese Ergebnisse plädieren dafür, in zukünftigen Untersuchungen diese drei Konstrukte nicht mehr einfach als eng verbunden zu betrachten, sie sowohl begrifflich als auch bei der Erfassung klar zu differenzieren.

Hervorgehoben muß noch einmal, daß die Probanden aller Gruppen gemessen an den Möglichkeiten der Skala sehr liberal in Bezug auf die Geschlechtsrollenverteilung und die Soziale Dominanz eingestellt sind. Dies kann zum einen an der Selektivität der Stichprobe liegen. Zum anderen kann bei der Einstellung zur Geschlechtsrolle aber vielleicht auch eine tatsächliche gesellschaftliche Veränderung abgelesen werden. So ist die verwendete Skala obgleich nicht so alt wie die AWS doch schon fast 20 Jahre alt. VanYperen und Bunk (1991) haben für eine holländische Stichprobe eine eigene, neu entwickelte Skala zur Geschlechtsrollenorientierung verwendet, die vielleicht auch in dieser Stichprobe für mehr Varianz gesorgt hätte. Als Begründung führen sie auch kulturelle Differenzen zwischen den US-Stichproben und holländischen Probanden in Bezug auf das Ausmaß liberaler Einstellungen an. Diese Argumente können auch als Erklärung der geringen Varianz bei der Sozialen Dominanz Orientierung dienen. Europäer, zumal recht junge Probanden aus dem sozialdemokratisch geprägten Ruhrgebiet, sind möglicherweise grundsätzlich egalitärer eingestellt als Amerikaner (vgl. dazu die Ausführungen von Meuser, 1998, nach denen männliche Facharbeiter im Gegensatz zu Studenten egalitäre Haltungen in Bezug auf Ge-

schlechtsrollen vertreten). Für beide Skalen gilt aber auch, daß die Menschen möglicherweise einfach sensibler gegenüber bestimmten Themen geworden sind und daher eher im Sinne von *political correctness* antworten, also ihre Meinung in den Floskeln eines durchschaubaren Fragebogens äußern. Vielleicht haben aber auch tatsächlich einige alte, früher bewährte Konstrukte ausgedient - mit den gesellschaftlichen Veränderungen haben sie sich "ausgewachsen". So muß möglicherweise nicht nur die Frage, was heute konservativ ist, anders beantwortet werden als noch vor ein paar Jahren, sondern hat sich vielleicht per se erledigt - in diesem Sinne hätte eine althergebrachte Dimension der Geschlechtsrollenorientierung ausgedient (vgl. dazu auch die Frage des Spiegels 9/2000: Was ist heute konservativ?). Damit wäre die Instabilität und Unreliabilität der Messung von Einstellungen Zeichen einer Konstruktveränderung über die Zeit. Wenn heute Leute konservativ, traditionell oder "spießig" sind, dann sind sie dies auf eine ganz andere Weise als zur Zeit der Konstruktentstehung. Von daher ist die Unbrauchbarkeit von alten Skalen der Geschlechtsrollenorientierung eher als positives Zeichen einer gesellschaftlichen Veränderung zu werten - vielleicht sind die Menschen tatsächlich liberaler geworden - immerhin hat auch eine ganz Generation von Pädagogen daran gearbeitet - es käme geradezu einer Bankrotterklärung gleich, wenn sich nichts verändert hätte.

Umgekehrt könnte aber auch bei denen, die eine eher konservative Grundhaltung äußern, ein provokantes Antwortverhalten zugrunde liegen. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß einige Versuchspersonen absichtlich Antworten gegeben haben, die im gesellschaftlichen Konsens insbesondere einer recht gut gebildeten und jungen Population, aus der diese Stichprobe stammt, als nicht opportun gelten. Sozial erwünschtes Antwortverhalten, daß aber von Milieu zu Milieu eine andere Ausprägung zeigen kann, kann nicht ausgeschlossen werden (vgl. Meuser, 1998). Es kann nur gemutmaßt werden, daß wenn milieuspezifische "political correctness" oder eine Oppositionshaltung die Antworten beeinflussen, sowohl die Skala der Geschlechtsrollenorientierung als auch die der Sozialen Dominanz Orientierung, die unter den Einstellungsskalen vergleichsweise hoch miteinander korrelieren, in gleicher Weise davon betroffen wären.

5.4.10 Zusammenfassung

Es wurde untersucht, inwieweit Singles Einstellungen und Werthaltungen folgen, die mit ihrer anderen Lebensform korrespondieren. Vermutet wurde, daß Singles weniger traditionell sind als Personen mit festen Partnerschaften. Verschiedene Merkmale der Einstellung und Werthaltung wurden dazu analysiert, wie der Heirats- und Kinderwunsch, der

persönliche Lebensplan in Bezug auf Beruf, Ehe und Elternschaft, die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften Maskulinität/Feminität, die Einstellung gegenüber der Geschlechtsrolle und die Einstellung zu gesamtgesellschaftlichen Hierarchien, die die Soziale Dominanz Orientierung faßt. Insgesamt zeichnet sich ein komplexes Muster von Einstellungsunterschieden ab, beim dem deutlich wird, daß sich nicht vorrangig Singles und Paarpersonen unterscheiden, sondern auch das Geschlecht und die Konventionalität bzw. Überzeugtheit der Lebensform sowie das Alter eine Rolle spielen. Insgesamt erscheint sowohl das Konzept einer zusammenfassenden Dimension von "Traditionalismus", als auch das Konstrukt von "ranking und linking", welches ein maskulines und ein feminines Prinzip postuliert, fraglich. Die sich hier abzeichnenden, unabhängigen Dimensionen lassen sich eher als "traditionelle Familienorientierung" und "konservative Einstellung" umschreiben.

Außer daß sie die Ehe ablehnen, und sich nicht unbedingt in eine Elternrolle eingebunden sehen, unterscheiden sich Singles und Paare kaum in ihren Einstellung voneinander. So bündeln sich ihre Einstellungen am ehesten in einer Ablehnung der traditionellen Familienorientierung, nicht aber in einer weniger konservativen Haltung per se. So zeigt sich z. B. kein genereller Unterschied zwischen Singles und Paaren in der Einstellung, wie traditionell die Rolle zwischen den Geschlechtern verteilt werden sollen oder überhaupt in Bezug auf die Machtverteilung in der Gesellschaft. Am ehesten entspricht die freiwillige Single-Frau dem Klischee vom "neuen Single", am wenigsten der unfreiwillige Single-Mann.

5.5 Partnerwahl- und Sexualverhalten bei Singles im Vergleich zu Paaren

Welches Partnerwahlverhalten haben Singles? Welche Ansprüche stellen sie an einen potentiellen Partner? Wünschen Singles andere Merkmale bei einem Partner als diejenigen, die bereits einen Partner gefunden haben? Lassen sich die soziobiologisch vorhergesagten Unterschiede zwischen Frauen und Männern auch noch bei den Singles finden oder sind diese Unterschiede mit der veränderten Lebensform verschwunden? Und wie verhält es sich mit ihrer Sexualität - sind sie tatsächlich wie oft behauptet besonders freizügig?

Im folgenden werden die Ergebnisse zum Merkmalskomplex des Partnerwahl- und Sexualverhaltens dargestellt. Zunächst wird das globale Anspruchsniveau und der eigene Marktwert, ermittelt über die Selbsteinschätzung der eigenen Attraktivität auch unter Berücksichtigung des eigenen Ressourcenpotentials erläutert. Anschließend werden die von Singles und Paaren erwünschten Partnermerkmale beschrieben und verglichen. Die Frage nach der soziosexuellen Orientierung von Singles im Vergleich zu Paaren folgt; diese Ergebnisse werden mit Aspekten des Partnerwahlverhaltens in Verbindung gebracht. Wieder werden nicht nur die Singles mit den Paarpersonen, sondern auch differenziert freiwillige und unfreiwillige Singles sowie alle vier Subgruppen (freiwillige/unfreiwillige Singles, unverheiratete/verheiratete Paare) vergleichend betrachtet. Die Ergebnisse des Vergleichs von Singles und Paarpersonen im globalen Anspruchsniveau, der eigenen Attraktivität, den Partnerwahlkriterien und der Soziosexuellen Orientierung finden sich zusammenfassend in Tab. 26 am Ende der Hypothesenbearbeitung, die Profile der vier Subgruppen in Abb. 12.

5.5.1 Globaler Anspruch und der eigene Marktwert

Haben Singles einen höheren Anspruch an einen Partner, so daß sie vielleicht aus diesem Grund keinen Partner finden? Und welche Rolle spielt dabei ihre eigener Marktwert? Die univariate Varianzanalyse mit dem globalen Anspruchsniveau (Mittelwert der Bewertung aller 21 Partnermerkmale) als abhängige, dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht als unabhängige sowie dem Alter als Kovariate zeigt keinen Unterschied zwischen Singles und Paarpersonen, wohl aber einen hoch signifikanten Effekt des Geschlechts ($F(1/150)=28.564$, $p<.001$; s. Tab. 26). Frauen haben einen höheren globalen Anspruch an einen Partner als Männer dies umgekehrt an eine Partnerin haben. Auffällig ist, daß in der Tendenz der Mittelwerte die Single-Frauen den höchsten Anspruch von allen haben, die männlichen Singles und Paarpersonen sich aber nicht im geringsten unterscheiden, was sich durch einen post hoc durchgeführten t-Test bestätigten läßt (Vergleich Single/Paar-Frauen: $t(85)=2.288$, $p<.05$). Freiwillig und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht

im geringsten in ihrer globalen Anspruchshöhe voneinander; auch hier zeigt sich wieder nur der bereits beschriebene deutliche Geschlechtsunterschied. Auch der Vergleich aller vier Subgruppen offenbart keine Unterschiede über den bekannten Geschlechtseffekt hinaus - die Männer aller vier Subgruppen sind wenig anspruchsvoll, die Frauen aller vier Subgruppen sehr anspruchsvoll, insbesondere die weiblichen Singles (keine signifikante Wechselwirkung von Beziehungsstatus und Geschlecht).

Fühlen sich Singles mehr oder weniger attraktiv als Paarpersonen? Insgesamt sind die Befragten - gemessen am Skalenmittelwert - recht selbstbewußt, was ihre eigene Attraktivität betrifft. Der Mittelwert der Gesamtstichprobe liegt bei der vorgegebenen 10-stufigen Skala bei $M=6.83$, der Modalwert sogar bei $Mo=8$. In der univariaten Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht als unabhängige Variablen und dem Alter als Kovariate unterscheiden sich Singles und Paare nicht signifikant in der Selbsteinschätzung ihrer Attraktivität. Es zeigt sich aber ein signifikanter Haupteffekt für das Geschlecht ($F(1/159)=6.393$, $p<.05$); Frauen fühlen sich grundsätzlich attraktiver als Männer. Die gilt vor allem für die Single-Frauen, die sich im post hoc durchgeführten t-Test signifikant von den Single-Männern unterscheiden ($t(85)=2.797$, $p<.01$). Bei den Paarpersonen unterscheiden sich die Geschlechter nicht in ihrer eigenen Attraktivitätswahrnehmung. Das Alter hat keinen signifikanten Einfluß auf die selbsteingeschätzte Attraktivität.

Auch bei der genaueren Analyse der Gruppe der Singles wird wieder nur der bereits beschriebene Geschlechtseffekt deutlich. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht darin, wie attraktiv sie sich selbst finden. Der Vergleich aller vier Subgruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, verheiratete/unverheiratete Paare macht zunächst wieder nur den Geschlechtseffekt deutlich. Das Muster der Mittelwerte zeigt jedoch, daß sich Frauen aller Gruppen attraktiver fühlen als Männer - bis auf die Verheirateten, bei denen sich das Verhältnis umkehrt. Die verheirateten Frauen fühlen sich von allen Frauen signifikant am wenigsten attraktiv (S-N-K, $p<.05$; keine signifikanten Differenzen im Scheffé-Test) und zusammen mit den unfreiwilligen Single-Männern am unattraktivsten von allen. Am attraktivsten fühlen sich in der Tendenz der Mittelwerte die freiwilligen und unfreiwilligen Single-Frauen, aber auch die unverheirateten Paar-Frauen finden sich kaum minder attraktiv.

5.5.1.1 Attraktivität, Ressourcenpotential und Anspruch

In welchem Zusammenhang stehen nun die eigene Attraktivität und der globale Anspruch an einen Partner? Findet sich bei den Singles ein Mißverhältnis dahingehend, daß sie weniger bieten, aber mehr wollen? Um dies zu überprüfen, wurde zunächst über alle Probanden hinweg die Korrelation zwischen eigener Attraktivität und dem Anspruch an einen Partner berechnet. Sie erweist sich mit $r=.23$, $p<.05$ (Singles: $r=.24$, $p<.05$; Paarpersonen: $r=.21$, ns.) als recht schwach. In einem zweiten Schritt wurden die Probanden zunächst in hoch und wenig Attraktive mittels Mediandichotomisierung ($Md=7$) unterteilt. 95 Probanden zählen zur Gruppe der weniger Attraktiven, 70 zu der Gruppe der hoch Attraktiven. Zu erwarten ist, daß weniger Attraktive aufgrund des eigenen geringeren Marktwertes grundsätzlich einen geringeren Anspruch an einen Partner haben sollten, aber bei den Singles möglicherweise auch weniger Attraktive einen hohen Anspruch haben könnten. Dazu wurde eine Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und der Attraktivitätsgruppe (hoch/wenig attraktiv) über das globale Anspruchsniveau gerechnet. Es offenbart sich, daß einzig die Attraktivitätsgruppe einen Einfluß auf den Anspruch hat ($F(1/148)=8.066$, $p<.01$), die jedoch mit dem Beziehungsstatus interagiert, der auch allein keinen Einfluß hat. Wird dieselbe Varianzanalyse getrennt für Männer und Frauen berechnet, stellt sich heraus, daß sich überhaupt kein Effekt mehr bei den Männern findet, bei den Frauen hingegen sowohl ein marginaler des Beziehungsstatus ($F(1/79)=3.519$, $p<.1$), als auch ein marginaler der Attraktivität ($F(1/79)=3.051$, $p<.1$). Attraktive Frauen haben einen höheren Anspruch, jedoch haben die Single-Frauen einen jeweils höheren Anspruch als ihre ähnlich attraktiven Pendants mit festen Beziehungen. Weder zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles noch zwischen den vier Subgruppen zeigen sich Unterschiede im Anspruchsniveau in Abhängigkeit von der eigenen Attraktivität; wieder spielt allein die eigene Attraktivität eine Rolle für den globalen Anspruch an einen Partner. Aufgrund der schwachen Zellenbesetzung kann in diesen Analysen der Subgruppen unter Einbeziehung der Attraktivitätsgruppe leider nicht zusätzlich auch noch das Geschlecht berücksichtigt werden.

Zur Verdeutlichung dieser Ergebnisse wurde zusätzlich für jeden Probanden ein Differenzwert aus dem z-transformierten globalen Anspruchsniveau und der ebenfalls z-transformierten selbsteingeschätzten Attraktivität gebildet, der ausdrückt, in welcher Relation der eigene Anspruch zum eigenen Marktwert steht, also ob jemand gemessen am eigenen Marktwert "nach den Sternen" greift (ein Wert um 0 bedeutet also, daß eine Person einen "realistischen" Anspruch hat, ein Wert unter 0, daß der Anspruch gemessen am eigenen Marktwert eher niedrig ist, ein Wert über 0 umgekehrt, daß der Anspruch relativ zu

hoch ist). Über diesen Diskrepanz-Wert wurde wieder eine Varianzanalyse berechnet. Sichtbar wird, daß sich Singles und Paare überhaupt nicht in ihrer Diskrepanz zwischen eigenem Anspruch und eigenem Marktwert unterscheiden, wohl aber Männer und Frauen ($F(1/148)=4.384$, $p<.05$). Frauen haben unabhängig von ihrem Beziehungsstatus positive Diskrepanz-Werte (also gemessen an ihrem selbsteingeschätzten Marktwert einen relativ zu hohen Anspruch), Männer negative Diskrepanz-Werte (sind also umgekehrt in Relation zu ihrer selbsteingeschätzten Attraktivität recht anspruchslos). Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich nicht, wieder wird nur der Geschlechtseffekt sichtbar. Werden alle vier Subgruppen verglichen, fällt in der Tendenz der Mittelwerte (wenngleich nicht signifikant) auf, daß die verheirateten Frauen die größte Diskrepanz aufweisen (also einen hohen Anspruch haben, obgleich sie sich relativ wenig attraktiv fühlen), die freiwilligen Single-Männer die niedrigste (sich dabei weder sonderlich attraktiv fühlen und entsprechend auch keinen hohen Anspruch an eine potentielle Partnerin haben).

Neben der selbsteingeschätzten Attraktivität kann auch das "objektivere" Ressourcenpotential einer Person als Indikator für den eigenen Marktwert betrachtet werden. Nach evolutionspsychologischer Vorhersage, aber auch der Hypothese von der Strukturellen Machtlosigkeit zufolge, sollte das Ressourcenpotential vor allem für den Marktwert von Männern von Belang sein. Haben Personen mit größerem Ressourcenpotential einen höheren Anspruch und tut sich hier vielleicht eine Kluft zwischen Singles und Paaren dahingehend auf, daß auch ressourcenschwache Singles einen hohen Anspruch pflegen? Es wurde zunächst eine Variable Ressourcenpotential als Konglomerat aus Schulbildung und Einkommen gebildet. 81 Probanden gehören zu den im Vergleich mit der Gesamtstichprobe eher Ressourcenschwachen (haben höchstens Abitur oder verdienen weniger als 4000 DM brutto), 86 Probanden gehören zu den Ressourcenstarken.

Es wurde eine Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Ressourcenpotential und dem Alter als Kovariate über das globale Anspruchsniveau gerechnet. Das Ressourcenpotential hat über alle Probanden hinweg keinen Einfluß auf die Anspruchshöhe und modifiziert auch nicht den nicht vorhandenen Effekt des Beziehungsstatus, wenngleich der Wechselwirkungseffekt nur knapp die Signifikanzgrenze verfehlt. In der Tendenz der Mittelwerte ist es in der Tat so, daß bei den Singles Ressourcenstarke- und noch mehr Ressourcenschwache einen hohen Anspruch haben, hingegen bei den Paarpersonen nur die Ressourcenstarken einen hohen, die Ressourcenschwachen jedoch einen geringeren Anspruch an einen Partner stellen. Es unterscheiden sich weder freiwillige und unfreiwillige

Singles, noch überhaupt die vier Subgruppen. Es fällt in der Tendenz der Mittelwerte jedoch auf, daß bei den unfreiwilligen Singles die Ressourcenschwachen auffällig hohe Ansprüche haben (z. B. höhere als die Ressourcenstarken bei den unverheirateten Paaren); dies ist die einzige Gruppe, in der Ressourcenschwache höhere Ansprüche stellen als die Ressourcenstarken der selben Gruppe (der Unterschied ist jedoch im t-Test nicht signifikant). Bei den Verheirateten ist die Diskrepanz zwischen den beiden unterschiedlich starken Gruppen dahingehend am größten, daß Ressourcenstarke die höchsten, Ressourcenschwache die niedrigsten Ansprüche pflegen.

Wird dieselbe Varianzanalyse noch einmal getrennt für Männer und Frauen berechnet, so tritt bei den Männern erstens überhaupt ein Haupteffekt des Ressourcenpotentials auf ($F(1/64)=7.512$, $p<.01$) und zweitens auch eine marginal signifikante Interaktion mit dem Beziehungsstatus ($F(1/64)=1.858$, $p<.1$): Bei den männlichen Singles haben Ressourcenschwache nahezu ebenso hohe Ansprüche wie die Ressourcenstarken, die bei den männlichen Paaren besonders hohe Ansprüche stellen, anders als männliche Paarpersonen mit knappen Ressourcen, die nur geringere Ansprüche haben. Bei den Frauen findet sich einzig ein Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(1/81)=4.435$, $p<.05$), der andeutet, daß Single-Frauen unabhängig von ihrer eigenen Ressourcenstärke höhere Ansprüche stellen. Eine mögliche dreifach-Interaktion von Subgruppe, Ressourcengruppe und Geschlecht kann auch hier wieder aufgrund der zu schwachen Zellenbesetzung leider nicht überprüft werden.

5.5.1.2 Korrelate der Anspruchshöhe

Zur weiteren Absicherung des Befundes wurde überprüft, inwieweit die Anspruchshöhe mit anderen Variablen, die einen Hinweis auf die Dringlichkeit der Partnersuche geben können, zusammenhängt. Ausgewählt wurden die Merkmale des Stellenwerts einer Partnerschaft, der bisherigen Beziehungserfahrung, des Lebensglücks und der Einsamkeit, die getrennt für Singles und Paare mit der Anspruchshöhe korreliert wurden. Die Höhe des Anspruchs bei der Auswahl eines Partners oder einer Partnerin hängt bei Singles kaum mit all diesen Merkmalen zusammen. Die einzigen (tendenziell) signifikanten, recht geringen Zusammenhänge bestehen positiv mit der Häufigkeit, Verehrer zu haben ($r=.17$, $p<.1$), der Dauer der längsten bisherigen Beziehung ($r=.18$, $p<.1$) und negativ mit der Partnersuche ($r=-.20$, $p<.1$) sowie der empfundenen Einsamkeit ($r=-.20$, $p<.1$): Diejenigen, die häufiger Verehrer haben, längere Beziehungen hatten, nur wenig auf der Partnersuche sind oder selten einsam sind, haben höhere Ansprüche. Bei den Paarpersonen bestehen noch nicht

einmal auch nur in der Tendenz signifikante Zusammenhänge zwischen diesen Variablen und der Anspruchshöhe. Es erstaunt etwas, daß die Zusammenhänge gerade bei den Singles recht schwach sind und zwischen Merkmalen des Beziehungsstatus wie der Dauer des Single-Seins und dem Anspruch an einen potentiellen Partner überhaupt keine Korrelationen zu finden sind. Das bedeutet, daß die Höhe des Anspruchs bei der Partnerwahl in keinem oder nur sehr geringen direkten Zusammenhang mit dem Bedürfnis einen Partner zu haben steht.

Über 30 und noch keinen festen Partner – das bereits angesprochene Thema der “Torschlußpanik“ könnte auch bei der Frage nach dem Anspruch an einen Partner eine Rolle spielen. Sind Singles, die über 30 Jahre alt sind, anspruchloser als die unter 30 jährigen Singles, die noch mehr Zeit haben, einen festen Lebenspartner zu finden, also salopp gesagt, vielleicht weniger das Gefühl haben, den oder die "Erstbeste/n" nehmen zu müssen? Sind es hier besonders die Frauen, die aufgrund ihrer sinkenden Fertilität und Attraktivität ihre Ansprüche an einen Partner zurückschrauben? Die multivariate Varianzanalyse über den globalen Anspruch mit den unabhängigen Variablen Beziehungsstatus und Altersgruppe (Altervariable Ab30: unter 30 Jahre vs. 30 Jahre und älter) getrennt für Frauen und Männer zeigt, daß sich unter und über 30 Jährige nicht unterscheiden. Bei den Frauen wird deutlich, daß die Single-Frauen in jedem Fall anspruchsvoller sind, egal ob sie unter oder über 30 Jahre alt sind ($F(1/82)=4.977, p<.05$).

Wie steht es mit denen, die sich Kinder wünschen? Haben Single mit einem Kinderwunsch vielleicht einen geringeren Anspruch an einen potentiellen Partner, da sie ihn eher "funktional" betrachten könnten? Dazu wurde eine univariate Varianzanalyse über die globale Anspruchshöhe mit den unabhängigen Variablen Beziehungsstatus und Kinderwunsch (ja/nein) sowie dem Alter als Kovariate über die Probanden, die noch keine Kinder haben, gerechnet. Die Vermutung, daß Probanden mit Kinderwunsch, vor allem wenn sie noch keinen festen Partner haben, geringere Ansprüche bei der Partnerwahl haben, läßt sich nicht bestätigen; es zeigen sich keine signifikanten Effekt für Kinderwunsch oder Status.

5.5.1.3 Zur Hypothese 3a

Die Vermutung, daß Singles einen grundsätzlich höheren Anspruch bei der Partnerwahl haben, läßt sich nicht bestätigen, Singles und Paare unterscheiden sich nicht in ihrer globalen Anspruchshöhe. Damit muß *Hypothese 3a*) klar abgelehnt werden. Auch die differenzierte Betrachtung der Singles und der Paare offenbart keine Unterschiede zwischen

freiwilligen und unfreiwilligen Singles sowie unverheirateten und verheirateten Paarpersonen. Das Alter hat keinen Einfluß auf den globalen Anspruch. Es findet sich jedoch ein eindeutiger Geschlechtseffekt: Frauen sind anspruchsvoller als Männer. Zudem haben Single-Frauen höhere Anspruch als Paar-Frauen, bei den Männern findet sich kein Unterschied in Abhängigkeit vom Beziehungsstatus.

Die Vermutung, daß Singles weniger attraktiv sind als Paarpersonen und deshalb keinen Partner oder keine Partnerin haben, läßt sich zumindest anhand der Selbsteinschätzung keinesfalls bestätigen – sie fühlen sich genauso attraktiv wie Paarpersonen. Single-Frauen sind dabei sogar diejenigen, die sich am attraktivsten fühlen, signifikant attraktiver als die verheirateten Frauen dies tun. Der Anspruch an einen Partner wird allein von der eigenen Attraktivität bestimmt; dies erweist sich bei Singles nicht anders als bei Paarpersonen. Es zeigt sich bei den Singles keine auffällige Diskrepanz zwischen der eigenen Attraktivität und dem globalen Anspruchsniveau. Jedoch stellen Single-Frauen höhere Ansprüche als vergleichbar attraktive Paar-Frauen. Insgesamt zeigt sich bei Frauen eine größere Diskrepanz zwischen eigener Attraktivität und ihrem dabei hohen Anspruchsniveau.

Das Ressourcenpotential als weiterer Indikator des eigenen Marktwerts hat allein überhaupt keinen Einfluß auf das Anspruchsniveau. Es deutet sich aber an, daß auch ressourcenschwache Singles anders als ressourcenschwache Paarpersonen einen recht hohen Anspruch an einen potentiellen Partner stellen. Bei den Single-Männern wird deutlich, daß sich ihr Anspruch nicht an ihrem Ressourcenpotential orientiert. Single-Frauen stellen unabhängig von ihrer Ressourcenstärke grundsätzlich höhere Ansprüche. Die Single-Freiwilligkeit spielt ebenso wenig eine Rolle wie überhaupt Parallelen zwischen den vier Subgruppen festzustellen sind.

5.5.2 Erwünschte Partnermerkmale

Die 21 Partnermerkmale divergieren über alle Probanden hinweg sehr in ihrem Stellenwert für die Auswahl eines Partners oder einer Partnerin. Es läßt sich die folgende absteigende Rangreihe der 21 Merkmale nach ihrer durchschnittlichen Bedeutsamkeit aufstellen (Tab. 23):

Tab. 23. Rangreihe der erwünschten Partnermerkmale (Mittelwerte und Standardabweichungen)

Partnermerkmale	n	m	s
gegenseitige Anziehung, Liebe	166	3,98	0,13
Vertrauenswürdiger Charakter	166	3,86	0,37
angenehmes Wesen	166	3,74	0,55
Sinn für Humor	165	3,67	0,50
Gefühlsmäßige Stabilität und Reife	166	3,54	0,58
Verantwortliche Persönlichkeit	164	3,50	0,70
Sex appeal / sexuelle Anziehungskraft	165	3,43	0,67
Bildung und Intelligenz	165	3,32	0,68
Geselligkeit	166	3,11	0,75
Vergleichbare Bildung	166	2,97	0,96
Eleganz, Gepflegtheit	166	2,92	0,90
Gesundheit	166	2,79	0,82
Gutes Aussehen	166	2,76	0,75
Ehrgeiz und Feiß	166	2,52	0,82
Wunsch nach Heim u. Kinder	166	2,44	1,09
Gesicherte finanzielle Zukunft	166	2,42	0,96
Gleicher politischer Hintergrund	166	2,06	1,00
Angesehener sozialer Status	166	2,04	0,93
Guter Koch/Hausmann oder gute Köchin/Hausfrau	165	1,93	0,75
Gleicher religiöser Hintergrund	166	1,49	0,83
Jungfräulichkeit / keine vorhergehenden sexuellen Erfahrungen	166	1,11	0,41

14 Partnermerkmale wurden als eher wichtig oder gar notwendig eingeschätzt, 7 als eher unwichtig oder völlig bedeutungslos. Am wichtigsten wird von allen Probanden die gegenseitige Anziehung und Liebe bei der Partnerwahl eingeschätzt, am unwichtigsten die Jungfräulichkeit bzw. keine vorhergehenden sexuellen Erfahrungen.

Die Beurteilung der 21 Merkmale bei Single und Paarpersonen wurden mit Hilfe einer multivariaten Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht als unabhängige Variablen und dem Alter als Kovariate verglichen. Es zeigt sich ein multivariat tendenziell signifikanter Effekt des Status ($F(21/128)=1.585$, $p<.1$) und ein hoch signifikanter multivariater Haupteffekt des Geschlechts ($F(21/128)=5.592$, $p<.001$). Das Alter hat keinen multivariaten Einfluß auf die Bewertung der Partnermerkmale. Die Mittelwerte und signifikanten Differenzen sind in Tab. 24 abgebildet. Multivariat zeigt sich keine bedeutende Wechselwirkung.

Tab. 24. Mittelwerte und signifikante Unterschiede zwischen Singles und Paarpersonen bzw. Frauen und Männern in den erwünschten Partnermerkmalen

Partnermerkmal	Singles		Paare		F Status	F Geschl.	F Interaktion
	Männer	Frauen	Männer	Frauen			
Hausmann/frau	1,78	2,05	1,94	2,02	,253	1,982	,580
angenehmes Wesen	3,76	3,83	3,78	3,66	,699	,068	1,209
Geselligkeit	3,06	3,30	3,11	3,05	,663	,528	1,572
vergl. Bildung	2,80	3,44	2,43	3,13	5,249*	21,536***	,034
Eleganz/Gepflegt.	2,77	3,17	2,67	2,93	1,325	5,405*	,239
finanz. Zukunft	1,93	3,01	1,94	2,60	1,939	38,134***	2,236
keine sex. Erfahr.	1,18	1,05	1,14	1,07	,001	2,269	,223
vertr. Charakter	3,85	3,89	3,79	3,88	,258	1,134	,179
Stabilität/Reife	3,32	3,75	3,37	3,69	,002	18,625***	,385
W. n. Heim+ Kind	2,24	2,42	2,44	2,81	2,617	2,357	,321
sozialer Status	1,85	2,38	1,66	2,18	1,657	12,413**	,001
gutes Aussehen	3,00	2,67	3,01	2,51	,338	12,554**	,496
gl. rel. Hintergr.	1,45	1,84	1,25	1,36	6,002*	3,384	1,173
Ehrgeiz/Fleiß	2,17	2,91	2,43	2,66	,004	14,515***	4,121*
gl. pol. Hintergr.	1,75	2,24	1,95	2,31	,678	7,018**	,172
Anziehung/Liebe	3,97	3,95	4,00	4,00	2,573	,163	,191
Gesundheit	2,98	2,94	2,63	2,66	5,598*	,002	,077
Bildung/Intelligenz	3,17	3,57	3,05	3,44	1,378	14,796***	,002
verantw. Persönl.	3,22	3,71	3,43	3,61	,259	8,503**	1,893
Sinn für Humor	3,66	3,81	3,60	3,63	2,226	1,306	,488
sex appeal	3,45	3,51	3,33	3,54	,215	1,557	,459

Anm.: univariate Analysen

Haupteffekt Beziehungsstatus ($F(21/128)=1.585$, $p<.1$)

Haupteffekt Geschlecht ($F(21/128)=5.592$, $p<.001$)

Wechselwirkungseffekt Beziehungsstatus x Geschlecht ($F(21/128)=1.001$, ns)

Männer und Frauen unterscheiden sich univariat in 11 Merkmalen - in den Merkmalen „Vergleichbare Bildung“, „Gesicherte finanzielle Zukunft“, „Gefühlsmäßige Stabilität und Reife“, „Ehrgeiz und Fleiß“⁴³, „Bildung und Intelligenz“ hoch signifikant ($p<.001$), in den Merkmalen „Angesehener sozialer Status“, „Gutes Aussehen“, „Gleicher politischer Hintergrund“, „Verantwortliche Persönlichkeit“ signifikant ($p<.01$) und im Merkmal „Eleganz und Gepflegtheit“ signifikant mit $p<.5$, dazu marginal in „Gleicher religiöser Hintergrund“ ($p<.1$). Frauen bewerten bei der Auswahl eines Partners sämtliche Merkmale als wichtiger, mit Ausnahme des guten Aussehens, das für die Männer von größerer Bedeutung bei einer Partnerin ist (s. u. Punkt 2.3.1.).⁴⁴

⁴³ Hier findet sich im übrigen univariat eine signifikante Wechselwirkung von Beziehungsstatus und Geschlecht: Weibliche Singles finden "Ehrgeiz und Fleiß" recht wichtig bei einem Partner, umgekehrt bewerten Single-Männer "Ehrgeiz und Fleiß" als ziemlich unwichtig bei einer Partnerin. Die Paare weisen diesem Merkmal unabhängig von ihrem Geschlecht eine mittlere Bedeutung zu.

⁴⁴ Diskutieren läßt sich, ob aufgrund der höheren Bewertung nahezu aller Merkmale durch die Frauen das Bewertungsniveau beider Geschlechter durch einen Korrekturfaktor angeglichen werden sollte. Divergenzen in der Bewertung der einzelnen Merkmale würden so deutlicher hervorgehoben werden. Die Verwendung eines Korrekturfaktors unterstellt eine unterschiedliche Skalennutzung oder -interpretation von Männern und Frauen. Dies ist für sich genommen eine bemerkenswerte Interpretation der Ergebnisse. Es läßt sich m. E. jedoch zunächst nicht entscheiden, ob die gefundenen Geschlechterdifferenzen auf eine andere Skalennut-

Singles und Paare unterscheiden sich in den Merkmalen „vergleichbare Bildung“, „Gleicher religiöser Hintergrund“ und „Gesundheit“ signifikant voneinander ($p < .05$). Singles finden diese Merkmale bei der Auswahl eines Partners wichtiger als Paarpersonen diese finden. Überhaupt schätzen Singles in der Tendenz der Mittelwerte (wenngleich nicht signifikant) 15 Merkmale bedeutsamer ein als Paarpersonen, die im Gegensatz dazu nur 6 Merkmale wichtiger finden als die Singles. Die differenzierte Betrachtung der Singles macht deutlich, daß sich freiwillige und unfreiwillige Singles multivariat nicht in der Bewertung der einzelnen Partnermerkmale unterscheiden. Es zeigt sich auch keine Wechselwirkung mit dem Geschlecht.⁴⁵ Wieder hat nur das Geschlecht einen hoch signifikanten multivariaten Einfluß ($F(21/60)=3.699$, $p < .001$). Das Alter spielt wieder multivariat keine Rolle.

Wird die gleiche Varianzanalyse noch einmal mit dem Geschlecht und den Subgruppen als unabhängige Variablen gerechnet, so wird wieder ein hoch signifikanter multivariater Haupteffekt des Geschlechts ($F(21/124)=5.325$, $p < .001$) deutlich, aber in diesem Fall auch ein multivariat signifikanter Haupteffekt der Subgruppen ($F(63/371)=1.466$, $p < .05$) erkennbar. Die Wechselwirkung zwischen Subgruppe und Geschlecht liegt knapp über der Signifikanzgrenze, die Kovariate Alter hat wieder keinen Einfluß. Der Effekt der Subgruppe zeigt sich univariat in den Merkmalen „Wunsch nach Heim und Kindern“ ($p < .001$), „Gleicher religiöser Hintergrund“, „Sinn für Humor“ (beide $p < .05$) und marginal in „Vergleichbare Bildung“ und „Gesundheit“ (beide $p < .1$). Verheiratete legen besonderen Wert auf den Wunsch nach Heim und Kindern eines Partners und unterscheiden sich damit signifikant von allen anderen Gruppen (Scheffé Test alle p mind. $p < .05$). Aber auch die unfreiwilligen Singles wünschen dies signifikant stärker als die freiwilligen (im weniger konservativen S-N-K-Test wird dies denn auch deutlich: Freiwillige Singles und unverheiratete Paare unterscheiden sich nicht in ihrer geringen Bewertung des "Wunsches nach Heim und Kindern", wobei sich letztere ihrerseits nicht von den unfreiwilligen Singles unterscheiden, die sich jedoch von den freiwilligen unterscheiden; die Verheirateten legen auf dieses Merkmal mehr Wert als alle anderen Gruppen; alle $p < .05$). Auf den gleichen reli-

zung oder - wie bei anderen Gruppenunterschieden in der Regel auch unterstellt - auf "echte" Unterschiede in der Bewertung der einzelnen Merkmale zurückzuführen sind.

⁴⁵ Univariat zeigt sich eine signifikante Wechselwirkung von Freiwilligkeit und Geschlecht beim Merkmal "Gefühlsmäßige Stabilität und Reife" ($p < .05$); freiwillige Single-Männer legen weniger Wert auf die gefühlsmäßige Stabilität und Reife als unfreiwillige Single-Männer, bei den Frauen finden sich keine Unterschiede. Univariat legen zudem freiwillige Single signifikant weniger Wert auf den Wunsch nach Heim und

giösen Hintergrund legen unfreiwillig Singles den meisten, die unverheirateten Paare den geringsten Wert (Scheffé Test und S-N-K-Test $p < .05$). Die Gesundheit ist für freiwillige Singles am wichtigsten, für die verheirateten Paare am unwichtigsten (Scheffé Test $p < .1$; im S-N-K-Test setzten sich die Paar-Gruppen von den Single-Gruppen ab). In der geringen Bedeutung des Sinns für Humor unterscheiden sich die Verheirateten von allen anderen drei Gruppen (Scheffé Test und S-N-K-Test $p < .05$). Auf die vergleichbar Bildung legen freiwillige Singles signifikant mehr Wert als die unverheirateten Paare.

Als Randnotiz kann noch vermerkt werden, daß in einer weiteren Analyse allein über die Merkmale, die nach evolutionspsychologischer Prognose zwischen Männern und Frauen differenzieren sollen und die auch in anderen Studien kulturübergreifend nachwiesen werden konnten (vgl. Kap. 2.3.), auch in dieser Studie die üblicherweise gefundenen Geschlechterdifferenzen deutlich werden: Männer legen bei einer Partnerin vergleichsweise mehr Wert auf das gute Aussehen und in der Tendenz auf keine vorhergehenden sexuellen Erfahrungen, Frauen bewerten eine gesicherte finanzielle Zukunft, einen angesehenen sozialen Status, einen vertrauenswürdigen Charakter sowie in der Tendenz eine verantwortliche Persönlichkeit bei einem potentiellen Partner höher als Männer dies umgekehrt tun; der Beziehungsstatus scheint dabei keine Rolle zu spielen. Auffällig ist jedoch, daß sich bei den freiwilligen Singles in der Tat die Geschlechter in Bezug auf eine mittlere Bewertung des guten Aussehens am weitesten annähern. Die post hoc durchgeführten t-Tests bestätigen, daß sich bei den freiwilligen Singles die Geschlechter nicht mehr in der Bewertung der Wichtigkeit des guten Aussehens unterscheiden, wohl aber in den beiden verbleibenden Gruppen (unfreiwillige Singles: $t(54) = 2.130$, $p < .05$; unverheiratete Paare: $t(52) = 2.955$, $p < .01$).

Zudem wurde noch der mögliche Einfluß des eigenen Ressourcenpotentials, der nach Aussage der Hypothese der strukturellen Machtlosigkeit die Geschlechterdifferenzen modifizieren sollte, versucht zu ermitteln. Bei den Singles deutet sich neben dem bekannten Geschlechtseffekt auch eine multivariate Wechselwirkung von Geschlecht und Ressourcenverfügbarkeit an. Univariat wird dieser jedoch nicht in den unmittelbar ressourcenbezogenen Merkmalen sichtbar, sondern im guten Aussehen. Nur bei den Ressourcenstarken setzen die Männer auf das gute Aussehen ihrer Partnerin, bei den Ressourcenschwachen bewerten die Männer dieses Merkmal nur noch genau so schwach, wie dies die Frauen ohne-

Kindern bei einem potentiellen Partner, als dies die unfreiwilligen Singles tun. Aufgrund der fehlenden multivariaten Effekte sollten diese Unterschiede nicht interpretiert werden.

hin tun. Bei den Paaren findet sich dieser Effekt nicht. Dafür hat bei ihnen anders als bei den Singles allein die Ressourcenverfügbarkeit Einfluß auf die Bewertung der sechs evolutionspsychologisch zentral diskutierten Merkmale, wobei jedoch die Ressourcenstarken beiderlei Geschlechts mehr und nicht weniger Wert auf den angesehenen sozialen Status eines Partners legen.

5.5.2.1 Dimensionalität der erwünschten Partnermerkmale

Können die 21 bei einem Partner erwünschten Merkmalen auf wenige Dimensionen zurückgeführt werden? Wie gesehen, ist die Struktur der erwünschten Partnermerkmale bei Singles und Paaren ähnlich. Wird zur Analyse der Dimensionalität der Partnermerkmale daher eine unbegrenzte PCA mit Varimax-Rotation über die Gesamtstichprobe (n=167; Fall:Variablen-Verhältnis 8:1) durchgeführt, werden insgesamt 6 Faktoren mit einem Eigenwert >1 extrahiert, die zusammen 56% der Varianz aufklären. Die Faktoren lassen sich inhaltlich schlecht interpretieren und es treten zudem Doppelladungen einiger Items auf. Der Screeplot legt eine 1 oder 2 Faktorenlösung nahe (Eigenwertverlauf: 4.01, 2.34, 1.55, 1.45, 1.33, 1.12). Entscheidet man sich für die Extraktion von 2 Faktoren, klären beide Faktoren zusammen nur 30% Varianz auf; 2/3 der Items laden deutlich auf einem der beiden Faktoren. Grob interpretiert sammeln sich auf dem ersten Faktor (18% Varianzaufklärung) alle Merkmale, die man als traditionelle Status-Merkmale oder äußere Werte bezeichnen könnte, auf dem zweiten Faktor eher Items, die sich auf den Partner als Person beziehen, also Merkmale, die eher innere Werte beschreiben und auf das Wesen des anderen verweisen.⁴⁶

Aufgrund der gefunden vielfältigen Unterschiede zwischen Männern und Frauen in der Bewertung der Partnermerkmale kann nicht ausgeschlossen werden, daß es zwischen den Geschlechtern auch Unterschiede in der Faktorstruktur gibt. Daher wurde dieselbe Analyse noch einmal getrennt für Männer und Frauen berechnet, obgleich bei dem Fall:Variablen-Verhältnis von ca 4:1 die Stabilität der Faktorenlösungen fraglich ist. Bei den Männern werden 7, bei den Frauen 8 Faktoren mit einem Eigenwert < 1 extrahiert und damit zusammen 64% bzw. 68% der Varianz aufgeklärt. Bei beiden Geschlechtern legt der Eigenwertverlauf am ehesten nahe, die Extraktion auf 2 Faktoren zu begrenzen (Eigenwertverlauf Männer: 3.41, 2.61, 1.92, 1.65, 1.41, 1.34, 1.07, 0.96 ...; Eigenwertverlauf Frauen: 3.99, 2.37, 1.75,

⁴⁶ 1. Faktor: gute Koch/Köchin, Bildung, gesicherte finanzielle Zukunft, Reife, Wunsch nach Heim und Kindern, Status, Ehrgeiz, verantwortliche Persönlichkeit, gleicher religiöser und politischer Hintergrund und

1.50, 1.35, 1.23, 1.11, 1.02, 0,86 ...). Zur Vereinfachung und Vergleichbarkeit der Faktorstruktur wurden deshalb in einer zweiten Analyse (PCA mit Varimax-Rotation) die Faktorextraktion auf 2 Faktoren begrenzt. Auf dem ersten Faktor laden Merkmale wie u. a. gesicherte finanzielle Zukunft, Wunsch nach Heim und Kindern und eine verantwortliche Persönlichkeit; er bündelt damit Eigenschaften, die im klassischen Sinn auf einen guten Ehepartner hinweisen, der zuverlässig ist und mit dem sich eine gesicherte gemeinsame Zukunft aufbauen läßt. Auf dem zweiten Faktor laden Merkmale wie u. a. Geselligkeit, gutes Aussehen und Sinn für Humor, die auf eine unterhaltsame und attraktive Person hinweisen, mit der man gerne seine Zeit verbringt (s. Tab. 25 mit den Faktorladungen getrennt nach Männern und Frauen).

Tab. 25. Faktorladungen der 21 Partnermerkmale bei Männern und Frauen

<i>Partnermerkmale</i>	<i>Männer</i>		<i>Frauen</i>	
	<i>1. Faktor</i>	<i>2. Faktor</i>	<i>1. Faktor</i>	<i>2. Faktor</i>
guter Koch/Hausmann, gute Köchin/Hausfrau	.40	-.43	.52	-.00
angenehmes Wesen	.15	.24	.24	.57
Geselligkeit	.25	.59	.01	.64
vergleichbare Bildung	.01	.43	.62	.24
Eleganz, Gepflegtheit	.64	.17	.01	.60
gesicherte finanzielle Zukunft	.64	-.01	.63	.01
Jungfräulichkeit/keine sex. Erfahrungen	.12	-.48	-.01	-.14
vertrauenswürdiger Charakter	.22	.23	.24	.32
gefühlsmäßige Stabilität und Reife	.52	.00	.50	.15
Wunsch nach Heim und Kindern	.54	-.25	.36	.00
angesehener sozialer Status	.64	.19	.76	.01
gutes Aussehen	.25	.43	.01	.32
gleicher religiöser Hintergrund	.11	-.51	.39	-.34
Ehrgeiz und Fleiß	.69	.00	.59	-.11
gleicher politischer Hintergrund	.18	.00	.39	-.42
gegenseitige Anziehung, Liebe	.00	.18	.17	.28
Gesundheit	.52	.11	.35	.28
Bildung und Intelligenz	.26	.37	.56	.31
verantwortliche Persönlichkeit	.39	.15	.54	.39
Sinn für Humor	.00	.69	-.01	.62
Sex appeal / sexuelle Anziehungskraft	.00	.67	-.10	.55

Anm.: Die jeweils höchsten Ladungen eines Merkmals mit $a > .3$ bzw. $-.3$ sind hervorgehoben; bzw. die, die bei Männern und Frauen die gleiche Ladungsstruktur auf einem Faktor aufweisen.

Die beiden Faktoren klären bei den Männern 28% (1. Faktor 15%, 2. Faktor 13%), bei den Frauen 30% (1. Faktor 17%, 2. Faktor 13%) auf. Damit ist die Varianzaufklärung etwas geringer als die bei Simpson und Gangestad (1991) berichtete von 40%. Nur 11 Items ha-

ben bei Männern und Frauen gleichermaßen ihre höchste und eindeutige Ladung mit $\lambda > .3$ auf dem selben Faktor.

Die für Männer und Frauen gleichermaßen hoch (und positiv) ladenden Items wurden in einem zweiten Schritt jeweils zu zwei Skalen zusammengeführt.⁴⁷ Dieser Schritt erscheint trotz der recht geringen Varianzaufklärung der beiden Faktoren gerechtfertigt, da sich offenbar über unterschiedliche Studien hinweg grundsätzlich ähnliche Dimensionen der erwünschten Partnermerkmale abzeichnen, auch wenn an dieser Stelle genauere Strukturvergleich z. B. zwischen verschiedenen Kulturen interessant sein könnten. Die hier gefundenen Merkmalszusammenfassungen sollten in jedem Fall nicht ohne erneute Überprüfung in anderen Studien übernommen werden.

- **"Ehepartner-Qualitäten"** = \emptyset (gesicherte finanzielle Zukunft + gefühlsmäßige Stabilität und Reife + Wunsch nach Heim und Kindern + angesehener sozialer Status + Ehrgeiz und Fleiß + Gesundheit + verantwortliche Persönlichkeit)
- **"Unterhaltungspartner-Qualitäten"** = \emptyset (Geselligkeit + gutes Aussehen + Sinn für Humor + Sex appeal/sexuelle Anziehungskraft)

Beide neuen, zusammenfassenden Skalen der erwünschten Partnermerkmale "Ehepartner-Qualitäten" und "Unterhaltungspartner-Qualitäten" haben bedingt zufriedenstellende innere Konsistenzen (Skala Ehepartner-Qualitäten $\alpha = .73$; Skala Unterhaltungspartner-Qualitäten $\alpha = .55$).

Über beide neuen Skalen wurde noch einmal eine multivariate Varianzanalyse mit dem Beziehungsstatus und dem Geschlecht als unabhängige Variablen und dem Alter als Kovariate gerechnet (s. auch Tab. 26). Es zeigt sich wieder weder multivariat noch univariat ein signifikanter Unterschied zwischen Singles und Paaren, wohl aber zwischen Männern und Frauen ($F(2/149)=14.822$, $p < .001$); Frauen legen signifikant größeren Wert auf einen Partner mit guten Ehepartnerqualitäten ($p < .001$), kein Unterschied zwischen den Geschlechtern zeigt sich bei den Qualitäten als Unterhaltungspartner. Eine Wechselwirkung zwischen den beiden unabhängigen Variablen tritt nicht auf. Die Kovariate Alter hat einen signifikanten Einfluß ($F(2/149)=8.403$, $p < .001$); Ältere legen weniger Wert auf einen Partner mit guten Unterhaltungs-Qualitäten (Korrelation Alter/Unterhaltungspartner-Qualitäten $r = -.25$, $p < .01$).

⁴⁷ Anders als bei der Speicherung als Faktoren ist bei diesem Vorgehen die Vergleichbarkeit mit anderen Stichproben gegeben.

Auch die genauere Betrachtung der Singles offenbart wieder nur den bereits bekannten Einfluß des Geschlechts, keinen der Freiwilligkeit des Single-Daseins. Die Differenzierung der vier Subgruppen zeigt allerdings neben dem Geschlechtseffekt einen multivariat marginal signifikanten Effekt der Subgruppe ($F(6/290)=1.95, p<.1$), der sich univariat ebenfalls nur marginal in den Unterhaltungspartner-Qualitäten ausdrückt: In der Tendenz der Mittelwerte legen Verheiratete den geringsten Wert auf die guten Unterhaltungs-Qualitäten eines Partners, was sich durch den post hoc durchgeführten Student-Newman-Keuls-Test bestätigt ($p<.05$); alle anderen Gruppen unterscheiden sich nicht (im Scheffé-Test unterscheiden sich die Verheirateten nicht von den unfreiwilligen Singles in ihrer vergleichsweise geringen Einschätzung). Freiwillige Single-Männer und -Frauen legen in der Tendenz der Mittelwerte den größten Wert auf Unterhaltungspartner-Qualitäten. Die Frauen aller Gruppen sind sich recht einig in der hohen Bedeutung von Ehepartner-Qualitäten bei einem Partner, auf die die Männer allgemein mit Ausnahme der verheirateten wenig Wert legen.

5.5.2.2 Zur Hypothese 3b

Legen Singles Wert auf andere Partnermerkmale als Paarpersonen dies tun? Singles und Paare unterscheiden sich nur marginal in der Bewertung aller 21 möglichen Partnermerkmale, die bei einem Partner erwünscht sein können. Single legen mehr Wert auf eine vergleichbare Bildung, einen gleichen religiösen Hintergrund sowie auf die Gesundheit eines potentiellen Partners. Damit kann **Hypothese 3b**) über den Unterschied von Singles und Paaren in der Bewertung konkreter, erwünschter Partnermerkmale nur bedingt angenommen werden. Freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden sich kaum voneinander, wohl aber alle vier Subgruppen; es fällt auf, daß sich vor allem die Verheirateten von allen anderen absetzen - sie legen deutlich weniger Wert auf Qualitäten, die auf einen guten Unterhaltungspartner hinweisen. Vor allem zeigt sich aber ein Einfluß des Geschlechts. Frauen legen mit Ausnahme des guten Aussehens auf alle Merkmale mehr Wert als Männer, was sich bei vielen Merkmalen auch signifikant niederschlägt. Bei zusammenfassender Analyse wird deutlich, daß Frauen unabhängig von ihrem Beziehungsstatus vor allem auf gute Ehepartner-Qualitäten bei einem Partner Wert legen, also Eigenschaften wie gesicherte finanzielle Zukunft, gefühlsmäßige Stabilität und Reife und dem Wunsch nach Heim und Kindern. Singles und Paare sowie Männer und Frauen unterscheiden sich nicht in der Einschätzung der Bedeutung von Unterhaltungspartner-Qualitäten, wie Geselligkeit, Sinn für Humor und sexuelle Anziehungskraft bei einem Partner, worauf Verheiratete allerdings den geringsten Wert legen. Die soziobiologisch postulierten Geschlechterdifferen-

zen finden sich auch in dieser Stichprobe weitgehend bestätigt. Einzig das gute Aussehen wird von freiwilligen weiblichen Singles fast ebenso hoch bewertet wie von ihren männlichen Pendants. Zudem bewerten bei den Singles allein die ressourcenstarken Männer die äußere Attraktivität einer Partnerin als sehr wichtig, nicht die ressourcenschwachen. Hingegen bestimmt bei den Paaren bei beiden Geschlechtern die Ressourcenverfügung die Bewertung des erwünschten sozialen Status - ressourcenstarke Männer und Frauen in einer Paarbeziehung wollen auch einen sozial angesehenen Partner.

5.5.3 Soziosexuelle Orientierung

Sind Singles wie das Klischee vom "Swinging Single" suggeriert tatsächlich freizügiger als Nicht-Singles? Zur Überprüfung der soziosexuellen Orientierung der Singles wurde wieder eine multivariate Varianzanalyse mit den unabhängigen Variablen Beziehungsstatus und Geschlecht und der Kovariaten Alter über den gewichteten SOI-Index gerechnet. Es wird vor allem eine Wechselwirkung von Status und Geschlecht ($F(1/152)=4.761$, $p<.05$) deutlich, daneben aber auch ein Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(1/152)=5.757$, $p<.05$). Das Alter spielt interessanterweise keine Rolle, auch nicht das Geschlecht. Singles sind grundsätzlich weniger restriktiv als Paarpersonen, wenngleich bei den Frauen dieser Unterschied kaum merklich ist (und im t-Test nicht signifikant), wohl aber bei den Männern, bei denen die Single-Männer ganz ausgesprochen freizügig sind und sich damit auch im t-Test signifikant von den Paar-Männern unterscheiden ($t(77)=2.857$, $p<.01$).

Werden die Singles noch einmal genauer betrachtet, wird neben einem signifikanten Haupteffekt für die Freiwilligkeit ($F(1/82)=12.795$, $p<.01$) und einem ebenfalls signifikanten Haupteffekt für das Geschlecht ($F(1/82)=1.642$, $p<.01$) auch eine marginale Wechselwirkung von Freiwilligkeit und Geschlecht ($F(1/82)=3.238$, $p<.1$) deutlich. Freiwillige Singles beiderlei Geschlechts, aber insbesondere die freiwilligen Single-Männer sind freizügiger als ihre jeweiligen unfreiwilligen Pendants. Männer, und eben vor allem die freiwilligen männlichen Singles sind freizügiger als die Frauen ihrer Single-Gruppe. Auch die vier Subgruppen unterscheiden sich hoch signifikant im SOI-Index ($F(3/148)=6.973$, $p<.001$), was jedoch von einer ebenfalls signifikanten Wechselwirkung von Subgruppe und Geschlecht moderiert wird ($F(3/148)=3.177$, $p<.05$). Die freiwilligen Single setzen sich mit ihrer ausgeprägten sexuellen Freizügigkeit von allen anderen ab (Scheffé-Test und S-N-K-Test $p<.05$). In der Tendenz der Mittelwerte sind bei beiden Single-Gruppen die Männer freizügiger, bei unverheirateten Paaren unterscheiden sich die Geschlechter nicht und bei den Verheirateten dreht sich das Verhältnis der Geschlechter um - hier sind die Frauen

unrestriktiver als die Männer, ebenso un restriktiv wie die freiwilligen Single-Frauen. Im Student-Newman-Keuls-Test setzten sich die freiwilligen Single-Männer von allen mit dem höchsten Wert sexueller Freizügigkeit signifikant ab ($p < .05$).

Werden die Einstellung- und die Verhaltenskomponente des SOI getrennt beleuchtet, so zeigt sich tendenziell eine multivariate Wechselwirkung ($F(2/151)=2.683$ (151), $p < .1$), daneben aber auch ein eindeutiger Haupteffekt des Geschlechts ($F(2/151)=5.528$ $p < .01$) und des Status ($F(2/151)=4.953$, $p < .01$). Univariat spiegelt sich die Wechselwirkung eindeutig nur in der Verhaltenskomponente wieder ($p < .05$): Bei den Singles verhalten sich die Männer, bei den Paaren die Frauen freizügiger. Single-Männer verhalten sich signifikant freizügiger als Paar-Männer ($t(77)=3.064$, $p < .01$), bei den Frauen findet sich kein Unterschied. Darüber hinaus wird univariat der Effekt des Beziehungsstatus an der Verhaltenskomponente ($p < .01$) und der Einstellungskomponente ($p < .05$): Besonders Single-Männer, aber auch Single-Frauen verhalten sich freizügiger und sind auch freizügiger eingestellt als ihre jeweiligen Pendants in festen Beziehungen. Der Geschlechtseffekt zeigt sich hingegen allein in der Einstellungskomponente ($p < .001$): Männer haben unabhängig von ihrem Beziehungsstatus eine freizügigere Einstellung als die jeweils korrespondierende Frauen-Gruppe.

Die oben berichtete marginal signifikante Wechselwirkung von Single-Freizügigkeit und Geschlecht (hier $F(2/81)=2.582$, $p < .1$) läßt sich offenbar auf die Verhaltenskomponente der soziosexuellen Orientierung zurückführen ($p < .1$): Bei den unfreiwilligen Singles unterscheiden sich Männer und Frauen nicht in ihrem verhältnismäßig restriktiven Verhalten, freiwillige Single-Frauen, aber insbesondere die freiwilligen Single-Männer verhalten sich auch freizügig. In beiden Komponenten wird der Effekt der Freizügigkeit deutlich ($F(2/81)=9.696$, $p < .1$; beide univariaten $p < .001$); freiwillige Single-Frauen und -Männer sind freizügiger eingestellt als ihre unfreiwilligen Pendants und verhalten sich auch so. Der Geschlechtseffekt zeigt sich univariat ebenfalls in beiden Komponenten ($F(2/81)=3.076$, $p < .1$; beide $p < .05$); Männer beider Single-Gruppen sind freizügiger eingestellt und verhalten sich freizügiger (obwohl dieser Effekt wohl allein auf die freiwilligen Single-Männer zurückgeht).

Die Aufspaltung des SOI-Index in seine Einstellungs- und Verhaltenskomponente bestätigt die oben berichteten Ergebnisse für die Singles- und Paar-Subgruppen. Multivariat ergibt sich eine marginal signifikante Interaktion von Subgruppe und Geschlecht

($F(6/284)=1.990$, $p<.1$), ein Haupteffekt für die Subgruppe ($F(6/294)=5.846$, $p<.001$), der sich in beiden Komponenten wiederfindet, und ein weiterer Haupteffekt für das Geschlecht ($F(2/147)=4.001$, $p<.05$), der sich nur in der Einstellungskomponente zeigt. Die Männer aller Gruppen haben eine unrestrictivere Einstellung als die jeweiligen Frauen, wobei bei den freiwilligen Singles beide Geschlechter mit Abstand die freizügigste Einstellung haben. Der Scheffé-Test (und der S-N-K-Test) auf Unterschiede zwischen den Gruppen macht deutlich, daß sich in der Einstellung und im Verhalten die freiwilligen hoch signifikant (alle p mind. $<.01$) von allen anderen unterscheiden, zwischen denen keine Einstellungsunterschiede bestehen. Die oben für den Gesamt-SOI beschriebene Wechselwirkung von Subgruppe und Geschlecht trifft allein auf die Verhaltenskomponente zu: Bei den freiwilligen Singles verhalten sich die Männer freizügiger ($t(37)=1.769$, $p<.1$), bei den unfreiwilligen Singles und unverheirateten Paaren bestehen keine Geschlechterdifferenzen, bei den Verheirateten verhalten sich die Frauen freizügiger ($t(21)=1.026$, $p=ns.$). Im übrigen korreliert die Einstellung- und Verhaltenskomponente bei Single-Männern zu $r=.57$, $p<.001$, bei Single-Frauen zu $r=.70$, $p<.001$, bei Paar-Männern zu $r=.51$, $p<.001$ und bei Paar-Frauen nur zu $r=.26$, $p<.1$.

Interessant ist auch der Einfluß des eigenen Marktwertes. Werden in einer Varianzanalyse Singles und Paarpersonen mit hoher/niedriger selbsteingeschätzter Attraktivität in Bezug auf ihre soziosexuelle Orientierung verglichen, wird eine klare Interaktion von Beziehungsstatus und Attraktivität deutlich. Die im Vergleich zu den Singles größere Restriktivität der Paarpersonen ist unabhängig davon, wie attraktiv sie sich finden. Diejenigen der Singles, die sich relativ zur Gesamtstichprobe nicht sonderlich attraktiv finden, sind ebenso restriktiv, diejenigen, die sich relativ attraktiv finden, freizügiger (t-Test attraktive Singles vs. Paare: $t(68)=2.086$, $p<.1$). Werden die beiden Komponenten der soziosexuellen Orientierung einzeln betrachtet (multivariater Haupteffekt Beziehungsstatus $F(2/14)=6.495$, $p<.01$; multivariater Wechselwirkungseffekt $F(2/149)=5.098$, $p<.01$), wird deutlich, daß der Beziehungsstatus sowohl auf die Einstellung ($p<.05$) als auch auf das Verhalten ($p<.01$) einen Einfluß hat, die eigenen Attraktivität und die Wechselwirkung zwischen beiden unabhängigen Variablen jedoch allein auf das Verhalten (Haupteffekt Attraktivität $p<.1$; Wechselwirkungseffekt $p<.01$) einen Einfluß ausüben. Werden beide Geschlechter noch einmal getrennt analysiert, offenbart sich, daß sämtliche Effekte fast ausschließlich bzw. in ausgeprägter Form nur bei den Männern zu finden sind. Hier wird sowohl ein multivariater Haupteffekt für den Beziehungsstatus ($F(2/64)=11.901$, $p<.001$) und ein multivariater Haupteffekt für die Attraktivität ($F(2/64)=6.091$, $p<.1$) als auch eine Wechselwirkung zwi-

schen Beziehungsstatus und Attraktivität deutlich ($F(2/64)=6.763$, $p<.01$), die univariat im Verhalten signifikant ($p<.001$) wird, sich aber in der Tendenz der Mittelwerte auch bei der Einstellung zeigt ($p=.163$). Unattraktive Männer verhalten sich unabhängig von ihrem Beziehungsstatus restriktiv (und sind auch in der Tendenz so eingestellt) Attraktive Männer verhalten sich, wenn sie eine feste Beziehung haben, ebenfalls restriktiv, wenn sie Single sind jedoch freizügig ($t(24)=3.739$, $p<.01$). Bei den Frauen findet sich das selbe Muster, wobei die Wechselwirkung multivariat nur marginal signifikant ist ($F(2/79)=2.492$, $p<.1$), sich aber ebenfalls im Verhalten in klassischer Wechselwirkungsform verdeutlicht ($p<.05$), wobei aber keiner der beiden Haupteffekt einen Einfluß hat. Unattraktive Frauen verhalten sich restriktiv, wenn sie Single sind, etwas freizügiger, wenn sie eine feste Beziehung haben (t-Test nicht signifikant). Attraktive Frauen verhalten sich freizügig, wenn sie Single sind, besonders restriktiv, wenn sie als Paar leben ($t(42)=3.375$, $p<.01$). Leider kann aufgrund der ohnehin schwachen Zellenbesetzung (min. $n=11$) kein Vergleich zwischen den vier Subgruppen durchgeführt werden. Dieselben Analysen wurden noch einmal anstelle der unabhängigen Variable Attraktivität mit der unabhängigen Variablen Ressourcenpotential (und Beziehungsstatus) gerechnet. Es wird kein Effekt des Ressourcenpotentials deutlich, weder bei Männern noch bei Frauen und auch keine Wechselwirkung mit dem Beziehungsstatus.

Neben der Soziosexuellen Orientierung wurden weitere Merkmale des Sexuallebens erfragt. Erfasst wurde u. a. die Anzahl bisheriger Sexualpartner überhaupt (in den SOI-Index fließt aufgrund der möglichen Altersabhängigkeit allein die Anzahl der Sexualpartner im letzten Jahr ein) und die Zufriedenheit mit dem derzeitigen Sexualleben (s. Abschnitt 4.3.2.14.). Im Durchschnitt hatten die Befragten $M=9.87$ (range 0-94) Sexualpartner. Da die Anzahl bisheriger Sexualpartner hoch mit der Verhaltenskomponente des SOI-Index korreliert ($r=.86$) spiegelt auch erwartungsgemäß die Varianzanalyse das gleiche Bild einer deutlichen Wechselwirkung zwischen Status und Geschlecht wieder ($F(1/150)=4.178$, $p<.05$): Die Frauen unterscheiden sich nicht in Abhängigkeit ihres Beziehungsstatus (Single-Männer $M=13.31$; Single-Frauen $M=9.48$; Paar-Männer $M=5.27$; Paar-Frauen $M=9.52$; Scheffé-Test $p<.1$, S-N-K-Test $p<.05$). Bei den Männer hatten die Singles mehr, die Paarpersonen weniger Sexualpartner; die meisten Sexualpartner hatten die freiwilligen Single-Männer ($M=22.35$), die wenigsten die verheirateten Männer ($M=4.50$). Dies spiegelt sich jedoch in keinsten Weise in der sexuellen Zufriedenheit wieder: Im Durchschnitt geben die Probanden ihrem derzeitigen Sexualleben die Note 3- ($M=3.57$, range 1-6 bei vorgegebenen Schulnoten 6=ungenügend, 1=sehr gut). Es offenbart sich dabei ein hoch signifikanter

Unterschied zwischen Singles und Paaren ($F(1/150)=54.297$, $p<.001$): Die Singles sind deutlich unzufriedener mit ihrem Sexualleben, das bei ihnen nur die Note 4- erhält (Singles $M=4.47$ vs. Paarpersonen $M=2.59$ bzw. 2-). Es zeigt sich kein Geschlechtseffekt und nur ein marginal signifikanter des Alters. Die schlechtesten Noten verteilen in der Tendenz der Mittelwerte die unfreiwilligen Single-Männer und Frauen, die besten die verheirateten Männer.

5.5.3.1 Zur Hypothese 3c

Hypothesenkonform sind Singles - Männer wie Frauen - sexuell freizügiger. Damit kann die **Hypothese 1c** voll angenommen werden. Grundsätzlich sind Singles sowohl freizügiger eingestellt als auch in ihrem Verhalten weniger restriktiv, was vor allem auf die freiwilligen Singles im Gegensatz zu den unfreiwilligen zutrifft. Es wird aber auch in einer Wechselwirkung von Beziehungsstatus und Geschlecht deutlich, daß dies ganz besonder auf die Single-Männer zutrifft, wobei hier die freiwilligen Single-Männer die freizügigsten von allen sind; die angedeutete Wechselwirkung geht dabei klar auf die Verhaltenskomponente der soziosexuellen Orientierung zurück. Die soziosexuelle Orientierung der Frauen wird auf den ersten Blick nicht durch ihren Beziehungsstatus modifiziert. Anders die Männern, die sich, wenn sie Single sind, freizügiger verhalten, wenn sie Paarperson sind, deutlich restriktiver verhalten. Bei den Singles verhalten sich also die Männer, bei den Paaren die Frauen freizügiger, wobei die Männer und insbesondere die freiwilligen Single-Männer in beiden Gruppen sexuell freizügiger eingestellt sind. Deutlich wird damit, daß in der soziosexuellen Orientierung Geschlechterdifferenzen vor allem in der Einstellung zu finden sind - Männer sind hier weniger restriktiv - beim Verhalten aber der Beziehungsstatus eine große Rolle spielt - hier sind freiwillige Singles und vor allem die männlichen freizügiger. Das selbe Muster findet sich bei der Anzahl bisheriger Sexualpartner überhaupt, wo deutlich wird, daß Singles mehr Sexualpartner hatten als Paarpersonen; hier ist die Differenz bei den freiwilligen Single-Männern und verheirateten Paar-Männern am größten, die Frauen aller Gruppen unterscheiden sich nicht. Jedoch wird insbesondere das restriktive Verhalten auch von der eigenen Attraktivität und zwar in Wechselwirkung mit dem Beziehungsstatus beeinflußt. Unattraktive Männer und Frauen sind unabhängig von ihrem Beziehungsstatus restriktiv, Attraktive sind ebenfalls restriktiv, wenn sie eine Beziehung haben, freizügig, wenn sie Single sind. Das Ressourcenpotential hat weder bei Männern noch bei Frauen einen Einfluß auf die restriktive Einstellung oder das restriktive Verhalten. Gleichzeitig sind Single jedoch deutlich weniger zufrieden mit ihrem derzeitig Sexualleben. Sie verteilen im Durchschnitt eine 4-, die Paare eine 2-.

5.5.4 Der Einfluß von Soziosexualität und Beziehungsstatus auf die Partnerwahl

Wie hängen die untersuchten Merkmale des Partnerwahl- und Sexualverhaltens zusammen? Legen Singles und Paaren in Abhängigkeit ihrer soziosexuellen Orientierung andere Maßstäbe an einen Partner an und welche Rolle spielt der eigene Marktwert bei der Ausprägung der soziosexuellen Orientierung? Um den möglicherweise moderierenden Einfluß der Soziosexuellen Orientierung auf den Effekt des Beziehungsstatus bei der Bewertung erwünschter Partnermerkmale zu überprüfen, wurden die Probanden zunächst mittels Mediandichotomisierung ($Md=9.42$) in Restriktive ($n=83$) und Unrestriktive ($n=84$) unterteilt. Es wurden dann jeweils multivariate Varianzanalysen mit dem Beziehungsstatus und der sexuellen Restriktivität als unabhängige Variablen einmal über die globale Anspruchshöhe, und im weiteren über die beiden Skalen der Partnerqualität sowie der selbsteingeschätzten Attraktivität als Maß für den eigenen Marktwert gerechnet.

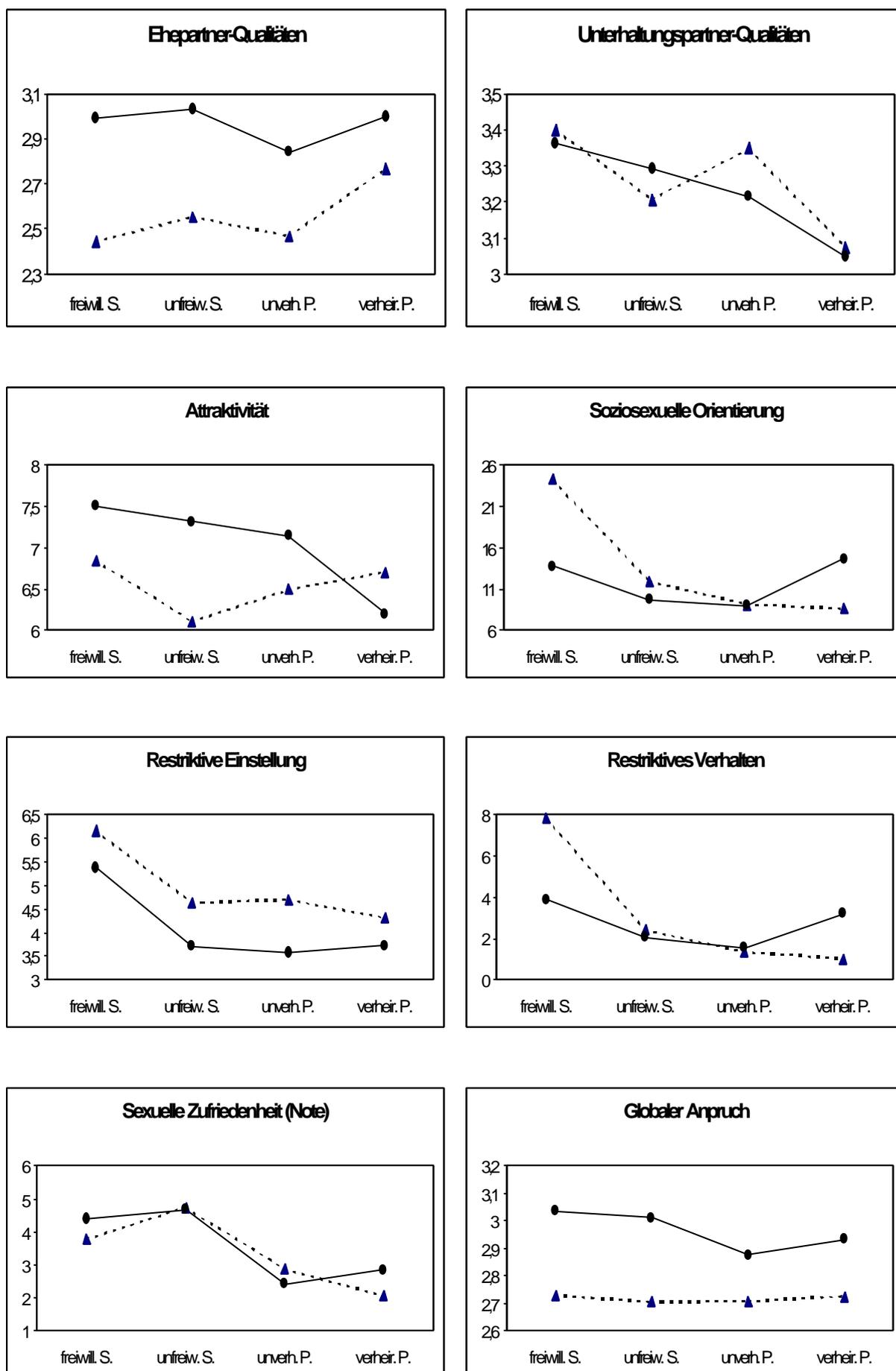
Auf das globale Anspruchsniveau hat weder der Beziehungsstatus noch die soziosexuelle Orientierung einen Einfluß. Bei den inhaltlichen Dimensionen Ehepartner- und Unterhaltungspartner-Qualitäten wird allein ein Haupteffekt der sexuellen Restriktivität deutlich ($F(2/149)=3.158$, $p<.05$), der sich univariat marginal bei den Unterhaltungspartner-Qualitäten zeigt ($p<.1$). Unrestriktive legen mehr Wert auf die Unterhaltungs-Qualitäten eines Partners, was in der Tendenz der Mittelwerte insbesondere für Singles gilt, wenngleich die Wechselwirkung zwischen den beiden unabhängigen Faktoren nicht signifikant wird. Bei der Attraktivitätseinschätzung wird eine Wechselwirkung von Beziehungsstatus und soziosexueller Orientierung deutlich ($F(1/150)=6.099$, $p<.05$). Die Paarpersonen finden sich unabhängig von ihrer soziosexuellen Orientierung im Vergleich zur Gesamtstichprobe im mittleren Bereich attraktiv, bei den Singles finden sich die restriktiven unattraktiver, die freizügigen attraktiver ($t(85)=-2,695$, $p<.01$).

Tab. 26. Mittelwerte und Differenzen der Merkmale des Partnerwahl- und Sexualverhaltens

Variable	Singles		Paare		F Status	F Geschl.	F Interaktion
	Männer	Frauen	Männer	Frauen			
Anspruch^a	2,713	3,019	2,713	2,897	1,810	28,564***	1,862
Attraktivität^b	6,413	7,391	6,552	6,866	0,553	6,393*	1,699
Ehepartner-Q.^c	2,504	3,012	2,557	2,895	0,154	28,398***	1,144
Unterhalt.-Q.^c	3,292	3,323	3,266	3,160	1,822	0,306	1,020
Soziosex.O.^d	16,933	11,133	8,981	10,667	5,757*	1,437	4,761*
restr. Einstell.^e	5,266	4,314	4,579	3,607	5,266*	10,504***	0,001
restr. Verhalt.^e	4,600	2,717	1,250	2,040	8,969**	0,690	4,134*

Anm: univariate Analysen: ^a $n=155$; ^b $n=155$; ^c $n=155$; ^d $n=157$; ^e $n=157$

Abb. 12 Subgruppen-Profil: Merkmale des Partnerwahl- und Sexualverhaltens



Anm.: - - * - - Männer; _ _ † _ Frauen

5.5.5 Zur Leitfrage: Unterscheiden sich Singles und Paare im Partnerwahl- und Sexualverhalten?

Vermutet wurde in der konkretisierten *Leitfrage* der Arbeit, daß sich Singles und Paarpersonen im *Partnerwahl und Sexualverhalten* unterscheiden. Festzustellen ist, daß die Vermutung in Bezug auf das Sexualverhalten bejaht, in Bezug auf das Partnerwahlverhalten jedoch verneint werden muß. Singles sind sexuell freizügiger als Paarpersonen, und zwar sowohl in der weniger restriktiven Einstellung als auch im freizügigeren Verhalten. Insbesondere trifft dies auf die freiwilligen Singles zu, hier ganz besonders auf die freiwilligen Single-Männer. Auch das Geschlecht hat einen Einfluß, jedoch nur insofern, als daß Frauen restriktiver eingestellt sind als Männer, sich aber nicht unbedingt auch restriktiver verhalten. Singles haben anders als vermutet keinen höheren globalen Anspruch an einen Partner. Allerdings scheinen sie ihren Anspruch weniger an ihrem eigenen Marktwert zu orientieren, den sie insgesamt nicht niedriger einschätzen als die Paarpersonen den ihrigen. Nichtsdestotrotz fällt hier vor allem ein Geschlechtseffekt ins Auge, der bestätigt, daß Frauen das anspruchsvollere Geschlecht sind. Grundsätzlich unterscheiden sich Singles und Paare auch nicht in inhaltlichen Kriterien, die sie bei der Partnersuche fokussieren - sie legen gleich viel Wert auf Ehepartner- und Unterhaltungspartner-Qualitäten. Deutlich wird, daß der global höhere Anspruch der Frauen insbesondere bei den Ehepartner-Qualitäten hervortritt.

5.5.6 Partnerlos, alleinstehend, alleinwohnend: Korrelationen mit dem Partnerwahl- und Sexualverhalten

Welche der drei alternativen Definitionen von Lebensformen hängen mit Merkmalen des Partnerwahl- und Sexualverhaltens zusammen? Es wurden zur Klärung dieser Frage die Korrelationen zwischen den beiden zusammenfassenden Dimensionen der erwünschten Partnermerkmale Ehepartner und Unterhaltungspartner-Qualitäten, dem globalen Anspruchsniveau, der selbsteingeschätzten Attraktivität sowie der Soziosexuellen Orientierung auf der einen, den drei alternativen Definitionen von Lebensformen - Beziehungsstatus, Wohnform und Familienstand - auf der anderen Seite berechnet und verglichen (s. Tab. 27). Die Zusammenhänge sind insgesamt sehr gering. Allein zwischen dem Familienstand (alleinstehend vs. nicht-alleinstehend) und den beiden Dimensionen der erwünschten Partnermerkmale sowie dem Beziehungsstatus und der Soziosexuellen Orientierung bestehen signifikante, wenngleich niedrige Korrelationen.

Tab. 27. Korrelationen zwischen den Merkmale des Partnerwahl- und Sexualverhaltens und drei alternativen Definitionen von Lebensformen

	Beziehungsstatus	Wohnform	Familienstand
Globaler Anspruch	-.13	-.04	.03
Attraktivität	-.04	-.02	-.04
Ehepartner-Qualitäten	-.06	.05	.18*
Unterhaltungspartner-Q.	-.09	-.08	-.28**
Soziosex. Orientierung	-.18*	-.13	.09

* $p < .05$, ** $p < .01$; n mind. 164

5.5.7 Profil

Folgende Profile lassen sich zusammenfassend für die vier Gruppen freiwillige/unfreiwillige Singles, verheiratete/unverheiratete Paare, jeweils getrennt für Männer und Frauen erstellen. Beschrieben werden die relativen Tendenzen der Rangreihe der Mittelwerte im Vergleich zu den anderen Gruppen, nicht signifikante Unterschiede.

- *freiwillige Singles*

Frauen: finden sich am attraktivsten von allen, haben einen besonders hohen globalen Anspruch an einen Partner, legen sowohl großen Wert auf Ehepartner- als auch auf Unterhaltungspartner-Qualitäten, sind insgesamt sexuell eher restriktiv, jedoch im Vergleich zu anderen Frauen und auch anderen Männern freizügig eingestellt

Männer: finden sich im Vergleich zu anderen Männern recht attraktiv, haben einen niedrigen globalen Anspruch an einen Partner, legen kaum Wert auf Ehepartner-, aber ebensoviel Wert wie ihre weiblichen Pendants auf Unterhaltungspartner-Qualitäten sind sexuell im Vergleich zu allen anderen Frauen und Männer insgesamt besonders freizügig und zwar in Bezug auf Einstellung und Verhalten.

- *unfreiwillige Singles*

Frauen: finden sich ebenfalls recht attraktiv, haben einen besonders hohen globalen Anspruch an einen Partner, legen ganz besonders viel Wert auf Ehepartner-Qualitäten, aber nicht ganz so viel auf Unterhaltungspartner-Qualitäten, sind sexuell eher restriktiv und zwar in Bezug auf Einstellung und Verhalten.

Männer: finden sich am unattraktivsten von allen, haben einen niedrigen globalen Anspruch an einen Partner, legen kaum Wert auf Ehepartner- und auch nicht sehr viel Wert auf Unterhaltungspartner-Qualitäten, sind sexuell eher restriktiv, jedoch vor allem im Verhalten, hingegen im Vergleich zu Frauen freizügiger eingestellt.

- *unverheiratete Paare*

Frauen: finden sich auch attraktiv, haben einen hohen globalen Anspruch an einen Partner, legen nicht ausdrücklich viel Wert auf Ehepartner-Qualitäten und auch nicht so sehr auf Unterhaltungspartner-Qualitäten, sind sexuell eher restriktiv und zwar in Bezug auf Einstellung und Verhalten.

Männer: finden sich im Verhältnis zu anderen Männern mäßig attraktiv, haben einen niedrigen globalen Anspruch an einen Partner, legen keinen Wert auf Ehepartner-, sehr wohl aber auf Unterhaltungspartner-Qualitäten, sind sexuell eher restriktiv, was sich aber nur im Verhalten, weniger in ihrer im Vergleich zu Frauen freizügigeren Einstellung zeigt.

- *verheiratete Paare*

Frauen: finden sich im Vergleich zu anderen Frauen und auch im Vergleich den Männern auffallend wenig attraktiv, fast so unattraktiv wie die unfreiwilligen Single-Männer sich finden, haben einen hohen globalen Anspruch an einen Partner, legen Wert auf Ehepartner-Qualitäten, aber überhaupt keinen auf die Unterhaltungspartner-Qualitäten, sind sexuell eher restriktiv, aber nicht so restriktiv wie ihre Männer und zwar eher im Verhalten freizügiger als in der Einstellung.

Männer: finden sich für einen Mann recht attraktiv und auf jeden Fall attraktiver als die verheirateten Frauen, haben einen niedrigen globalen Anspruch an einen Partner, legen von allen Männern den größten Wert auf Ehepartner-Qualitäten, aber überhaupt keinen auf Unterhaltungspartner-Qualitäten, worin sie ihren Frauen ähneln, sind im Vergleich zu diesen Frauen sexuell eher restriktiv, was besonders im Verhalten, weniger in der Einstellung zum Ausdruck kommt.

5.5.8 Diskussion

Singles haben keinen festen Partner. Damit verzichten sie derzeit auf einen ständigen Gefährten bzw. ständige Gefährtin und auf einen festen Sexualpartner bzw. feste Sexualpartnerin innerhalb einer engen Beziehung. Untersucht wurde, ob sie sich grundsätzlich im Partnerwahl- und Sexualverhalten von denen unterscheiden, die eine feste Beziehung führen. Dazu wurden Singles und Paare in Merkmalen, bei denen sich Hinweise auf mögliche Differenzen zwischen Personen in verschiedenen Lebensformen ergeben haben, verglichen. Dies sind die globale Anspruchshöhe an einen Partner, inhaltlich verschiedene, erwünschte Partnermerkmale, die auch soziobiologisch interessante Aspekte beinhalten, sowie die Soziosexuelle Orientierung. Zudem wurde die selbsteingeschätzte Attraktivität und das Ressourcenpotential als Indikatoren für den eigenen Marktwert berücksichtigt. Denkbar ist, daß Singles hohe Ansprüche an einen festen Partner stellen und deshalb niemanden finden, der ihren Ansprüchen genügt. Alternativ dazu könnte ihr Anspruch auch relativ zu dem, was sie an Marktwert selbst zu "bieten" haben zu hoch sein, salopp gesagt, sie könnten versuchen, in einer für sie unerreichbaren "Liga mitzuspielen".

Anders als erwartet, unterscheiden sich generell Singles und Paare nicht in ihrem globalen Anspruch an einen Partner. Grundsätzlich sind Frauen anspruchsvoller als Männer, egal in welcher Lebensform sie derzeit leben. Grundsätzlich wird der eigene Anspruch auch davon bestimmt, für wie attraktiv sich die Befragten selbst halten. Singles und Paare unterscheiden sich dabei nicht in ihrer selbsteingeschätzten Attraktivität, wohl aber fühlen sich Frauen attraktiver als Männer, bis auf die verheirateten Frauen, die sich zusammen mit den unfreiwilligen Single-Männern nur wenig attraktiv fühlen. Betrachtet man die Geschlechter getrennt, wird deutlich, daß Single-Frauen höhere Ansprüche an einen potentiellen Partner stellen als Paar-Frauen dies tun. Singles Frauen sind dabei unabhängig von ihrem Alter (ob

sie unter oder über 30 Jahre alt sind) oder einem vorhandenen Kinderwunsch sehr anspruchsvoll. Zwar orientieren auch die Single-Frauen ihren Anspruch an ihrer Attraktivität, doch sind sie in hoher wie niedriger "Attraktivitätsklasse" anspruchsvoller als ihre vergleichbar attraktiven Geschlechtsgenossinnen in festen Beziehungen (hinzuzufügen ist, daß gemessen an ihrer selbsteingeschätzten Attraktivität grundsätzlich alle Frauen einen diskrepanten, unverhältnismäßig hohen Anspruch haben.). Dasselbe wird bei der Verfügbarkeit über Ressourcen deutlich; Single-Frauen sind wieder unabhängig von ihrer Ressourcenstärke anspruchsvoller.

Ähnliches findet sich bei den Single-Männern, bei denen der Einfluß des eigenen Marktwerts nicht über die selbsteingeschätzte Attraktivität, wohl aber über ihre Möglichkeit über Ressourcen wie Bildung und/oder Einkommen zu verfügen, sichtbar wird. Grundsätzlich unterscheiden sich Singles und Paare (männlich wie weiblich) nicht in ihrer generellen Ressourcenverfügung, die auch allein keinen Einfluß auf den Anspruch an einen Partner hat. Bei den Männern wird nun deutlich, daß sich die Paar-Männer in ihrem Anspruch klar an ihrem Ressourcenpotential orientieren, also die Ressourcenstarken höhere Ansprüche stellen. Im Gegensatz dazu lassen sich die Single-Männer in Bezug auf ihre Ansprüche an eine Partnerin nicht von ihrem Ressourcenpotential beeindrucken, hier stellen die Ressourcenschwache ebenso hohe Ansprüche wie bei den Paaren die Ressourcenstarken. Besonders fallen die unfreiwilligen Single-Männer auf, bei denen die Ressourcenschwachen höhere Ansprüche an eine potentielle Partnerin stellen als ihre ressourcenstarken freiwilligen Single-Pendants, wenngleich dies nur als Tendenz gewertet werden kann.

Offensichtlich ist es keineswegs so, daß sich die Single-Frauen und -Männer als "Mauerblümchen" fühlen und dankbar wären, wenn irgendjemand - egal wer - sich für sie interessieren würde, auch nicht die unfreiwilligen Singles. Die Frauen stehen durchaus selbstbewußt zu ihrer Attraktivität, die Männer lassen sich nicht von ihrer Ressourcenschwäche abhalten. Die Ergebnisse zur Attraktivität beruhen einzig auf der Selbsteinschätzung. Überschätzen sich also vielleicht die Single-Frauen und werden sie von anderen als weniger attraktiv wahrgenommen, als sie sich fühlen? Nehmen die ressourcenschwache Single-Männer nicht wahr, daß ihre mangelndes Ressourcenpotential ihren Marktwert schwächt, wie es nach Aussagen der evolutionspsychologischen Forschung wahrscheinlich ist?

Hinzu kommt, daß bei den Singles kein Zusammenhang mit anderen Merkmalen ihres Beziehungsstatus, wie der Dauer, mit der sie schon Single sind, dem Partnerwunsch oder der

Wichtigkeit, einen Partner zu haben, besteht, und nur ein schwacher Zusammenhang mit dem Ausmaß, mit dem sie einen Partner suchen, ihrer Einsamkeit und der Häufigkeit, mit der sie Verehrer oder Verehrerinnen haben. Hier sind offensichtlich diejenigen, die es sich eher leisten können, weil sie weniger auf der Suche nach einem Partner sind, weniger einsam sind und die häufiger die Möglichkeit hätten, einen Partner zu bekommen, anspruchsvoller. Die Schwäche des Zusammenhangs ist jedoch bemerkenswert.

Offensichtlich haben Singles zwar nicht grundsätzlich höhere Ansprüche an einen Partner als diejenigen, die schon einen haben, ihre Anspruch ist jedoch weniger von anderen Faktoren wie z. B. ihrem eigenen Marktwert, ihrem Partnerwunsch, ihrem Alter oder ihrem Kinderwunsch beeinflusst. Diese Ergebnisse sprechen dafür, daß Singles bei der Partnerwahl weniger funktional sind - auch ressourcenschwache Männer und weniger attraktive Frauen haben einen hohen Anspruch, diejenigen, die einen Partner haben, orientieren ihren Anspruch stärker an diesen einschränkenden Faktoren. Singles zeigen dieses Muster unabhängig davon, ob sie freiwillig oder unfreiwillig Single sind. Läßt sich bei den freiwilligen Singles argumentieren, daß die Höhe ihres Anspruches egal sein kann, da sie ohnehin zur Zeit nicht sonderlich auf Partnersuche sind, kann diese Diskrepanz bei den unfreiwilligen Singles Grund dafür sein, daß sie keinen Partner finden. Singles sind also nicht diejenigen, die wegen ihres zu geringen Marktwertes auf dem Partnermarkt übrig geblieben sind oder diejenigen, die ohnehin einen zu hohen, unerfüllbaren Anspruch haben, sondern diejenigen, die sich bei der Partnerwahl wenig an den realen Gegebenheiten orientieren, auch wenn sie eigentlich gerne einen Partner hätten und nicht sehr glücklich mit ihrem derzeitigen Zustand sind.

Zwei Erklärungen für den im Vergleich zu Paaren offenbar weniger an funktionalen Kriterien ausgerichteten Anspruch der Singles lassen sich finden: Entweder sie überschätzen sich und haben insgesamt eine euphemistische Wahrnehmung davon, wie begehrenswert (und begehrt) sie auf dem Partnermarkt sind oder sie sind weniger pragmatisch als diejenigen, die einen Partner gefunden haben - entweder, weil sie es bewußt nicht sein wollen, oder weil sie vergessen, ihren Marktwert bei der Partnerwahl mit einzukalkulieren. Daß sie sich dabei aber nicht von mehr Romantik leiten lassen, wurde bereits in Punkt 5.3.5. zum Thema Romantizismus deutlich; Singles sind nicht romantischer als Paarpersonen. Auf jeden Fall wäre hier eine zusätzliche, vergleichende Fremdeinschätzung des Marktwertes der Singles interessant.

Nachzutragen ist zur hohen Selbsteinschätzung ihrer Attraktivität, daß sich die Single-Frauen (aber auch die unverheirateten Paar-Frauen) vielleicht durchaus zu recht so wahrnehmen. Immerhin fühlen sie sich durchaus häufiger von Verehrern umworben (s. Punkt 5.3.1.). Da sie potentiell als Partnerinnen verfügbar sind, sollten Männer sie auch als attraktive Partnerin wahrnehmen, und sei es nur für eine Nacht, wofür Männer ohnehin sehr leicht Frauen anziehend finden sollen, auch solche, mit denen sie keine Langzeit-Beziehung eingehen würden (Buss & Schmitt, 1993). Auch daß sich die verheirateten Frauen selbst als nur wenig attraktiv einschätzen, erscheint auf dieser Folie interpretiert, durchaus stimmig. Zudem ist auch denkbar, daß diejenigen, die verheiratet sind, tatsächlich weniger attraktiv sind. Viele der verheirateten Frauen haben Kinder und sind nicht auf der Partnersuche, werden sich also wohl weniger um ihre Attraktivität kümmern als die Frauen, die sich als Single vermutlich bezüglich ihrer Attraktivität mehr "anstrengen". Möglicherweise sind aber in der Tat die attraktiven Frauen *noch* nicht verheiratet. Schätzen sie ihren Marktwert (zu Recht?) hoch ein, haben sie vielleicht nicht beim "Erstbesten" zugegriffen, sondern warten ganz einfach noch ab, ob sie nicht vielleicht noch etwas "Besseres" auf dem Partnermarkt "ergattern" können. Auch hier wäre eine Fremdeinschätzung der Attraktivität vielversprechend.

Eigene Erfahrungen mit verschiedenen Partnern und Beziehungen und bei anderen beobachtete haben sich im Laufe der Zeit summiert. Ein Single zwischen 25 und 45 Jahren kann, wie beschrieben, auf durchschnittlich 2.5 feste Partnerschaften zurückblicken, einige haben dabei die Erfahrung von bis zu 8 längeren Beziehungen. Ein zukünftiger Partner muß sich also auch an den gesammelten Erfahrungen messen lassen. Dabei sind auch wieder beide Tendenzen möglich: Es ist denkbar, daß ein potentieller neuer Partner mit den vergangenen verglichen wird und sich dabei der Konkurrenz vieler unterschiedlicher „Vorzüge“ ausgesetzt sieht. So besteht leicht die Möglichkeit, daß er in der einen oder anderen Eigenschaft einem alten Partner unterlegen ist und deshalb als möglicher neuer Partner ausscheidet. Jedoch ist auch die umgekehrte Tendenz denkbar: Personen mit mehr Erfahrung haben vielleicht eine realistischere Vorstellung von Partnern und Beziehungen als die, die auf nur wenig Erfahrung mit verschiedenen Partnerschaften zurückblicken können und sich daher vielleicht eher an von außen an sie heran getragenen Bildern und Idealen orientieren. Wie oben angedeutet, ist es für einen potentiellen Partner vermutlich nicht leicht, diesen Idealbilder zu entsprechen.

Sehen Paarpersonen die Welt mit realistischerem Blick und wissen ihre Ansprüche besser an ihrem eigenen Marktwert zu relativieren? Sind Singles "blind" gegenüber der Verknüpfung des eigenen Marktwertes mit den "Chancen" bei der Partnerwahl? Oder sind sie weniger gewillt, ihre Partnerwahl pragmatisch nach ihrem eigenen Marktwert auszurichten und auch funktionale Aspekte (wie die eigene Lebenszufriedenheit) gelten zu lassen, weil sie ihre eigene Lebensform als lebbare Alternative kennen-, wenngleich nicht nur schätzen gelernt haben. Ein potentieller Partner wird von den Singles auf der Folie eines funktionierenden Alltagslebens in einem sozialen Netzwerk (s. Punkt 5.3.2.) gesucht und auf der Grundlage etlicher Erfahrungen mit festen Partnern (s. Punkt 5.3.1.). So mögen sie sich bewußt sein, daß ihr Verhalten wenig funktional sind, jedoch dennoch nicht bereit sein, Abstriche zu machen, weil sie bereits Erfahrungen mit unzureichenden Partner gesammelt haben, die in Trennungen geendet sind. Schon in den Interviews mit Singles von Meyer und Schulze (1992) ist deutlich geworden, daß Singles trotz eines Partnerwunsches nicht bereit sind, von ihren Anforderungen an eine potentiellen Partner abzurücken, obgleich sie um die Schwierigkeit für eine neue Partnerschaft wissen. Die Schwelle, ihr Leben zugunsten irgendeines Partners zu verändern, ist für Singles also möglicherweise trotz eines vorhandenen Partnerwunsches hoch und die Risikobereitschaft gering. Sie scheinen eher nach dem Motto zu verfahren: "Was ich haben will, das krieg' ich nicht, und was ich kriegen kann, gefällt mir nicht." und nicht davon ablassen zu wollen, nach den (relativen) Sternen zu greifen, auch wenn sie mit ihrem Schicksal hadern.

Es kann reiner Zufall sein, der Single in diesen "Strudel" hineingeraten ließ, aus dem sie, auch wenn sie es wünschen, offenbar nur schwer herauskommen, sind doch einige der unfreiwilligen Singles schon länger allein. Möglich ist aber auch, daß die Ursache in der Persönlichkeit der Singles liegt. Die Ergebnisse zur größeren Bindungsängstlichkeit - und vermeidung (Abschnitt 5.3.3.1.) lassen vermuten, daß sich Singles auch in anderen Persönlichkeitseigenschaften von Paaren unterscheiden, stehen doch die Bindungsstile in Zusammenhang mit anderen Eigenschaften. Snyder, Simpson und Gangestad (1986) haben das Konstrukt des Self-Monitoring, also die Neigung, das eigene Verhalten eher an der sozialen Erwünschtheit in einer Situation auszurichten und weniger zurückhaltend nach eigenen Gefühlen oder Einstellungen zu handeln, sowohl mit der Bindung als auch mit der soziosexuellen Orientierung verknüpft. Ihren Ergebnisse zufolge sind hohe Self-Monitorer eher sexuelle freizügig und ihre Beziehungen sind meist nur kurz und unverbindlich, niedrige Self-Monitorer eher sexuell restriktiv und ihre Beziehung sind dauerhaft und verbindlich. Im Sinne eines genetischen Polymorphismus könnten sich beide Typen mit ihren un-

terschiedlichen Strategien im Laufe der Evolution bei der Partnerwahl als erfolgreich erwiesen haben (wie die Autoren argumentieren). Sind unter den Singles, bzw. unter den freiwilligen Singles, mehr Vertreter des ersten Typus? Zumindest das Klischee des hedonistischen, lebenslustigen, egozentrischen Single, der Bestätigung in seine Clique sucht (Opaschowski, 1994) läßt erwarten, daß sie in der Tat auch eher zu den hohen Self-Monitorern gehören.

Grundsätzlich muß überprüft werden, ob die Einschätzung des Anspruchs von Singles und Paaren (und auch von Männern und Frauen) der selben inneren Skalierung unterliegt, also zwar beide Gruppen angeben, recht anspruchsvoll zu sein, die Paare aber absolut betrachtet weniger anspruchsvoll sind, deshalb leichter einen Partner finden. Bisher liegen jedoch eher Hinweise dahingehend vor, daß Single bei der Einschätzung der Attraktivität anderer eher geringere Ansprüche haben und andere leichter attraktiv finden (Simpson, Gangestad & Lerma, 1990). Denkbar ist jedoch, daß diejenigen, die tatsächlich in einer festen Beziehung leben, ein andere, eingeschränkteres Wahrnehmungsfeld für potentielle Partner haben und anders als Singles nicht jeden als potentiellen Partner betrachteten, da ihre Aufmerksamkeit weniger auf die Partnersuche gerichtet ist. Nehmen im Extremfall also Singles auch "Claudia Schiffers" mit in den Pool potentieller Partner auf, könnten der Pool von Paarpersonen nicht nur ohnehin weniger ausgereift sein, da weniger der aktuellen Aufmerksamkeit unterliegend, sondern zudem stärker an ihrer realen Umwelt ausgerichtet sein. Untersuchungen zur Beurteilung des eigenen Liebesstils haben zumindest ergeben, daß Personen, die einmal ihren Liebesstil in der aktuelle Beziehung, zum anderen ihren Liebesstil allgemein einschätzen sollten, ihre Einschätzung stets an der aktuellen Partnerschaft orientieren (persönliches Gespräch Bierhoff).

Legen Singles Wert auf andere Merkmale als Paarpersonen dies tun? Singles wie Paarpersonen finden die Liebe und die gegenseitige Anziehung auch in dieser Untersuchung am wichtigsten von allen Merkmalen (vgl. Hatfield & Rapson, 1996). Ebenso werden Merkmale, die darauf hinweisen, daß der potentielle Partner eine angenehme, nette Person und ein guter Gefährte ist, als hoch erwünscht eingeschätzt, Merkmale wie der gleiche religiöse Hintergrund und auch der angesehene soziale Status als unwichtig eingeschätzt, was die hier vorliegende Stichprobe nicht von anderen unterscheidet (vgl. Borkenau, 1993). Singles und Paare unterscheiden sich nur marginal in der Bewertung einzelner Merkmale. Singles finden eine vergleichbare Bildung und einen gleichen religiösen Hintergrund wichtiger bei einem Partner als Paarpersonen dies tun. Dies könnte als Hinweis darauf die-

nen, daß Singles größeren Wert auf die Ähnlichkeit mit einem Partner legen, wenngleich ihnen ein ähnlicher politischer Hintergrund egal ist. Singles legen zudem mehr Wert auf die Gesundheit eines Partners. Vielleicht sind sie weniger bereit, für einen kränkelnden Partner mit Verantwortung zu übernehmen oder ihn pflegen zu müssen, was das Klischee des egoistischen Einzelgänger unterstützen würde. Eine Überprüfung dieser Spekulationen wäre jedoch nötig.

Insgesamt spielt der Beziehungsstatus nur eine recht geringe Rolle bei der Einschätzung der erwünschten Partnermerkmale und auch zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles findet sich wenn, dann einzig eine unterschiedliche Bewertung des Wunsches nach Heim und Kindern, welchen die unfreiwilligen Singles wichtiger finden. Freiwillige Single-Männer bewerten zudem die gefühlsmäßige Stabilität und Reife geringer als ihre unfreiwilligen Pendants.

Aus den 21 untersuchten erwünschten Partnermerkmalen lassen sich faktorenanalytisch zwei für Männer und Frauen identische inhaltlich sinnvollen Skalen bilden: Die erste Skala fast die Qualitäten, die auf einen guten Ehepartner hindeuteten, die zweite Skala solche Qualitäten, die den potentiellen Partner als guten Unterhaltungspartner ausweisen. Zwei vergleichbare Faktoren wurden auch von Simpson und Gangestad (1992) gefunden, wobei dort interessanterweise der sozialen Status und die finanziellen Absicherung auf dem zweiten Faktor gemeinsam mit dem guten Aussehen und dem sex appeal luden, dafür der Sinn für Humor auf dem ersten Faktor, der elterliche und partnerschaftliche Merkmale zusammenfaßt. Offensichtlich assoziierten die Probanden von Simpson und Gangestad (1992) zusammen mit Attraktivität auch sichtbare Statusmerkmale, die hier Befragten eher Geselligkeits- und Unterhaltungsaspekte. Der angesehene soziale Status und die gesicherte finanzielle Zukunft laden hier deutlich auf dem ersten Faktor zusammen mit ehelichen bzw. elterlichen Qualitäten, der damit auch die Nuance der gesellschaftlichen Akzeptanz und funktionalen Tauglichkeit als Ehepartner und Elternteil erhält. Für den gefundenen Unterschied in der Faktorstruktur kann möglicherweise vor allem das Alter der Befragten verantwortlich gemacht werden. Waren die Befragten bei der Untersuchung von Simpson und Gangestad (1991) junge, nicht-graduierte Studenten, wurden hier Erwachsene um die 30 Jahre befragt. Daß das Alter eine Rolle bei der Bewertung der erwünschten Partnermerkmale spielt und damit eventuell auch die Faktorstruktur beeinflussen kann, ist an der Korrelation des Alters mit den Unterhaltungspartner-Qualitäten abzulesen, die von Älteren als weniger wichtig eingeschätzt werden.

Doch auch bei den zusammenfassenden Skalen unterscheiden sich Singles und Paarpersonen nicht voneinander und auch die Freiwilligkeit des Single-Daseins ist unerheblich. Auffallend ist jedoch, daß Verheiratete wenig Wert auf Unterhaltungspartner-Qualitäten legen, interessanterweise aber auch nicht mehr Wert auf Ehepartner-Qualitäten als die anderen Gruppen, obwohl dies vielleicht zu erwarten gewesen wäre, da unter den Verheirateten auch die meisten Personen mit Kindern zu finden sind. Es sieht so aus, als bildeten die Verheirateten eine Gruppe von Personen, die einen Partner vielleicht eher auch in seiner Funktion sehen, institutionalisiert durch die Ehe, weniger einfach als Person, mit der man gerne sein Zeit verbringt.

Auffällig ist auch bei dieser Untersuchung vor allem der Unterschied zwischen Männern und Frauen. Frauen finden bis auf wenige Ausnahmen alle Merkmale in der Tendenz der Mittelwerte und signifikant die Hälfte aller Merkmale wichtiger als Männer. Damit lassen sich die in der evolutionspsychologischen Forschung prognostizierten Differenzen zwischen Männern und Frauen voll bestätigen und auch die Feststellung von Simpson und Gangestad (1992), daß Frauen das „wählerische“ Geschlecht sind. Frauen legen offensichtlich deutlich mehr Wert auf die Merkmale, die bei einem Partner auf Qualitäten eines guten Ehemannes und auf einen guten Kindsvater verweisen, also auf "Investor-Qualitäten", als umgekehrt Männer bei einer Partnerin. Die evolutionspsychologisch prognostizierten Geschlechterdifferenzen lassen sich für vier der sechs zentralen Merkmale (angesehener sozialer Status, gesicherte finanzielle Zukunft, verantwortliche Persönlichkeit, gutes Aussehen) signifikant, für die beiden anderen (vertrauensvoller Charakter und keine vorhergehenden sexuellen Erfahrungen) in der Tendenz der Mittelwerte eindeutig nachvollziehen. Es sieht also in der Tat so aus, als hätten die Soziobiologen Recht, die die Partnerwahl vor allem durch das unterschiedliche Reproduktionspotential gesteuert sehen.

Dieser Eindruck trägt jedoch, wenn man nur die ausgewählten sechs Merkmale betrachtet. Denn wie die Ergebnisse zum Anspruchsniveau gezeigt haben, legen Frauen ohnehin auf die Hälfte aller 21 Merkmale mehr Wert als Männer und haben insgesamt ein höheres Anspruchsniveau, was kaum durch andere Faktoren, wie ihren Beziehungsstatus, ihre Attraktivität und ihr Ressourcenpotential modifiziert wird. Auch in anderen Untersuchungen haben sich die gefundenen Geschlechterdifferenzen als sehr robust erwiesen, jedoch wurde selten darauf hingewiesen, daß der Unterschied nicht allein auf die wenigen evolutionspsy-

chologisch prognostizierten Merkmale beschränkt ist. Einzig die hohe Wertschätzung des guten Aussehens durch die Männer ist daher wirklich bemerkenswert.

Diskutiert wurde, daß die bisher gefundenen Geschlechterunterschiede, die sich evolution-
psychologisch begründen lassen, bei Singles schwächer oder anders ausgeprägt sein
könnten. In der deutlich nicht-traditionellen Lebensform der Singles ist die Funktion kultu-
reller Mechanismen wie der klassischen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern, die
bisher vielleicht einseitig der männlichen Strategie bei der Partnerwahl zugearbeitet hat,
"ausgehebelt", so daß sich bei den Singles, und gerade bei den weiblichen, andere Strategi-
en der Partnerwahl durchsetzen könnten.

Zunächst ist festzustellen, daß anders als von beiden konkurrierend diskutierten Thesen zur
Erklärung der gefundenen Geschlechterdifferenzen (der These der strukturellen Machtlosig-
keit vs. evolutionspsychologische Hypothesen; z. B. Buss & Barnes, 1986) vermutet, hier
die eigene Ressourcenverfügbarkeit nicht den Effekt hat, daß die Probanden offener für
andere Partnermerkmale sind, sondern umgekehrt, daß sie gerade besonders viel Wert auf
Ressourcen bei einem Partner legen. Auffällig ist jedoch, daß in der Gruppe der freiwilli-
gen Singles, die also als einzige deutlich bewußt jenseits traditioneller Verhältnisse leben,
Männer und Frauen gleich viel Wert auf die Attraktivität eines Partners legen. Dies bestä-
tigt entweder die Vermutung, nach der Personen nicht allein evolutionsbiologisch ange-
legten Pfaden entlang ihren Partner suchen, oder, daß für Frauen andere Merkmale wün-
schenswert sind, da sie bei größerer Wahlfreiheit andere angelegte Strategien verfolgen.

Wird die äußere Attraktivität der Frau als Zeichen ihrer Gesundheit und Jugend, und damit
ihrer Fertilität interpretiert (Buss & Schmitt, 1993), so sollte auch beim Mann äußere At-
traktivität Zeichen für seine Gesundheit und Überlebenskraft, damit also seines "guten"
Erbguts sein. Die Werbung, die mit dem ('nach Rom') ersten öffentlich nackten "Davidoff-
Mann" in den letzten Jahren zunehmend auch die Attraktivität des Mannes als wirksam
entdeckt hat, sowie die populär gewordenen "Boy-Groups" der 90er Jahren, die als vorran-
giges oder gar ausschließliches Merkmal attraktiv aussehen, können als beginnende kultu-
relle Unterstützung dieses evolutionär angelegten Auswahlkriteriums interpretiert werden.
Mit der zunehmenden Gleichberechtigung von Frauen beginnt nun die kulturelle Koevolu-
tion, auch im weiblichen Interesse zu handeln und Einfluß zu nehmen. Was auf den ersten
Blick zunächst etwas grotesk klingen mag - die Frauenbewegung als Vorbereiter der Boy-
Groups, diese als Zeichen des Durchbruchs evolutionär angelegter weiblicher Partnerwahl-

kriterien - erscheint bei näherer Betrachtung durchaus stimmig, steht aber auf jeden Fall in der Tradition der evolutionspsychologischen Argumentation. Insgesamt scheinen sich also die soziobiologisch prognostizierten Geschlechterdifferenzen wiederzufinden, die jedoch gleichzeitig von Faktoren der eigenen Ressourcenverfügung und der Lebensform modifiziert werden - ganz im Sinne des soziokulturellen Interaktionismus, der ein genuines Zusammenspiel biologischer und kultureller Faktoren postuliert.

Auch der erfolgreich nachgewiesene Unterschied zwischen Singles und Paaren in der Soziosexuellen Orientierung kann auf diese Folie gelesen werden. Unterstellt wird Singles, daß sie sich nicht auf einen festen Partner festlegen möchten, und lieber ihre Sexualität mit wechselnden Partner ausleben. In der Tat sind Singles sexuell weniger restriktiv als diejenigen, die in einer festen Beziehung leben. Gleichzeitig zeichnet sich aber auch ab, daß dies vor allem für die Single-Männer gilt, die deutlich freizügiger sind als ihre Geschlechtsgenossen in festen Beziehungen; bei den Frauen findet sich kein Unterschied in Abhängigkeit vom Beziehungsstatus. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, daß vor allem die freiwilligen Single-Männer freizügig sind und zwar sowohl in der Einstellung als auch im Verhalten. Bei allen Gruppen verlaufen soziosexuelle Einstellungen und soziosexuelles Verhalten parallel, es ist also keine Diskrepanz im Sinne von "die Gedanken sind frei" bei den Paarpersonen zu finden. Sind auf den ersten Blick Männer sexuell freizügiger als Frauen, was auch in Übereinstimmung mit der Argumentation von Buss und Schmitt (1993) steht, die für Männer eine auf viele Kurzzeit-Beziehung setzende Partnerwahl-Strategie als evolutionär effektiv ausmachen, gilt dies auf den zweiten Blick jedoch nur für ihre freizügere Einstellung. Im Verhalten sind bei den Paarpersonen die Frauen die weniger Restriktiven. Das Verhalten der Frauen ist unabhängig davon, ob sie freiwillige oder unfreiwillige Singles, unverheiratete oder verheiratete Paarpersonen sind. In der Einstellung sind allerdings die freiwilligen Single-Frauen auffällig freizügig und heben sich damit von allen anderen Frauen-Gruppen ab. Bei den Paaren ist zudem die Restriktivität unabhängig davon, als wie attraktiv sie sich selbst einschätzen, bei den Singles variiert die Restriktivität mit ihrer Attraktivität, wobei dieser Effekt vor allem auf restriktives Verhalten, schwächer auf die Einstellung zutrifft.

Deutlich wird in Übereinstimmung mit soziobiologischen Aussagen, daß sich Männer, wenn sie nicht von einer festen Beziehung "gebremst" werden, freizügig verhalten - wenn es ihre Attraktivität ihnen ermöglicht. Offensichtlich spielt also bei der erfolgreichen Umsetzung durchaus eine Rolle, wie attraktiv sie auf Frauen wirken. Bei Frauen findet sich

jedoch das selbe Muster; auch bei ihnen ist ihr sexuelles Verhalten davon beeinflusst, ob sie in einer Beziehung sind *und* wie attraktiv sie sich fühlen. Nach evolutionspsychologischer Aussage, sollte dies für ihr freizügiges Verhalten keine Rolle spielen, da sie für kurzzeitige Affären immer einen Mann finden sollten - egal wie sie aussehen. Zudem lassen sich offensichtlich die attraktiven Frauen durch eine feste Beziehung noch mehr "zurückhalten" als die Männer. Anders als evolutionspsychologisch prognostiziert und empirisch in Untersuchungen bestätigt (Pérusse, 1993, dort wurde ein enges Verhältnis zwischen sozialem Status und Partnerzahl insbesondere bei unverheirateten Männern gefunden) findet sich hier kein Einfluß des Ressourcenpotentials auf das unrestrictive Verhalten von Männer, auch nicht auf das der Single-Männer. Offensichtlich haben hier also nicht ressourcenstarke Männer mehr Erfolg bei der Umsetzung sexueller Freizügigkeit, sondern die attraktiven! Das bedeutet also, für Männer und Frauen gelten mehr oder weniger die selben Spielregeln - haben sie eine Beziehung, verhalten sie sich restriktiv, sind sie Single und ermöglicht es ihnen ihre Attraktivität, verhalten sie sich freizügig; ihre Einstellung spiegelt ihr Verhalten in der selben Tendenz wieder. Die Attraktivität der Männer, die ihnen unrestrictives Verhalten ermöglicht, ist nicht mit ihrer Ressourcenstärke gleichzusetzen.

Allerdings ist auch hier wieder anzumerken, daß die Attraktivität über die Selbsteinschätzung erfaßt wurde. Es kann also umgekehrt auch so sein, daß sich sexuell erfolgreiche Männer attraktiv fühlen, weil sie offensichtlich Bestätigung ihrer Attraktivität erhalten. Dann allerdings müßten sie andere Qualitäten jenseits des Ressourcenpotentials aufweisen, die ihnen ermöglichen, viele Frauen zu beeindrucken. Hinweise auf die Art und Weise dieser Qualitäten können aus dem Befund abgelesen werden, nach dem Unrestrictive mehr Wert auf Unterhaltungsqualitäten eines Partners legen, also Merkmale wie gutes Aussehen und sex appeal, aber auch Geselligkeit und Humor. Finanzkraft und Status zählen gerade nicht dazu! Eine dezidierte Erfassung, was Frauen an konkreten Männern beeindruckt, die über das abstrakte Abfrage erwünschter (und damit auch sozial erwünschter) Partnermerkmale hinaus geht, wäre wünschenswert.

Das Partnerwahl- und Sexualverhalten sind viel diskutierter und voyeristischer Gegenstand der Öffentlichkeit, aber wohl auch der privaten Selbstbetrachtung. Der Einfluß äußerer, kultureller Faktoren, die biologisch Angelegtes formen, liegt nahe. Einstellungen wie Verhalten dürften davon betroffen sein. So sind Äußerungen in einem Fragebogen vermutlich auch vom Bedürfnis und der jeweiligen Couleur des impression management beeinflusst. Gelten dabei für die Geschlechter unterschiedliche Vorgaben dessen, was sozial erwünscht

ist, kann auch die bewußte Lebensform als freiwilliger Single einen Einfluß auf die Beantwortung der Fragen haben. Inwieweit gefundene Unterschiede zwischen den Geschlechtern und der Lebensform das "eigentliche" Partnerwahlverhalten widerspiegeln oder sozial Erwünschtes ist unklar.

Verkomplizierend ist der Umstand, daß gerade das Partnerwahlverhalten und Sexualleben von Singles heiß diskutiert und verfolgt wird. Daher ist es schwer zu sagen, ob sich Personen mit freizügigerer soziosexuellen Orientierung und bestimmtem Partnerwahlverhalten eher für ein Leben als Single entscheiden bzw. es aufgrund ihrer Einstellungen freiwillig leben, oder ob umgekehrt, Singles einem mediengerechten Bild nachhaken - tatsächlich oder allein im Fragebogen. Die Lebensform bestimmt jedoch vermutlich auch ganz pragmatisch einige der untersuchten Merkmale wie die sexuelle Restriktivität. Lebten Singles (wieder) als Paar und umgekehrt, die Paarpersonen (wieder) als Single könnte sich auch ihr Partnerwahl- und Sexualverhalten ihrer geänderten Lebensform anpassen. Die Stabilität der Einschätzung der erwünschten Partnermerkmale und der soziosexuellen Orientierung über unterschiedliche Beziehungsformen sind bisher meines Wissens noch nicht thematisiert worden und sollten Ziel weiterer Analysen sein. Grundsätzlich kommt dem Beziehungsstatus vor allem zur Erklärung der soziosexuellen Orientierung eine Bedeutung zu, dem Familienstand hingegen mehr zu der von erwünschten Partnermerkmalen.

5.5.9 Zusammenfassung

Untersucht wurde, ob sich Singles und Paarpersonen in ausgesuchten Merkmalen des Partnerwahl- und Sexualverhaltens unterscheiden. Vermutet worden war, daß Singles sich im globalen Anspruch an einen potentiellen Partner unterscheiden bzw. sich bei ihnen eine Diskrepanz zwischen dem eigenen Marktwert und ihrem Anspruch, also dem, was sie bieten und dem, was sie wollen, auftritt. Zudem könnten sie inhaltlich auf andere Merkmale Wert legen. Außerdem wurde vermutet, daß Geschlechterdifferenzen in einigen, nach evolutionspsychologischer Argumentation zentralen Merkmalen, bei Singles geringer oder andere sind. Singles sollten insgesamt sexuell freizügiger sein als Paarpersonen.

Anders als erwartet haben Single nicht grundsätzlich einen anderen globalen Anspruch als Paare. Jedoch scheint ihr Anspruch sich weniger an anderen Faktoren, wie ihrer Attraktivität, ihrem Ressourcenpotential, ihrem Partner- oder Kinderwunsch zu orientieren. Single sind offenbar weniger pragmatisch oder funktional in ihrer Partnerwahl - ob bewußt oder unbewußt bleibt zu klären. Sie legen im großen und ganzen auf ähnliche Merkmale bei

einem Partner Wert wie die Paare - alle finden die Liebe am wichtigsten. Es finden sich vor allem Geschlechterdifferenzen dahingehend, daß Frauen das anspruchsvollere Geschlecht sind, unabhängig davon, ob sie eine Beziehung haben oder nicht. Die evolutionsbiologisch prognostizierten Geschlechterunterschiede lassen sich auf den ersten Blick eindeutig nachvollziehen - Frauen wünschen stärker als Männern einen Partner mit angesehnen sozialen Status, gesicherter finanzieller Zukunft und einer verantwortlichen Persönlichkeit, Männer legen im Vergleich zu Frauen mehr Wert auf eine attraktive Partnerin. Hierbei wird jedoch deutlich, daß bei den freiwilligen Singles der Geschlechterunterschied verschwindet und auch die Frauen Wert auf das attraktive Äußere eines Partners legen. Es wird diskutiert, ob dies als Zeichen eines beginnenden "sich-Bahn-Brechens" evolutionär bei Frauen angelegter Partnerwahl-Strategien interpretiert werden kann.

Deutlich wird auch die größere sexuelle Freizügigkeit der Singles. Bei näherer Betrachtung geht dies allerdings einzig auf das Konto der freiwilligen (und insbesondere der männlichen) Singles. Sind zwar Männer unabhängig von ihrem Beziehungsstatus freizügiger eingestellt, sind es die freiwilligen Singles-Männer auch in ihrem Verhalten; bei den Frauen verhalten sich die Paar-Frauen freizügiger als ihre recht restriktiven Männer. Gleichzeitig wird der Einfluß des Beziehungsstatus aber auch von der eigenen Attraktivität modifiziert. Unattraktive sind unabhängig von ihrem Beziehungsstatus restriktiver im Verhalten, Attraktive nur dann, wenn sie eine Beziehung haben, was im übrigen für beide Geschlechter gilt. Das eigene Ressourcenpotential spielt keine Rolle bei der soziosexuellen Orientierung.

Grundsätzlich bleibt zu fragen, inwieweit bei Merkmalen des Partnerwahl- und Sexualverhaltens nicht auch die Präsentation in der Öffentlichkeit sowohl einstellungs- als auch verhaltensbestimmend ist. Dies kann nicht nur einen unterschiedlichen Einfluß auf die Geschlechter haben, sondern auch die Singles als Objekt der Medien in besonderer Weise beeinflussen. Insgesamt hat der Beziehungsstatus vor allem einen Erklärungswert für die soziosexuelle Orientierung, für die Qualität erwünschter Partnermerkmale ist eher aussagekräftig, ob jemand ledig ist oder nicht, die Wohnform ist völlig unerheblich.

6 Allgemeine Diskussion

Sind Singles anders als die anderen? Die Antwort muß nach Ergebnissen dieser Arbeit lauten: Auch, aber eben nicht nur. Der Vergleich von Singles und Nicht-Singles hat ein buntes und komplexes Muster von unterschiedlichen Einflüssen des Beziehungsstatus ergeben, in das insbesondere das Geschlecht, in geringerer Weise auch das Alter, miteinspielen. Parallelen und Divergenzen zwischen unterschiedlichen Lebensformen sind deutlich geworden, die den einfachen Unterschied zwischen Personen mit und ohne feste Partnerschaft in vielen Bereichen als unzulässige Verkürzung erscheinen lassen - neben der Tatsache einer festen Beziehung hat also auch die Konventionalität der Lebensform und die Überzeugtheit, mit der sie gelebt wird, Bedeutung.

6.1 Zum Unterschied von Singles und Paaren

Untersucht wurden konkrete Unterschiede in den drei Merkmalsbereichen Bindungs- und Liebesvermögen, Einstellungen und Werthaltung sowie Partnerwahl- und Sexualverhalten. Vor allem in Merkmale des Bindungs- und Liebesvermögens unterscheiden sich Personen mit und ohne feste Partnerschaft. So sind Singles bindungsängstlicher und bindungsvermeidender als Paare und neigen stärker dazu, bei Beziehungskonflikten an den Ausstieg aus der Beziehung zu denken. Zudem haben sie eine weniger restriktive sexuelle Orientierung als diejenigen mit einer festen Partnerschaft, die sich allerdings bei näherem Hinsehen als auf den Verhaltensbereich beschränkt erweist. Außer, daß sie weniger zur freundschaftlichen Liebe neigen unterscheiden sie sich jedoch nicht grundsätzlich in ihrem Liebesstil oder der Ausprägung von Romantizismus, also der romantischen Vorstellung, einmal genau ihrer einzig wahren Liebe zu begegnen. Bezüglich ihrer Einstellungen und Werthaltung ist festzustellen, daß sie sich allein in den Merkmalen, die unmittelbar die Lebensform ansprechen, klar von Nicht-Singles unterscheiden. Singles sind weniger traditionell familienorientiert, das heißt, sie weisen vor allem der Ehe und der Elternschaft in ihrem persönlichen Lebensplan einen geringeren Stellenwert zu. Keine Unterschiede finden sich in eher abstrakten konservativen Einstellungen, das heißt, Singles haben, obgleich sie eine nicht-traditionelle Lebensform leben, nicht grundsätzlich eine weniger traditionelle Werthaltung. Sie legen zudem auch keinen Wert auf andere Merkmale bei einem Partner, die andeuten könnten, daß sie grundsätzlich eine andere Art der Partnerschaft anstrebten. Dabei ist die Struktur der Merkmale bei Singles und Paaren grundsätzlich ähnlich.

Offenbar unterscheiden sich also Singles und Nicht-Singles vor allem in solchen Merkmalen voneinander, die unmittelbar auf das Beziehungsleben bezogen sind. Damit erscheint der Verdacht, daß Singles grundsätzlich "andere Menschen sind" und aus diesem Grund als Single leben, zweifelhaft. Zusammengefasst weisen die Ergebnisse vor allem dem aktuellen Beziehungsstatus eine Verantwortung für ihr derzeitiges Bindungs- und Liebesvermögen sowie ihre derzeit wohl eher umständehalber freizügigeres Sexualverhalten zu. Am ehesten hängt dabei der Beziehungsstatus mit den untersuchten Merkmalen zusammen. Es finden sich - wenngleich insgesamt eher schwache Zusammenhänge mit den globalen Dimensionen des Bindungs- und Liebesvermögens, der Soziosexuellen Orientierung, dem derzeitigen Glück und der subjektiven Einsamkeit sowie mit Einstellungen, die eine traditionelle Familienorientierung widerspiegeln. Gleichzeitig zeigen sich ähnliche Zusammenhänge auch mit der Wohnform (so überschneiden sich die Partnerlosen mit den Alleinwohnenden dieser Altersgruppe weitgehend), die als alternative Definition verschiedener Lebensformen möglich ist. Kaum Zusammenhänge können jedoch mit dem Familienstand festgestellt werden. Lediglich spezifische Merkmale, die bei einem Partner erwünscht werden (wie Ehe- bzw. Unterhaltungspartner-Qualitäten) und das Ausmaß Sozialer Beziehungen hängen mit dem Alleinstehend-Sein zusammen. Die konservative Einstellung, der globale Anspruch an einen potentiellen Partner und die selbsteingeschätzte Attraktivität scheinen weniger überhaupt mit der Lebensform - gleich welcher Definition - zusammenzuhängen, als vielmehr mit dem Geschlecht der befragten Personen.

6.2 Wie Singles sind

Anderen Untersuchungen und Typisierungsvorschlägen folgend, wurde nicht allein die Gruppe der Singles als Ganzes, sondern darüber hinaus Subgruppen von Singles und von Paaren verglichen. Es wurde dabei überprüft, inwieweit sich freiwillige und unfreiwillige Singles unterscheiden und Parallelen zu unverheirateten und verheirateten Paarpersonen nachzeichnen. Deutlich wird, daß diese Parallelen z. T. statistische Unterschiede zwischen Singles und Paaren verdecken bzw. überlagern. Damit wird die Aussagekraft des Beziehungsstatus als nur ein Differenzierungskriterium von Lebensformen neben anderen - der Konventionalität und Überzeugtheit der eigenen Lebensform - einschränkt. In der Tat wurden diverse Unterschiede zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles gefunden, die zudem vom Geschlecht der Befragten modifiziert werden. Es lassen sich für die Singles in Relation zu verheirateten und unverheirateten Paaren folgende Profile zusammenfassen, die spezifische Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu den beiden Paar-Gruppen verdeutlichen (Tab. 28):

Tab. 28. Zusammenfassendes Profil von freiwilligen und unfreiwilligen Singles

Freiwillige Singles	Unfreiwillige Singles
<p>Insgesamt sind sie ähnlich den unverheirateten Paare mäßig zufrieden mit ihrem Leben. Für sie ist eine Partnerschaft nicht so wichtig und sie glauben, damit auch nicht unbedingt glücklicher zu sein. Insgesamt neigen sie in Bezug auf Beziehungen dazu, sich zu entziehen. Sie sind eher Bindungsvermeidend und denken bei Konflikten leichter an das Verlassen der Beziehung, obgleich die letzte Trennung nicht häufiger von ihnen selbst ausgegangen ist als bei den anderen. Dabei sind sie in der Liebe nicht spielerischer als andere, jedoch auffallend weniger besitzergreifend und zudem weniger romantisch als Verheiratete.</p>	<p>Insgesamt fühlen sie sich nicht sehr wohl. Ganz besonders die Männer sind nicht sehr glücklich und fühlen sich von andere isoliert, obgleich sie durchaus Freunde haben und diese treffen. Eine Partnerschaft zu haben ist ihnen genauso wichtig, wie dies den Paarpersonen ist, und so hätten sie auch gerne einen festen Partner, was sie vermutlich glücklicher machen würde. In Bezug auf Beziehungen neigen sie zum Klammern. Sie sind vor allem Bindungsängstlich, vor allem ängstlich-ambivalent, obgleich sie nicht häufiger schlechte Erfahrungen gemacht haben als andere. Vor allem die Männer sind sehr besitzergreifend in der Liebe, worin sie den verheirateten Frauen ähneln, die Frauen warten auf ihren Traumprinzen.</p>
<p>Sie haben durchaus einen Kinderwunsch, legen aber nicht so viel Wert auf Ehe und Elternschaft, dafür betonen sie ähnlich den unverheirateten Paaren den Beruf. Sie sind damit insgesamt wenig traditionell familienorientiert, was unabhängig davon ist, ob sie bereits Kinder haben oder wie alt sie sind. Allerdings sind sie nicht grundsätzlich weniger konservativ eingestellt. Die Frauen sind recht maskulin (maskuliner als die Männer) und weniger feminin als ihre Geschlechtsgenossinnen mit fester Beziehung, dabei insgesamt recht androgyn. Die Männer sind nicht sonderlich maskulin.</p>	<p>Auch sie haben einen Kinderwunsch, sind aber ebenfalls weniger traditionell familienorientiert, wobei sie allerdings unabhängig von ihrem Geschlecht ähnlich wie die Verheirateten nicht viel Wert auf den Beruf legen. Auch sie sind nicht generell weniger konservativ; gerade die Männer sind sozial dominant orientiert, was sie mit den verheirateten Frauen verbindet. Gleichzeitig sind die Männer auffallend wenig maskulin, die Frauen androgyn, was sie insgesamt besonders von den unverheirateten Paaren unterscheiden, bei denen die klassische Verteilung von maskulinen Männern und femininen Frauen zu finden ist.</p>
<p>Sie möchten vor allem einen Partner mit Unterhaltungs-Qualitäten, also einen, mit dem man gerne seine Zeit verbringt, weniger einen, der auch gesellschaftlichen Erwartungen entspricht, was sie von den Verheirateten unterscheidet. Vor allem die Frauen haben einen hohen Anspruch, auch an das gute Aussehen eines Partners und finden sich selbst ebenfalls recht attraktiv. Vor allem die Männer, aber auch die Frauen sind sexuell wenig restriktiv eingestellt und verhalten sich auch so, wobei dies vor allem auf die zutrifft, die sich selbst attraktiv finden.</p>	<p>Legen sie zwar nicht inhaltlich auf andere Merkmale bei einem potentiellen Partner Wert, so haben sie doch hohe Ansprüche; selbst die ressourcenschwachen Männer richten anders als die Paar-Männer ihre Ansprüche nicht an ihrem eigenen Marktwert aus. Männer und Frauen sind sexuell ähnlich restriktiv eingestellt wie die Paare und verhalten sich auch so, wobei dies wieder von ihrer Attraktivität abhängt.</p>

Damit scheinen wenn, dann die unfreiwilligen Singles am ehesten den unverheirateten Paaren zu ähneln. Sie scheinen insgesamt recht progressiv zu sein und wohl am weitesten individualisiert zu sein. Sie orientieren sich weniger an einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung als an ihren eigenen Bedürfnissen. Im Gegensatz dazu ähneln die unfreiwilligen Singles eher den Verheirateten, allein, daß sie eben keine feste Partnerschaft haben. Obwohl sie recht unzufrieden mit ihrem derzeitigen Leben sind, halten sie unbeirrbar und vielleicht auch etwas halsstarrig an ihren Vorstellungen von einem Partner fest. Damit erweist sich insgesamt neben dem Beziehungsstatus die Konventionalität der Lebensform bedeutsamer als die Überzeugtheit vom der eigenen Lebensform. Singles scheinen demnach durchaus "fähig" zu engen Beziehungen zu sein, hatten sie doch schon ebenso viele feste Beziehungen wie die Paarpersonen und genauso viele Freunde und Bekannte. Es entsteht eher ein Bild von Personen, die weniger an einer Partnerschaft hängen, und diese daher selbst auf Kosten der eigenen Lebenszufriedenheit nicht bedingungslos anstreben.

Nicht nur geläufige Klischees, sondern auch die Literatur der Beziehungsforschung assoziiert in ihren Interpretationen mehr oder weniger explizit (und pointiert zusammengefaßt) das Leben als Paar und insbesondere als Familie mit "richtig", "gesund" oder "gut", das Leben als Single mit "falsch", "gestört" oder "schlecht" (z. B. bei Opaschowski, 1994, der Singles Bindungsangst und - unfähigkeit aus hedonistischen und egoistischen Gründen unterstellt, und z. B. auch durch die Assoziationen von Bindungsunsicherheit mit Persönlichkeitsstörungen, die damit in die Nähe des Pathologischen gerückt wird; Brennan & Shaver, 1998). Die Ausführungen zur Geschichte Familie in Kap. 1.4. legen nahe, diese Interpretationen auch auf der Folie abendländischer Tradition zu lesen, in der Partnerlosigkeit als schicksalhaft, persönliches Versagen, minderwertig oder gar als unmoralisch begründet wird. Es sieht so aus, als bestimme immer noch das Bild der heiligen Familie die "Störungs- bzw. Laster-Perspektive" auf den Single

Löst man sich von der Vorstellung, das Konventionelle sei das "Normale", das Verheiratet-Sein im traditionellen Sinne das "Gesunde", gegenüber dem alle Abweichungen im Verdacht einer "Störung" stehen, läßt sich umkehrt die geringere "Partnerorientierung" im traditionellen Sinn der Singles auch als geringere "Paarfixiertheit" interpretieren. So haben zwar die Singles durchaus einen Partnerwunsch, der allerdings nicht dazu führt, daß sie um jeden Preis eine Beziehung wollen oder daran festhalten. Insgesamt kann das Ergebnismuster der untersuchten Merkmale bei den Singles weniger als eine generelle "Beziehungsunfähigkeit" als vielmehr als ein kritisches Bewußtsein bezüglich Partnerschaft interpretiert

werden. Dreht man einmal den gewohnten Blick von der "Paarperspektive" auf den "defizitären" Single um, erscheint plötzlich die besitzergreifende Liebe der Verheirateten, ihr ausgeprägter Romantizismus, der auch bei Konflikten nicht dazu führt, an das Beenden der Beziehung zu denken, ihr pragmatischer Liebesstil, die Betonung von Merkmalen, die einen Partner als "guten Ehepartner" im klassischen Sinne ausweisen, in einem anderen Licht.

So ist es eine Frage der Perspektive, ob man (freiwilligen) Singles Hedonismus oder Karrieresucht unterstellen möchte, der die Familie als Kern der Gesellschaft bedroht, oder ob man bei den (verheirateten) Paarpersonen ein unreflektiertes Festhalten an überkommenen, traditionellen und starren Lebensentwürfen diagnostizieren möchte. Damit erscheint das Leben als Single nicht einfach als Ablehnung von Familie, sondern als Ausdruck einer reflektierenden, selbstbewußten Haltung, die nicht einfach traditionsgebunden Althergebrachtes übernimmt.

Neyer (1999) weist insgesamt der Persönlichkeit im Zuge der gestiegenen Wahlfreiheit, mit wem man wie lange eine Beziehung eingehen möchte, eine wesentliche Rolle zu. Dem ist zuzustimmen, jedoch ohne eine Wertung vorzunehmen. In der Tat scheinen einige Personen eher an einer Paarbeziehung orientiert zu sein als andere - in wieweit dies als "Fähigkeit" oder als "Fixiertheit" interpretiert werden soll, ist eine Frage der Perspektive. Neyer impliziert in seinen Schlußfolgerungen, daß Singles aufgrund ihrer Persönlichkeitsstruktur größere Schwierigkeiten haben, Beziehungen einzugehen oder aufrechtzuerhalten, weil sie mehr zu Neurotizismus neigen, schüchterner sind und weniger Selbstbewußtsein haben. Differenziert wird dabei nicht zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Singles. Heute muß es keine Ehe mehr sein, dennoch leben wir in einer Paar-Gesellschaft (dazu Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). Es liegt nahe, daß der Beziehungsstatus nicht nur die öffentliche, sondern auch die Selbstwahrnehmung beeinflusst. Fühlen sich Menschen ohne festen Partner "unvollständig" oder "minderwertig"? Inwieweit beeinflusst die öffentliche Wahrnehmung, z. B. auch durch die Klischees über Singles ihr Selbstwertgefühl? Ist diese Außen- und die Selbstwahrnehmung in unterschiedlichen Milieus gleich? Denkbar ist, daß sich freiwillige und unfreiwillige Singles entlang des Selbstbewußtseins und der Selbstwahrnehmung als "defizitär" oder "progressiv" unterscheiden.

Dies wirft neben der Fragen nach der Persönlichkeit der freiwilligen und unfreiwilligen Singles auch die Frage nach ihrer Identität auf. Gibt es so etwas wie eine "Single"- bzw.

"Paar-Identität"? Offenbar kommt der eigenen Identität als Paar u. a. eine Moderatorfunktion für die Beziehungszufriedenheit zu (Acitelli, Rogers & Knee, 1999). Es schließt sich die Frage an, ob Personen ihre Identität unabhängig von einer Partnerschaft besitzen oder ob sie ihre diesbezügliche Identität über verschiedenen Lebensphasen und Lebensformen wechseln (z. B. mit einer neuen Partnerschaft eine "Paar-Identität" oder mit der Geburt eines Kindes eine "Familien-Identität" bekommen; vgl. Meyer, 1994).

Eine alternative Erklärung bietet die Reaktanztheorie (Brehm, 1976). Generell gilt der Wunsch nach eigener Handlungsfreiheit als zentrales Motiv sozialen Verhalten (Bierhoff, 1998). Personen, deren Handlungsfreiheit eingeschränkt wird, reagieren mit Reaktanz; sie versuchen, ihre Handlungsspielraum wieder herzustellen (Brehm, 1976). Auch wenn im Fall einer Entscheidung mehrere Alternativen zur Auswahl stehen, droht eine Einschränkung der eigenen Freiheit - das Wissen, sich bald für die bis dahin präferierte Alternativen entscheiden zu müssen, signalisiert bereits den baldigen Verlust der Wahlfreiheit durch die Wahlentscheidung. Dadurch nähert sich mit dem Zeitpunkt der Entscheidung die Attraktivität der Alternativen an (Bierhoff, 1998).

Möglich ist, daß gefördert durch die schwächer werdende Bindungskraft von Normen und Richtlinien im "Zeitalter der Individualisierung", verschiedene Lebensformen attraktiv erscheinen. Gerade Heirat und Kinderkriegen ist dabei eine Alternative, die mit ihrem ziemlich endgültigen Charakter (rechtlich und moralisch) die Wahlfreiheit einschränkt. In diesem Sinn kann die mehr oder weniger rationale und bewußte Entscheidung für ein Leben als Single-Leben auch als Reaktanz auf die bedrohte Freiheitseinschränkung gedeutet werden kann. Auf jeden Fall korrespondiert diese These mit Ergebnissen, nach denen insbesondere Ledige und Kinderlose postmaterielle Werte, die die persönliche Freiheit betonen, präferieren (Bien, 1996).

Die Frage ist, inwieweit die Lebensform Single tatsächlich als gleichberechtigte Alternative betrachtet wird, oder ob sie nicht eher zwangsläufig resultiert, wenn sich jemand eben nicht entscheiden kann. Umgekehrt ist das selbe "Nicht-Entscheidungsverhalten" auch bei Paarpersonen denkbar; jemand ist mehr oder weniger zufällig in eine Partnerschaft "hineingeschlittert", oder sie besteht einfach aus alter Tradition seit der Teenagerzeit, und kann sich nicht entscheiden, 'auszusteigen', obwohl ein Single-Leben attraktiv erscheint. Zu erwarten wäre, daß bei Verheirateten und Eltern, die eine recht irreversible Lebensentscheidung getroffen haben, ein Spreading-Apart-Effekt (Festinger, 1964) eintritt - die gewählte

Alternative erscheint im Nachhinein immer attraktiver. Dies würde unter anderem die hohen Zufriedenheitsangaben, den geringen Wunsch, einmal mit den Singles zu tauschen sowie die erwünschte Dauer der Partnerschaft "für immer" erklären. Bei Singles und unverheirateten Paaren, die ihre Entscheidung noch relativ leicht revidieren könnten, sollte weniger Rechtfertigungsdruck besteht (nach Festinger, 1964, tritt vor allem bei irreversiblen Entscheidungen ein Spreading-Apart-Effekt auf; nach Bierhoff, 1998).

6.3 Single-Sein als Lebensphase

Vorgeschlagen wurde, Singles anhand der Freiwilligkeit und der Dauerhaftigkeit ihres Beziehungsstatus in vier Typen zu kategorisieren. Wie bereits ausgeführt, läßt die Unterteilung nach freiwilligen und unfreiwilligen Singles durch andere Angaben bestätigen, nicht jedoch die Einteilung in temporäre und dauerhafte Single-Typen. Unabhängig davon, ob sie freiwillig oder unfreiwillig derzeit ohne feste Partnerschaft leben, haben die Singles eine ähnliche Beziehungskarriere hinter sich wie die Paare und ohne Ausnahme streben sie in näherer oder fernerer Zukunft auch wieder eine Beziehung an; keiner der Singles möchte für immer Single bleiben. Damit kann die vorgeschlagene Kategorie der überzeugten Singles, aber auch der resignierten Singles, die freiwillig oder unfreiwillig diese Lebensform als dauerhaft betrachten (Shostak, 1987), nicht nachvollzogen werden.

Demnach scheint das Leben als Single immer nur eine Lebensphase unter vielen zu sein. Personen im mittleren Erwachsenenalter hatten im Durchschnitt 2-3 feste Beziehungen, unabhängig davon, ob sie zur Zeit Single sind oder eine feste Beziehung haben. Die allermeisten Personen möchten auch auf längere Sicht in einer festen Paarbeziehung leben. Die einen heiraten etwas früher, die anderen später oder leben als nichteheliche Lebensgemeinschaft zusammen; die Paare scheinen vor allem mit ihrer bisher längsten Beziehung zusammen zu sein. Singles sind offenbar vor allem diejenigen zwischen diesen "Stadien", also zwischen zwei Beziehungen, wobei sie sich eher *vor* der langen Phase als Paare denn danach befinden. Sie gehören offenbar einfach nicht zu denen, die nicht ihren ersten Jugendfreund geheiratet haben. Dabei haben auch sie lange, stabile Beziehungen gehabt, die vermutlich einfach deshalb kürzer sind, weil diese eben aus welchen Gründen auch immer gescheitert sind.

Weniger als ein genereller Verfall enger Beziehungen ist also zu Fragen, warum diese Beziehungen gescheitert sind. Dabei müssen für Singles keine anderen, "persönlichkeitsinhärenten" Gründe vermuten werden, als für die derzeitigen Paare, denn auch sie haben offen-

bar ebenfalls schon gescheiterte Beziehungen hinter sich. Merkmale des Bindungs- und Liebesvermögens, in denen sich Singles und Paare derzeit unterscheiden, scheinen zur Erklärung der gescheiterten Beziehungen von Singles fragwürdig, könnten sie auch allein ein Spiegelbild des aktuellen Beziehungsstatus sein. Das gleiche liegt auch für die generell schwächere traditionelle Familienorientierung der Singles, die eben nicht durch eine grundsätzlich weniger konservative Haltung gestützt wird, nahe. Hat jemand derzeit keine Familie und ist sie, da noch nicht einmal ein Partner vorhanden ist, derzeit auch nicht in Sicht, ist eine geringere traditionelle Familienorientierung allein als Konsequenz des aktuellen Beziehungsstatus nicht unwahrscheinlich. Wie festgestellt wurde, verfallen die Geschlechter, kaum ist das erste Kind geboren, schnell wieder zurück in die alten, traditionellen Rollenmuster, d. h. es bestimmt also die Lebensform die Einstellung (dazu Bien, 1996). Anzunehmen ist, das sobald die Singles ihren Partner- und vielleicht auch Kinderwunsch erfüllen, sie den Paaren immer ähnlicher werden, heiraten sie, werden sie möglicherweise bald ebenso sein wie die heute bereits Verheirateten. Da der Wunsch nach Partnerschaft und Kindern offenbar nicht von einer grundsätzlich anderen Haltung abhängt, mag es einfach "der Lauf der Dinge" sein, der dazu führt.

Es läßt sich bezweifeln, ob überhaupt eine Entstandardisierung der Biographien, und einem bunten Muster von Bastelbiographien zu verzeichnen ist oder ob nicht vielmehr allein die Tatsache, daß nicht der erste Jugendfreund geheiratet wird, zu einer "verzögerten Anlaufphase" führt, die letztlich aber zu einem weitgehend traditionellen "Standardmodell" einer Paarbeziehung mit Kindern führt (zur "Experimentierphase" s. Nave-Herz, 1997). Die "Anlaufphase" besteht aus mehreren längerfristigen Beziehungen mit Unterbrechungen, in denen dann zwangsläufig mehr oder weniger freiwillig als Single gelebt wird und vor der Ehe eben schlechterdings als unverheiratetes Paare. Es soll die bisher nicht geprüfte Vermutung aufgestellt werden, daß das folgende Muster von Lebensphasen für die heute 25 bis 45 Jährigen allmählich "Prototypen-Charakter" gewinnt: Vom Single zum LAT zur nichtehelichen Lebensgemeinschaft und schließlich zur Ehe - je nachdem wiederholt sich dieser Zyklus mehrfach, wird unterbrochen und neu begonnen, auf dem Weg entstehen manchmal Kinder, manchmal nicht, dazwischen stehen Trennungen oder Scheidungen. Dennoch besteht letztlich auf lange Sicht für die allermeisten ein Trend zur festen Partnerschaft, zu wenigen, langen Beziehungen - wie schon immer.

In abgeschwächter Form werden neben dem Single-Dasein auch andere nichtkonventionelle Lebensformen als bedrohliches Zeichen eines Verfalls der Gesellschaft gewertet, in

der die Menschen nur noch in unverbindlichen, lockeren und temporär begrenzten Oberflächenbeziehungen miteinander verkehren. Die hohe Bedeutung, die selbst unfreiwillige Singles einer Partnerschaft generell beimessen, und die den Verheirateten ebenbürtig lange Dauer, die auch die unverheirateten Paarpersonen für ihre Beziehung erwünschen, spricht eindeutig gegen die Erwartung, die befürchteten oder herbeigewünschten Untergangsszenarien einer versingelten Gesellschaft. Anders, als die Klischees von hedonistischen, spaßorientierten, freien Single suggerieren, erscheint das Dasein als Single weder den meisten Singles noch den Paare als verlockendes Nirwana.

6.4 Der Single-Status als Indikator einer Individuation

Singles gelten als Vorreiter einer zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft, die die einzeln und unabhängig von früher bestehende Zwängen sich für ein Leben allein entscheiden. Doch sind sie wirklich auf dem Weg der Individuation schon weiter fortgeschritten als die derzeitigen Paarpersonen? Wenn das Single-Sein offenbar vor allem eine Lebensphase ist, ist diese Aussage global zu bezweifeln. Sie mögen zur Zeit "individualisierter" sein, ob dies aber von Dauer ist, steht zu prüfen. Da aufgrund längerer Ausbildungszeiten und gesteigener ökonomischer und moralischer Freiheiten einfach immer mehr Menschen auch einmal eine Phase als Single mitmachen, erhöht sich dabei ganz automatisch die jeweils punktuelle Individuation im gesellschaftlichen Querschnitt.

Dennoch sind offenbar Partnerlose nicht gleich Partnerlose. Dies ist aber weniger abhängig von strukturellen Zwängen oder unterschiedlicher Schichten bzw. Milieus, als vielmehr von der ganz persönlichen Freiwilligkeit des Single-Seins. In diesem Sinne ist also die Individuation recht weit fortgeschritten. Die Chance oder Einschränkung der Wahlfreiheit steht und fällt mit der persönlichen Perspektive - also einen Partner zu wünschen, aber keinen zu haben - aber eben wohl nicht mit äußeren Zwängen. Diese werden abgelöst durch "innere Zwänge", also beispielsweise trotz eines Partnerwunsches und persönlichen Unwohlsein mit dem Single-Dasein nicht jeden zu wollen, der sich anbietet. Schulze (1995) diagnostiziert hierzu in der "Erlebnisgesellschaft", daß Wahlfreiheit durchaus Konformität nach ziehen kann: Der eigene Orientierungsbedarf wird nun nicht mehr anhand äußerer, sondern eines "inneren Orientierungsdrucks" (S. 76) gelöst, der sich an kollektiv konstruierte Muster anlehnt. Suchen diese Singles einen Partner, der einer kollektiven Konstruktion entspricht, also z. B. einer medial oder durch das eigene Milieu entwickelten, der aber so gar nicht existiert - also die Suche nach dem (kollektiven) Ideal des Traumprinzen bzw. der Traumprinzessen?

Insgesamt entsteht damit das Bild einer "individuellen Pluralität", die auch individualisierte Phasen beinhaltet. Die Aussagen der Thesen einer Individualisierung und Pluralisierung der Gesellschaft, die durch geänderte Werthaltungen ihrer Mitglieder verursacht, vorangetrieben oder diese rückkoppelnd beeinflussen, kann demnach nicht ohne Einschränkung bestätigt werden. Wandlungstendenzen werden offenbar insgesamt überbewertet, als Ausdruck eines veränderten Bewußtseins interpretiert, der so nicht uneingeschränkt nachzuweisen ist.

Klar wird, daß in einer veränderten Welt mit "individuellen Pluralitäten" herkömmliche Kategorisierungen und Positionierungen im Sinne von "dafür" oder "dagegen" zur Beschreibung ihrer Mitglieder nicht mehr taugen. Die alten Denkmuster von traditionell / nicht-traditionell passen nicht mehr auf eine solche Gesellschaft. In diesem Sinne bildet die diagnostizierte Wahlfreiheit nicht nur eine persönliche Bereicherung und/oder Verunsicherung, sondern auch eine Herausforderung auf der privaten Ebene wie auch auf der Ebene der gesellschaftlichen Analyse. So wird das private Handeln, das vielen auf breiter Ebene individualisierte Phasen im Leben offenbart, zum Politikum. Ulrich Beck hebt hervor: "[Wahl-]Freiheit hat für mich einen politischen Kern. Sie meint Selbstregulierung im Kleinen wie im Großen." (DIE ZEIT, 15/2000). "Raus aus dem warmen, aber auch erzwungenem Traditionskorsett" gilt daher für die allermeisten zu bestimmten und beschränkten Lebensphasen und daher auch für gesellschaftspolitische und -analytische Aufgaben. Scheint das Thema "Singles" also auf den ersten Blick "heißer gegessen als gekocht" zu werden, offenbart sich auf den zweiten ein ganz fundamentaler Wandel althergebrachter Vorstellungen. Beck vordert daher angesichts der kollektiven Individuation, zu deren Erklärung überkommene Begriff und Kategorien nicht mehr taugen, auf, "vor dem Hintergrund der Individualisierung herauszufinden, ob und welche neuen kollektiven Handlungsformen entstehen" (DIE ZEIT, 15/2000).

Als Dimension, die zukünftig mit der Diskussion um eine gesellschaftliche wie individuelle Pluralisierung und letztlich auch der Individualisierungsthese stärker in Verbindung gebracht werden könnte, empfiehlt sich das Konzept von Individualismus und Kollektivismus bzw. Idiozentrismus und Allozentrismus. Die Dimension Individualismus/Kollektivismus hat sich als wesentliche Unterscheidung zwischen Kulturen erwiesen (Hofstede, 1994). In individualistischen Kulturen stellt das Individuum seine Interessen über die Interessen seiner Bezugsgruppe, persönliche Autonomie und Eigenschaften wer-

den betont. In kollektivistischen Gesellschaften werden dagegen persönliche Interessen denen der Gruppe untergeordnet, die Privatsphäre ist eingeschränkt und die eigene Identität basiert auf dem Platz innerhalb der Gruppe. Westliche Gesellschaften sind gemeinhin individualistischer als etwa asiatische, wobei sich aber auch hier ein Trend zu mehr Individualismus mit zunehmender Verwestlichung abzeichnet (Hofstede, 1994). Der Verdacht von Friedrichs (1998b), daß Individualisierung in engem Zusammenhang mit marktwirtschaftlichen und durch den Kapitalismus begünstigten Entwicklungen steht, scheint sich dadurch zu erhärten. Wie in der Diskussion um die Individualisierungsthese angeregt, werden hier also inter- und intrakulturelle Unterschiede in der Ausprägung der Individualisierung sowie ein Zusammenhang von gesamtgesellschaftlicher und individueller Entwicklung deutlich. Soweit mir bekannt, laufen die soziologischen Debatten um die Individualisierung und die sozialpsychologische um den Individualismus bzw. Idiozentrismus bisher leider weitgehend aneinander vorbei. Beide Konzepte sollte dabei nicht allein inter- und intrakulturelle Differenzen, sondern auch intraindividuelle über unterschiedliche Lebensphasen hinweg thematisieren.

6.5 Aussage für die untersuchten Konstrukte

Die nachgewiesene Bedeutung des aktuellen Beziehungsstatus für interindividuelle Differenzen in einer ganzen Palette unterschiedlicher Merkmale und insbesondere denen, die unmittelbar partnerschaftsbezogen sind und die Diagnose des Single-Seins als Lebensphase geben ihrerseits umgekehrt auch einen Hinweis auf das Verständnis der untersuchten Konstrukte. Werden nicht die Konstrukte als Verursacher des Beziehungsstatus, sondern wird umgekehrt der Beziehungsstatus als Determinante der Konstrukte verstanden, wird offenbar, daß diese an das Vorhandensein einer Partnerschaft geknüpft sind. Dabei ist eben der Beziehungsstatus nicht irgendein Kriterium - eine feste Partnerschaft ist für die meisten Menschen zumindest subjektiv von herausragender Bedeutung.

Es kann also sein, daß ganz einfach der aktuelle Beziehungsstatus eine so dominante Wirkung auf unmittelbar damit zusammenhängende Merkmale hat, daß diese nicht den Beziehungsstatus, sondern umgekehrt, der Beziehungsstatus diese Merkmale bestimmt. Weniger unmittelbare Lebenseinstellungen sind dann schlüssigerweise auch weniger vom aktuellen Beziehungsstatus betroffen. Wie gesehen, hängen Merkmale, die eher abstrakt oder global das Leben betreffen, kaum mit dem Beziehungsstatus zusammen. Für die Konstrukte aus dem Bereich des Bindungs- und Liebesvermögen würde diese Interpretation ein neues Licht auf die bisher überwiegende Betrachtung als recht stabile Eigenschaften werfen.

Thematisieren die untersuchten Konstrukte Aspekte des Beziehungs- und Liebeslebens, wurden sie bisher vor allem im Kontext fester Partnerschaften untersucht. Weitgehend unbeachtet blieb ihre Ausprägung in unterschiedlichen Lebensformen oder gar Ihre Entwicklung über unterschiedliche Lebensphasen. So wurden beispielsweise Differenzen zwischen getrennten und nichtgetrennten Paaren, die bereits Hinweise auf die Flexibilität dieser Merkmale geliefert haben, bisher vor allem auf das dominante Ereignis der Trennung geschoben bzw. beziehungsimmanent interpretiert. Es stellt sich dabei die Fragen nicht nur nach der Stabilität, sondern ganz generell nach dem Charakters dieser Konstrukte sowie der bisher mehr oder weniger explizit angenommenen Kausalbeziehungen, d. h. der Annahme, die untersuchten Merkmale von Bindungs und Liebe bedingten Beziehungsmerkmale.

Der herausragende Stellenwert des gerade aktuellen Beziehungsstatus läßt auch andere Untersuchungsergebnisse zum Zusammenhang der hier untersuchten Merkmale in einem neuen Licht erscheinen. So wurde beispielsweise bei einer Untersuchung des Bindungsstils im Zusammenhang mit dem Kinderwunsch und der Rolle bei der Elternschaft festgestellt, daß unverheiratete und kinderlose Studenten mit vermeidendem und ängstlich-ambivalentem Bindungsstil ein negativeres Arbeitsmodelle der Elternschaft und der Eltern-Kind-Beziehung haben, als ihre Kommilitonen mit festen Paarbeziehungen (Rholes, et al., 1997). Bisher wurde daraus vor allem geschlossen, daß der Bindungsstil die Bereitschaft zur Elternschaft determiniert und möglicherweise bereits der eigene kindliche Bindungsstil auch die neue Eltern-Kind-Beziehung der nächsten Generation beeinflußt. Unbeachtet blieb der mögliche Einfluß des aktuellen (und variablen) Beziehungsstatus, der sowohl den Bindungsstil als auch den Lebensplan in gleicherweise bestimmen könnte - also eine "sparsamere" Interpretation, die vor allem die aktuelle Lebensphase fokussiert.

Wie dargelegt, sind Single nicht einfach eine Randgruppe unter vielen. Vielmehr finden sich die meisten Personen einmal in dieser Lebensform für mehr oder weniger lange Zeit wieder. Umgekehrt können auch diejenigen, die jetzt noch ein Paar sind, durchaus selbst in den Zustand eines Singles geraten, hatten doch auch diese bereits schon feste Beziehungen. Zukünftig sollte dem Beziehungsstatus eine größere Beachtung insbesondere bei der Untersuchung bindungs- und liebesbezogener Merkmale geschenkt werden.

6.6 Einwände und Kritik

Grundsätzlich muß bei diesen Befunden - wie grundsätzlich bei nichtrepräsentativen Fragebogen-Studien auf Basis der Freiwilligkeit - die Selektivität der Stichprobe und die Möglichkeit sozialen erwünschten Antwortverhaltens bedacht werden. Wie in Abschnitt 4.3.1.2. ausgeführt, besteht berechtigte Hoffnung, daß die hier untersuchten Singles nicht durch besondere Eigenschaften zu einer Teilnahme motiviert waren und sich demnach nicht gravierend von Singles im Allgemeinen unterscheiden. Gerade bei den befragten Paarpersonen muß allerdings befürchtet werden, daß ihre Antworten nicht ganz offen ihre Haltung widerspiegeln. Wie bei vielen Studien zur Partnerschaft ist auch bei den hier Befragten die Zufriedenheit mit der Partnerschaft hoch. Neben anderen Interpretationen könnte dies aber auch darauf hinweisen, daß entweder unglückliche Paare keinen Fragebogen zum Thema Partnerschaft ausfüllen oder daß ihnen der Partner bei der Beantwortung "über die Schulter geschaut" hat. Davon sollten wenn, dann insbesondere die Fragen zum Bindungs- und Liebesvermögen sowie zum Liebesleben betroffen sein, also die Bereiche, in denen sich eindeutige Unterschiede zwischen Personen mit und ohne Partnerschaft ergeben haben.

In einigen Instruktionen und Formulierungen werden die Paare zu ihrer aktuellen Partnerschaft befragt, die Singles, bei denen dies schlechterdings nicht möglich ist, nach einer vergangenen bzw., wenn sie noch nie eine feste Partnerschaft hatten, nach einer imaginären. Dieses Vorgehen ist nicht unproblematisch, denn es kann nicht ausgeschlossen werden, daß auf diese Weise ganz unterschiedliche Konstrukte bei Singles und bei Paaren erfaßt werden. Erinnerungsverzerrung auf der einen, Euphemisierung auf der anderen Seite sind nicht unwahrscheinlich.

Es hat sich jedoch in Untersuchungen von Paaren gezeigt, daß es weitgehend unerheblich ist, ob man Auskunft über die aktuelle, eine vergangene oder allgemein Partnerschaften erfragt (persönliches Gespräch Bierhoff). Offensichtlich differenzieren Personen - zumindest bei der Beantwortung von Fragebögen, die nach Einstellungen und Gefühlen in Bezug auf eine Partnerschaft fragen -, nicht so genau. Ihre aktuelle Partnerschaft "überschattet" vergangene Beziehungen oder die erfragten Konstrukte der partnerschaftsbezogenen Einstellungen und Gefühle bilden tatsächlich tieferliegende, übergreifende und allgemeinere Phänomene ab.

Ziel der Untersuchung ist es ja gerade, diesbezügliche Unterschiede zwischen denen, die in einer festen Partnerschaft sind und denen, die dies zur Zeit nicht sind, aufzudecken. Die Frage, inwiefern gefundene Unterschiede auf eine generelle, grundlegende Andersartigkeit der Singles verweisen, oder nur auf ihre augenblickliche Verschiedenheit, eben als Reflexion ihrer momentanen Partnerlosigkeit, berührt auch die theoretische Frage der angenommenen Stabilität des jeweiligen Konstruktes. Das bedeutet z. B. im Fall der Liebes- und Bindungsstile die Frage zu stellen, inwieweit sind sie stabil und werden sie von einer aktuellen spezifischen Partnerschaft oder, was in diesem Fall besonders interessiert, von der Tatsache einer festen Partnerschaft überhaupt bzw. dem Single-Sein beeinflusst.

Angemerkt sei noch, daß es immer Einflüsse irgendwelcher Art gibt - also auch immer Erinnerungsverzerrungen oder Euphemisierungen wirken können, die die Messung des Konstrukts "verzerren". Dies berührt die ganz grundsätzliche Frage, ob das testtheoretische Verständnis von Konstrukten und ihrer Messung generell und dem spezifischen Thema überhaupt angemessen ist. Liegt jedes der Konstrukte grundsätzlich im menschliche Potential, hat also jeder einen "wahren" Wert, der je nach Situation usw. mehr oder weniger verzerrt, ist dieser wahre Wert bei den Singles mehr oder weniger verzerrt als bei den Paaren oder werden, oder sind einige wahre Werte erst in einer bestimmten Situation, z. B. wenn jemand eine feste Beziehung eingeht zugänglich bzw. werden dann erst "aktiviert"? Bei der Beantwortung eines Fragebogens kann auch die Kommunikation als Symbol, als Ausdruck eines Codes (Luhmann, 1994) oder der zwischenmenschlichen, kulturell geformten Übereinkunft, etwas in bestimmten Worten auszudrücken - oder bestimmte Worte auszusprechen um ein "Etwas" zu kreieren - einen Einfluß haben. Das würde bedeuten, einige Konstrukte würden durch die Frage danach erst ihre Form erhalten, wenn nicht gar erst erschaffen. So stellt sich die Frage, wie der Single in der "realen Welt" existiert. Dazu ist eine empirische Untersuchung der Verhältnisse hilfreich. Gleichzeitig ist natürlich auch die reale Welt nicht frei von Konstruktion.⁴⁸

⁴⁸ Ich glaube, daß das, was "wirklich" ist, eine Mischung ist, von dem, was Menschen sind, weil sie sind wie sie sind und dem, was Menschen möchten, wie sie sind. Hier wird auch das Problem jeglicher Meinungs- oder Einstellungsforschung offenkundig. Haben Menschen eigentlich überhaupt eine (eigene) Meinung? Wird ihnen in der Meinungs- und Einstellungsforschung die Möglichkeit der differenzierten und komplexen Äußerung gegeben oder Wahlmöglichkeiten zum "Nachplappern"? Man, sagt, was man weiß, was man so gemeinhin sagt, wenn man nach seiner Meinung gefragt wird. Der Verdacht eines "genormten Meinungsverhalten" kommt auf.

6.7 Fazit und Implikationen

Diese Arbeit hat versucht, die Singles, die in der öffentlichen Debatte der wissenschaftlichen Untersuchung weit vorausgeeilt sind, näher zu beleuchten und zu prüfen, ob bzw. inwieweit sie sich überhaupt von anderen unterscheiden. Die untersuchten Merkmale sind dabei ein Ausschnitt aus vielen denkbaren, bilden dabei aber ein recht breites Spektrum von Merkmalen ab, die in der Beziehungs- und Geschlechterforschung diskutiert werden. Damit ist auch ein erster Schritt getan, die postulierte Individualisierung und Pluralisierung auf der individuellen Ebene zu überprüfen. Herausgekommen ist, daß sich Singles vor allem in solchen Merkmalen unterscheiden, die unmittelbar auf den Beziehungsstatus bezogen sind, weniger in eher globaler Haltungen. Hervorgehoben werden muß, daß der hier angestellt Vergleich eindeutig eine Moment-Aufnahme ist, also eine Zustandsbeschreibung von Personen in unterschiedlichen Lebensformen, definiert vorrangig nach ihrem Beziehungsstatus. Warum Singles derzeit single sind, ob bestimmte Personen eher Single werden, oder umgekehrt das Single-Sein sie anders hat werden lassen, bzw. zur Zeit anders sein läßt, bleibt offen. Daher sollte diesem ersten Schritt eine Langzeituntersuchung über verschiedene Lebensphasen hinweg folgen. Gerade der Sprung vom Single zum Paar und umgekehrt vom Paar zum Single verspricht interessante Implikationen - für das Verständnis von Lebensformen, für die Bewertung eines übergreifenden Trends zur Individualisierung oder Pluralisierung sowie für die verbreiteten Konstrukte der Beziehungsforschung. Konstrukte, die unter stabilen Verhältnissen entstanden sind, müssen unter geänderten Umständen neu betrachtet werden. Sind sie unter flexibleren Bedingungen ebenfalls flexibler? Die schon von John Bowlby im Bindungskonzept integrierte Dynamik sollte zukünftig auch bei anderen Konstrukten einen größeren Stellenwert erhalten. Neue Perspektiven auch für die Ursachenforschung der untersuchten Konstrukte können sich dabei eröffnen. Wie stabil ist der Mensch überhaupt? Wurde er etwa von seinen stabilen Lebensumständen stabil gehalten und ist es gar nicht aus sich heraus? Gerade die Untersuchung von Merkmalen, die nicht nur generell die Persönlichkeit beleuchten, sondern vor allem die "psychische Individualisierung" betonen, wie das Konstrukt vom Idiozentrismus vs. Allozentrismus (Triandis, et al. 1995) sowie Fragen der Identität beleuchten, erscheinen vielversprechend zu sein.

Generell sollte der Lebensform als Lebensphase in Zukunft eine größere Beachtung geschenkt werden - also auch der Single nicht allein als Modethema einer exotischen, vielleicht allein Medien wie TV-Shows und Frauenzeitschriften betrachtet werden. Auch wenn der verkündeten dramatische Zunahme von Individualisierung und Pluralisierung so nicht

uneingeschränkt zugestimmt werden kann, so scheint eine zunehmende Pluralisierung des individuellen Lebenslaufs wahrscheinlich - immer mehr Menschen durchwandern immer mehr Lebensphasen (dazu Burkart, 1997; Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998) - also auch Phasen als Single.

Der "große Wurf" der Individualisierungsthese, der eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung beschreibt, die bis auf die individuelle Ebene zurückwirken und dort bemerkbar sein soll, scheint sich eher in ein vielfältiges Mosaik zu zersplittern. Dies gilt im doppelten Sinne: Auf der individuellen Ebene werden vielfältige Lebensformen in aufeinanderfolgenden Lebensphasen gelebt und die diagnostizierte Individualisierung selbst kann - wenn überhaupt -, nur in einzelnen, ganz spezifischen Merkmalen nachvollzogen werden, bei denen sich zunächst jedoch noch kein kohärentes Muster abzuzeichnen scheint.

7 Zusammenfassung

Auf der Suche nach einer neuen Lebensform ist der Single als Vorreiter oder Aushängeschild einer zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft näher untersucht worden. Welche Personen leben im mittleren Erwachsenenalter, also der klassischen Familienphase, ohne festen Partner? Sind sie wirklich individualisierter als andere in anderen Lebensformen? Um dies zu überprüfen wurden in der vorliegenden Arbeit Singles mit Nicht-Singles verglichen. Zum Vergleich wurde eine breite Palette unterschiedlicher Merkmale aus den Bereichen Bindungs- und Liebesvermögen, Einstellungen und Werthaltung sowie Partnerwahl- und Sexualverhalten ausgewählt. Die untersuchten Merkmale haben sich in der sozialpsychologischen Beziehungs- und Geschlechterforschung als relevante Merkmale herauskristallisiert. Neben dem Beziehungsstatus mit oder ohne festem Partner wurden auch das Geschlecht und das Alter beim Vergleich von Singles und Paarpersonen mitberücksichtigt. Überlegungen zur differierenden Konventionalität von Lebensformen und der vorgeschlagenen Kategorisierung von Singles u. a. nach ihrer Freiwilligkeit folgend, wurden zudem in einem zweiten Schritt freiwillige und unfreiwillige, unverheiratete und verheiratete Paare auf einer Linie miteinander verglichen.

Es wurde insgesamt 167 Personen mit und ohne festem Partner zwischen 21 und 49 Jahren im Großraum Ruhrgebiet mit Hilfe eines Fragebogens untersucht. Verwendet wurden bereits bewährte und überprüfte Skalen, die gleichzeitig wegen der diagnostizierten Dynamik des Themas jedoch auch möglichst aktuell sein sollten. Daher wurden einige bisher erst im amerikanischen Original vorliegende Skalen in eigener Übersetzung verwendet und in zwei Voruntersuchungen auf ihre teststatistische Güte hin überprüft, die sich mit wenigen Ausnahmen als so gut erwiesen, daß in der Hauptuntersuchung aus Gründen des Fragebogenumfangs einige Kurzskalen verwendet werden konnten.

Offenbar wird im varianzanalytischen Vergleich, daß vor allem in Merkmalen des Bindungs- und Liebesvermögens, wie den Dimensionen des Bindungsstils (Bindungsangst und -vermeidung) und der Tendenz, bei Beziehungskonflikten mit dem Verlassen (Exit) der Beziehung zu reagieren, Unterschiede in Abhängigkeit vom Beziehungsstatus bestehen. Zudem sind Singles trotz durchaus vorhandenem Kinderwunsch weniger traditionell familienorientiert, d. h. sie weisen der Ehe und Elternschaft in ihrem persönlichen Lebensplan einen geringeren Stellenwert zu, allerdings nicht unbedingt zugunsten des Berufs. Die geschlechtsstereotypen Persönlichkeitseigenschaften sind bei ihnen anders als bei den

Paarpersonen eher untypisch verteilt - weibliche Singles sind recht androgyn, männliche Singles vor allem wenig maskulin. Deutlich wird generell bei den Merkmalen von Einstellung und Werthaltung wie der Geschlechtsrollen- und Sozialen Dominanz Orientierung, daß weniger der Beziehungsstatus als vielmehr das Geschlecht der Befragten ausschlaggebend ist - Männer sind insgesamt konservativer eingestellt als Frauen. Anders als erwartet unterscheiden sich Singles und Paare nicht in ihrem Partnerwahlverhalten wie im globalen Anspruch oder inhaltlichen Qualitäten, die sie bei einem potentiellen Partner wünschen; sie finden sich auch nicht weniger attraktiv; hier sind vor allem die Frauen anspruchsvoller, legen insbesondere Wert auf Ehepartner-Qualitäten und fühlen sich attraktiver. Allerdings verhalten sich Singles sexuell weniger restriktiv als Paarpersonen, wobei Männer grundsätzlich freizügiger eingestellt sind. Alles in allem fühlen sie sich jedoch mit ihrer derzeitigen Lebensform weniger wohl - sind weniger glücklich und einsamer - als diejenigen mit einer festen Paarbeziehung.

Generell erscheint jedoch die einfache Unterscheidung nach dem Beziehungsstatus zu kurz gegriffen - es zeichnet sich ein komplexes Muster von Parallelen und Divergenzen zwischen den vier Subgruppen ab, in denen sich wenn, dann die Lebensformen am ehesten wohl entlang ihrer Konventionalität unterscheiden, sich also freiwillige und unverheiratete Paare sowie unfreiwillige Singles und verheiratete Paare ähneln. Der Einfluß des Alters ist weniger gravierend. Zusammengefaßt unterstützen die Ergebnisse das Verständnis vom Single-Dasein als Lebensphase, nicht als dauerhaft angestrebte Lebensform (wobei dies neben Konsequenzen für die Individualisierungsthese im übrigen auch Implikationen für die theoretische Stabilität der Konstrukte der Beziehungsforschung beinhaltet). Singles sind weniger zufrieden mit ihrem Leben und streben durchaus auf kürzere oder längere Sicht wieder eine Partnerschaft an. Das Bild einer atomisierten Gesellschaft von Einzelwesen läßt sich keines Falls bestätigen, deutlich aber das einer dyadischen Paargesellschaft mit erwünschten Kindern. In Zukunft sollte der Dynamik von Lebensformen über verschiedene Lebensphasen und der von beziehungsbezogenen Konstrukten mehr Beachtung geschenkt werden, wobei insbesondere der Beziehungsstatus stärker in das Blickfeld rücken sollte.

8 Literatur

- Acitelli, L.K., Roger, S. & Knee, C. R. (1999). The role of identity in the link between relationship thinking and relationship satisfaction. *Journal of Social and Personal Relationships*, 16, 591-618.
- Ahrens, H. & Läuter, J. (1974). *Mehrdimensionale Varianzanalyse*. Berlin: Akademie.
- Ainsworth, M.D.S., Blehar, M.S., Waters, S. & Wall, S. (1978). *Patterns of attachment: A psychological study of the strange situation*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Ajzen, I. & Madden, T. J. (1986). Prediction of goal-directed behavior: attitudes, intentions and perceived behavioral control. *Journal of Experimental Social Psychology*, 22, 453-474.
- Amatea, E. S., Cross, E. G., Clark, J. E. & Bobby, D. L. (1986). Assessing the work and family role expectations of career-oriented men and women: The life role salience scales. *Journal of marriage and the Family*, 48, 831-838.
- Ambrosy, B.; Bierhoff, H. W. & Schmohr, M. (1998). Bindungsstile und Partnerschaften. Zusammenhänge zwischen allgemeinen und partnerbezogenen Bindungsstilen. *Institutsbericht Nr. 94/1998*, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Psychologie.
- Ambrosy, Rohmann & Schmohr, (1997). *Liebesstile, Beziehungsstabilität und Trennung*. Vortrag auf der 6. Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie in Konstanz.
- Amelang, M. (1991). Einstellungen zu Liebe und Partnerschaft: Konzepte, Skalen und Korrelate. In: Amelang, M., Ahrens, H. J. & Bierhoff, H. W. (1991), *Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen* (S. 153-196). Göttingen: Hogrefe.
- Archer, J. (1996). Sex differences in social behavior. Are the social role and evolutionary explanations compatible? *American Psychologist*, 51, 909-917.
- Ashmore, R. D. (1990). Sex, gender, and the individual: In: L. A. Pervin (Hrsg.), *Handbook of personality: Theory and research* (S. 486-526). New York: Guilford.
- Auhagen, A. E. (1999). Der freie Wille - ein neuer Weg für die Sozialwissenschaften. *Ethik und Sozialwissenschaften. Steitforum für Erziehungskultur*, 2, 271-272.
- Bachmann, R. (1992). *Singles*. Frankfurt a. M.: PeterLang.
- Bakan, D. (1966). *The duality of human existence*. Chicago: Rand Mc Nally.
- Bakersman-Kranenburg, & Van Ijzendoorn, M.H. (1993). A psychometric study of the adult attachment interview: Reliability and discriminant validity. *Developmental Psychology*, 29, 870-879.
- Baldwin, M. W. & Fehr, B. (1995). On the instability of attachment style ratings. *Personal Relationships*, 2, 247-261.
- Baldwin, M. W., Fehr, B., Keedina, E., Seidel, M. & Thomson D. W. (1993). An exploration of the rational schemata underlying attachment styles: Self-report and lexical decision approaches. *Personal and Social Psychology Bulletin*, 19, 746-754.
- Baldwin, M. W., Keelan, J. P. R., Fehr, B., Enns, V. & Koh-Rangarajoo, E. (1996). Social-cognitive conceptualization of attachment working models: Availability and accessibility effect. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71, 94-109.
- Banai, E., Weller, A. & Mikulincer, M. (1998). Inter-judge agreement in evaluation of adult attachment style: The impact of acquaintanceship. *British Journal of Social Psychology*, 37, 95-109.
- Banse, R. (1998). Bindungsspezifische Verhaltensmuster von Ehepaaren. Poster präsentiert auf dem 41. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Dresden 1998.
- Bartholomew, K. & Horowitz, L. (1991). Attachment styles in young adults: A test of a four - category model. *Journal of Personality and Social Psychology*, 61, 226-244.
- Baumeister, R.F. & Leary, M.R. (1995). The need to belong: Desire for interpersonal attachments as a fundamental human motivation. *Psychological Bulletin*, 117, 497-529.

- Bayer, H. & Bauerreiß, R. (1995). Alleinstehend und Alleinleben: Die "Singles" in der amtlichen Statistik. In H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 35-60). Opladen: Leske + Budrich.
- Beck, U. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck-Gernsheim, E. (1994). Auf dem Weg in die postfamiliäre Familie - Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. In: U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (S. 115-138). Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Beck, U. & Beck-Gernsheim, E. (1993). Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. *Zeitschrift für Soziologie*, 22, 3, 178-187.
- Bekerian, D. A. & Dennett, J. L. (1992). The truth in content analyses of a child's testimony. In: F. Loesel, D. Bender et al. (Hrsg.), *Psychology and law. International perspectives* (S. 335-344). Berlin: Walter de Gruyter.
- Bellah, R. N., Madsen, R., Sullivan, W. M., Swidler, A & Tipton, S. M. (1985). *Habits of the heart: Individualism and commitment in American life*. Berkeley: University of California Press.,
- Bem, S. L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155-162.
- Berscheid, E. & Walster, E. (1974). A little bit about love. In: T. L. Huston (Hrsg.), *Foundations of interpersonal attraction* (S. 355-381). New York: Academic Press.
- Bertram, H. (1994). Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie. Aus *Politik und Zeitgeschichte - Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament"*, 29-30, S. 13-35.
- Bertram, H. (1995). Individuen in einer individualisierten Gesellschaft. In: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 9-44). Opladen: Leske+Budrich.
- Bertram, H. (1995b). Die Sicherheit privater Beziehungen. In: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 91-123). Opladen: Leske+Budrich.
- Bertram, H. (1995c). Regionale Vielfalt und Lebensformen. In: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 157-195). Opladen: Leske+Budrich.
- Bertram, H. (1995d). Moralische Verpflichtungen und Werte. In: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 196-222). Opladen: Leske+Budrich.
- Bertram, H. (1997). Die Familie: Solidarität oder Individualität? In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 370-381). Opladen: Leske+Budrich.
- Bien, W. et al. (1996). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen. *DJI Familien-Survey 6*. Opladen: Leske+Budrich.
- Bien, W. & Bayer, H. (1996). Zur Veränderung familienrelevanter Kennziffern im 20. Jahrhundert. In: W. Bien (Hrsg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familialer Lebensformen* (S. 13-22). *DJI Familien-Survey 6*. Opladen: Leske+Budrich.
- Bien, W. & Bender, D. (1995). Was sind Singles? ein alltagstheoretischer Zugang zu Problematik. In: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 61-89). Opladen: Leske+Budrich.
- Bierhoff, H. W. (1998). *Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch*. 4. Aufl. Stuttgart: Kohlhammer.
- Bierhoff, H. W., Fink, A. & Montag (E. (1988). Vertrauen, Liebe und Zufriedenheit in partnerschaftlichen Beziehungen. In W. Schönplüg (Hrsg.), *Bericht über den 36. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Berlin 1988* (Vol. 1, S. 409-410). Göttingen: Hogrefe.
- Bierhof, H. W. & Grau, I. (1997). Dimensionen enger Beziehungen: Entwicklung von globalen Skalen zur Einschätzung von Beziehungseinstellungen. *Diagnostica*, 43, 210-229.
- Bierhoff, H. W. & Grau, I. (1998). *Romantische Beziehungen*. Bern: Huber.

- Bierhoff, H. W., Grau, I. & Ludwig, A. (1993). Marburger Einstellungsinventar für Liebestile. Göttingen: Hogrefe.
- Bierhoff, H. W. & Küpper, B. (1999). Das "Wie" und "Warum" von Solidarität: Bedingungen und Ursachen der Bereitschaft zum Engagement für andere. *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur*, 2, 181-255.
- Bierhoff, H. W., Schwennen, C. & Pietsch, G. (1998). Liebestile in Ost- und West. *Gruppendynamik*, 29, 393-402.
- Bierhoff-Alfermann, D. (1989). *Androgynie. Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechterrollen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Blatt, S.J. & Blass, R.B. (1996). Relatedness and self-definition: A dialectical model of personality development. In G. G. Noam & K.W. Fischer (Hrsg.), *Development and vulnerability in relationships* (S. 309-338). Mahwah, NJ: Erlbaum.
- Borkenau, P. & Ostendorf, F. (1993). NEO-Fünf-Faktoren Inventar (NEO-FFI). Göttingen: Hogrefe.
- Borkenau, P. (1993). Reicher mann und schöne Frau? Zwei Studien zu Geschlechtsunterschieden in der Partnerpräferenz. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 289-297.
- Borscheide, P. (1994). Von Jungfern, Hagestolzen und Singles. Die historische Entwicklung des Alleinlebens. In Gräbe, S. (Hrsg.), *Lebensform Einpersonenhaushalt. Herausforderungen an Wirtschaft, Gesellschaft und Politik* (S. 23-54). Frankfurt.
- Bortz, J. (1985). *Statistik*. 2. Aufl. Berlin: Springer.
- Bortz, J., Lienert, G. A. & Boehnke, K. (1990). *Verteilungsfreie Methoden in der Biostatistik*. Berlin: Springer.
- Bothmann, M. (1999). Dissertation an der Ruhr-Universität Bochum
- Bowlby, J. (1969/1975). *Bindung*. Frankfurt: Fischer.
- Bowlby, J. (1973/1976). *Trennung*. Frankfurt: Fischer.
- Bowlby, J. (1980/1983). *Verlust, Trauer und Depression*. Frankfurt: Fischer.
- Bowlby, J. (1995). *Bindung: Historisch Wurzeln, theoretische Konzepte und klinische Relevanz*. In G. Spangler & P. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S. 17-26). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Brandstätter, H. (1983). *Sozialpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Brehm, J. (1976). Responses to loss of freedom: A theory of psychological reactance. In J.W. Thibaut, J.T. Spence & R.C. Carson (Hrsg.), *Contemporary topics in social psychology* (S. 53-78). Morristown, NJ: General Learning Press.
- Brennan & Shaver (1998). Attachment styles and personality disorders: Their connections to each other and to parental divorce, parental death, and perceptions of parental caregiving. *Journal of Personality*, 835-878.
- Bresc, H. (1997). Stadt und Land in Europa zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert. In: A. Burguière et al. (Hrsg.), *Geschichte der Familie, Bd. 2 Mittelalter* (S. 159-206). Frankfurt: Campus-Verlag.
- Bretherton, I. (1985). Attachment theory: Reinspect and prospect. In I. Bretherton & E. Waters (Hrsg.), *Growing points in attachment theory and research. Monographs of the Society for Research in Child Development*, 50, 3-35.
- Brogan, D. & Kuttner, N. G. (1976). Measuring sex-role orientations: A normative approach. *Journal of Marriage and The Family*, 38, 31-40.
- Brunswik, E. (1956). *Perception and the representative design of psychological experiments*. Berkeley: University of California Press.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1999). *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Bonn.
- Burguière, A. et al. (1997). *Geschichte der Familie, Bd. 3 Neuzeit*. Frankfurt: Campus-Verlag.
- Burkart, G. (1993a). Individualisierung und Elternschaft - Das Beispiel USA. *Zeitschrift für Soziologie*, 22, 3, 159-177.

- Burkart, G. (1993b). Eine Gesellschaft von nicht-autonomen biographischen Bastlerinnen und Bastlern? - Antwort auf Beck/Beck-Gernsheim. *Zeitschrift für Soziologie*, 22, 3, 188-191.
- Burkart, G. (1995). Individualisierung und Familie in den USA. In: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 399-428). Opladen: Leske+Budrich.
- Burkart, G. (1997). *Lebensphasen - Liebesphasen: Vom Paar zu Ehe, zum Single und zurück?* Opladen: Leske+Budrich.
- Burke, R. J. (1994). Career and life values and expectations of university business students. *Psychological Reports*, 75, 147-160.
- Buss, D. M. (1988). The evolution of human intrasexual competition: Tactics of mate attraction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 54, 616-628.
- Buss, D. M. (1989). Sex differences in human mate preferences: Evolutionary hypotheses tested in 37 cultures. *Behavioral and Brain Sciences*, 12, 1-49.
- Buss, D. M. & Barnes, M. (1986). Preferences in human mate selection. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50, 559-570.
- Buss, D. M. & Schmitt, D. P. (1993). Sexual Strategies Theory: An evolutionary perspective on human mating. *Psychological Review*, 100, 204-232.
- Buunk, B. P. (1998). Affiliation, zwischenmenschliche Anziehung und engen Beziehungen. In: W. Stroebe, M. Hewstone & G. M. Stephenson (Hrsg.), *Sozialpsychologie. Eine Einführung* (S. 363-393). Berlin: Springer.
- Byrne, D. (1961). Interpersonal attraction and attitude similarity. *Journal of Abnormal and Social Psychology*, 62, 713-715.
- Campbell, K. M. & Campbell, D. J. (1995). Psychometric properties of the Life Role Salience Scales: Some construct validation evidence from a sample of nonprofessional woman. *Educational and Psychological Measurement*, 55, 317-328.
- Carver, C. S. (1997). Adult attachment and personality: Converging evidence and a new measure. *Personal and Social Psychology Bulletin*, 23, 865-883.
- Caspari, E. (1972). Sexual selection in human evolution. In B. Campbell (Hrsg.), *Sexual selection and the descent of man: 1971-1971* (S. 136-179), Chicago: Aldine.
- Cassell's Dictionary (1978). Englisch-Deutsch. London: Cassell.
- Cherlin, A. J. (1992). *Marriage, Divorce, Remarriage*. Harvard University Press.
- Clutton-Brock, T. H. & Vincent, A. C. J. (1991). Sexual selection and the potential reproduction rates of males and females. *Nature*, 351, 58-60.
- Collins, N. L. (1996). Working models of attachment: Implications for explanation, emotion, and behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 71, 810-832.
- Collins, N.L., & Read, S.J. (1990). Adult attachment, working models, and relationship quality in dating couples. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, 644-663.
- Colmann, J. (1995). *Grundlagen der Sozialtheorie. Band I: Handlungen und Handlungssysteme*. München: Oldenbourg Verlag.
- Cooley, W. W. & Lohnes, P. R. (1971). *Multivariate Data Analysis*. New York: Wiley.
- Costa, P.T. Jr. & McCrae, R. R. (1985). *Revised NEO Personality Inventory (NEO PI-R): Professional manual*. Odessa, FL: Psychological Assessment Resources.
- Coupland, D. (1991). *Generation X*. New York: St. Martin's Press.
- Cranach, v. M. & Ammann, A. (1999). Die Annahme der Willensfreiheit und ihre Konsequenzen für die Sozialwissenschaften. *Ethik und Sozialwissenschaften. Steitforum für Erziehungskultur*, 2, 257-267).
- Creasey, G., Kershaw, K. & Boston, A. (1999). Conflict management with friends and romantic partners: The role of attachment and negative mood regulation expectancies. *Journal of Youth and Adolescence*, 28, 523-543.
- Cunningham, J. D. & Antill, J. H. (1981). Love in developing romantic relationships. In: S. W. Duck & R. Gilmour (Hrsg.), *Personal Relationships 2: Developing Personal Relationships*. London: Academic Press.
- Datenreport 1997. Hrsg. Statistisches Bundesamt. Bundeszentrale für politische Bildung.

- Davila, J., Burge, D. & Hammen C. (1997). Why does attachment style change? *Journal of Personality and Social Psychology*, 73, 826-838.
- Davila, J., Karney, B. R. & Bradbury, T. N. (1999). Attachment change processes in the early years of marriage. *Journal of Personality and Social Psychology*, 76, 783-802.
- Diehl, M., Elnick, A.B., Bourbeau, L.S. & Labouvie-Vief, G. (1998). Adult attachment styles: Their relations to family context and personality. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 1656-1669.
- Dion, K. K. & Dion, K. L. (1985). Personality, gender, and the phenomenology of romantic love. In: P. Shaver, (Hrsg.), *Self, situation, and social behavior. Review of personality and Social Psychology*, 6, 209-239.
- Dion, K. K. & Dion, K. L. (1996). Cultural perspectives on romantic love. *Personal Relationships*, 3, 5-17.
- Dion, K.K. & Dion, K.L. (1993). Individualistic and collectivistic perspectives on gender and the cultural context of love and intimacy. *Journal of Social Issues*, Vol. 49, 3, 53-69.
- Dion, K.L. & Dion, K.K. (1991). Psychological individualism and romantic love. *Journal of Social Behavior and Personality*, 6,1,17-33.
- Duden (1983). Mannheim: Dudenverlag.
- Duden: Das Fremdwörterbuch (1990). Mannheim: Dudenverlag.
- Eckes, T. & Six, B. (1994). Fakten und Fiktionen in der Einstellung-Verhaltens-Forschung: Eine Meta-Analyse. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 253-271.
- Eisler, R. /Loye, D. (1983). The "failure" of liberalism: A reassessment of ideology from a new feminine-masculin perspective. *Political Psychology*, 4, 375-391.
- Elbing, E. (1991). *Einsamkeit*. Göttingen: Hogrefe.
- Fahrenberg, J., Hampel, R. & Selg, H. (1989). *Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI-R)*. Göttingen: Hogrefe.
- Faludi, S. (1995). *Backlash: Die Männer schlagen zurück*. Reinbek bei Hamburg: Rowolt.
- Farmer, H. S. (1983). Career and homemaking plans for high school youth, 30, 40-45.
- Feeney, J. A. & Noller, P. (1990). Attachment style as a predictor of adult romantic relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, 281-291.
- Fehr, B. (1994). Prototype-based assessment of laypeoples views of love. *Personal Relationships*, 1, 309-331.
- Feingold, A. (1990). Gender differences in effects of physical attractiveness on romantic attraction A comparison across five research paradigms. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 981-993.
- Festinger, C. (1957). *A theory of cognitive dissonance*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Festinger, C. (1964). *Conflict, decisions and dissonance*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Fishbein, M. & Ajzen, I. (1975). *Belief, attitude, intention and behavior: An introduction to theory and research*. Reading, MA: Addison-Wesley.
- Fossier, R. (1997). Die Epoche des Feudalismus. In: A. Burguière et al. (Hrsg.), *Geschichte der Familie*, Bd. 2 Mittelalter (S. 125-158). Frankfurt: Campus-Verlag.
- Frable, D. E. S. (1989). Sex typing and gender ideology: Two facets of the individual's gender psychology that go together. *Journal of Personality and Social Psychology*, 56, 1, 95-108.
- Friedrichs, J. (1998a). Einleitung: "Im Flugsand der Individualisierung"? In: J. Friedrichs (Hrsg), *Die Individualisierungs-These* (S. 7-11). Opladen: Leske+Budrich.
- Friedrichs, J. (1998b). Die Individualisierungs-These. Eine Explikation im Rahmen der Rational-Choice-Theorie. In: J. Friedrichs (Hrsg), *Die Individualisierungs-These* (S. 33-47). Opladen: Leske+Budrich.
- Fuller, T. L. & Fincham, F. D. (1995). Attachment styles in married couples: Relation to marital functioning, stability over time, and method of assessment. *Personal Relationships*, 2, 17-34.

- Geissler, B. (1998). Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion der Geschlechterhierarchie im Beruf. In: M. Oechsle & B. Geissler (Hrsg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis* (S.109-129) Opladen: Leske+Budrich.
- Geissler, B. & Oechsle, M. (1994). Lebensplanung als Konstruktion: Biographische Dilemmata und Lebenslauf-Entwürfe junger Frauen. In: U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten* (S. 139-167). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Geißler, R. (1992). *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Gerhard, U. (1988). Die Rechtsstellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Frankreich und Deutschland im Vergleich. In: J. Kocka (Hrsg.), *Bürgertum im 19. Jahrhundert*, Bd. 1 (S439-467). München: dtv.
- Giddens, A. (1992a). *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt: Campus.
- Giddens, A. (1992b). *The transformation of intimacy*. Cambridge: Polity Press.
- Goldberg, C. (1994). Persönliche Freiheit kontra eheliche Partnerschaft, eheliche Partnerschaft kontra Elternschaft? Einstellungen im internationalen Vergleich. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 19, 4-34.
- Grau, I. (1999). Skalen zur Erfassung von Bindungsrepräsentationen in Paarbeziehungen. *Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie*, 20, 142-152.
- Green-Hennessey, S. & Reis, H. T. (1998). Openness in processing social information among attachment types. *Personal Relationship*, 5, 449-466.
- Gross, L. (1944). A belief pattern scale for measuring attitudes toward romanticism. *American Sociological Review*, 9, 463-472.
- Grossman, K. E. et al. (1989). Die Bindungstheorie: Modell und entwicklungspsychologische Forschung. In H. Keller (Hrsg.), *Handbuch für Kleinkindforschung* (S. 31-55). Berlin: Springer.
- Grossmann, K. E. & Grossmann, K. (1991). Attachment quality as an organizer of emotional and behavioral responses in a longitudinal perspective. In C. M. Parkes, J. Stevenson-Hinde & P. Marris (Hrsg.), *Attachment across the life cycle* (S. 93-114). London: Routledge.
- Grötzing, G. (1994). *Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends*. Opladen: Leske + Budrich.
- Guichard, T. & Cuvillier, J.-P. (1997). Europa in der Zeit der Völkerwanderungen. In: A. Burguière et al. (Hrsg.), *Geschichte der Familie*, Bd. 2 Mittelalter (S. 13-88). Frankfurt: Campus-Verlag.
- Haining, R. (1990). *Spatial data analysis in the social and environmental sciences*. Cambridge: University Press.
- Hair, J. F., Anderson, R. E., Tatham, R. L. & Black, W. C. (1995). *Multivariate data analysis*. 4th. edition. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Harman, H. (1967). *Modern factor analysis*. Chicago: University Press.
- Harris, M.M. (1989). *Menschen. Wie wir wurden, was wir sind*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hassebrauck, M. (1983). Die Beurteilung der physischen Attraktivität: Konsens unter Urteilern? *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 14, 152-161.
- Hassebrauck, M. (1990). Wer sucht wen? Eine inhaltsanalytische Untersuchung von Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 21, 101-112.
- Hassebrauck, M. *Dimensions of relationship quality*. (unveröffentlichtes Manuskript).
- Hatfield, E. & Rapson, D. (1996). *Love and Sex. Cross-cultural perspectives*. Boston: Allyn and Bacon.
- Hatfield, E. & Rapson, D. (1999). Vortrag auf der 7. Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie in Kassel, Juni 1999.
- Hatfield, E. & Sprecher, S. (1996). Men's and women's mate preferences in the United States, Russia, and Japan. *Journal of CrossCultural Psychology*.

- Hazan, C. & Shaver, P. (1987). Romantic love conceptualized as an attachment process. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 511-524.
- Hazan, C. & Shaver, P. (1987). Romantic love conceptualized as an attachment process. *Journal of Personality and Social Psychology*, 52, 511-524.
- Hejj, A. (1997). Jung, ledig sucht? Die Welt der Singles. *Zeitschrift für Familienforschung*, 9, 26-47.
- Hendrick, C & Hendrick, S. S. (1986). A theory and method of love. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50, 392-402.
- Hendrick, C. & Hendrick, S. S. (1989). Research on Love: Does it measure up? *Journal of Personality and Social Psychology*, 56, 784-794.
- Hendrick, C, Hendrick, S. S. & Dicke, A. (1998). The love attitudes scale: Short form. *Journal of Social and Personal Relationships*, 15, 147-159.
- Hendrick, S., Hendrick, C., Slapion-Foote, M. J. & Foote, F. H. (1985). Gender differences in sexual attitudes. *Journal of Personality and Social Psychology*, 48, 1630-1642.
- Hill, R. (1945). Campus values in mate selection. *Journal of Home Economist*, 37, 554-558.
- Hobart, C. W. (1958). The incidence of romanticism during courtship. *Social Forces*. 36, 362-367.
- Hofstede, G. (1994). *Cultures and organizations. Intercultural cooperation and its importance for survival*. London: Harper Collins Publishers.
- Höpflinger, F. (1997). Entwicklung der Elternschaft in europäischen Ländern. In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 168-186). Opladen: Leske+Budrich.
- Hradil, S. (1990). Postmoderne Sozialstruktur? In: P. A. Berger & S. Hradil (Hrsg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile*. Göttingen: Schwartz.
- Hradil, S. (1995). Die "Single-Gesellschaft". *Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes*, Bd. 17. München: Beck.
- Huinink, J. (1989). Das zweite Kind. Sind wir auf dem Weg in die Ein-Kind-Familie? *Zeitschrift für Soziologie*, 18, 192-207.
- Huinink, J. (1995). Warum noch Familie? Zur Attraktivität von Partnerschaft und Elternschaft in unserer Gesellschaft. Frankfurt.
- Huinink, J. & Wagner, M. (1998). Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen. In: J. Friedrichs (Hrsg.), *Die Individualisierungs-These* (S. 85-106). Opladen: Leske+Budrich.
- Huston, T. L. & Geis, G. (1993). In what was do gender-related attributes and belief affect marriage? *Journal of Social Issues*, 49, 87-106.
- Ickes, W. (1993). Traditional gender roles: Do they make, and then break, our relationships? *Journal of Social Issues*, 49, 71-85.
- Ijzendoorn, M. H. & Kroonenberg, P.M. (1988). Cross-cultural patterns of attachment: A meta-analyse of the strange situation. *Child Development*, 59, 147-156.
- Imhof, A.E. (1981). *Die gewonnen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben*. München.
- Imhof, A.E. (1994). Von der schlechten alten Zwangsgemeinschaft zum guten neuen Single? Ein Statement in sieben Punkten. In: G. Grötzinger (Hrsg.), *Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends* (S. 17-24). Opladen: Leske+Budrich.
- Inglehart, R. (1971). The silent revolution in Europe. *American Political Science Review*, 65, 99-107.
- Irvine, S. H. & Carroll, W. K. (1980). Testing and assessment across cultures. In H. C. Triandis & J. W. Berry (Hrsg.), *Handbook of cross-cultural psychology. Vol. II, Methodology*. Boston: Allyn and Bacon.
- Jaeggi, E. (1992). *Ich Sag' mir selber Guten Morgen. Singles - eine moderne Lebensform*. München.

- Jagodzinski, W. & Klein, M. (1998). Individualisierungskonzepte aus individualistischer Perspektive. Ein erster Versuch, in das Dicksicht der Individualisierungskonzepte einzudringen. In: J. Friedrichs (Hrsg.), Die Individualisierungs-These (S. 13-31). Opladen: Leske+Budrich.
- Kelley, H. H. (1983). Love and commitment. In: H. H. Kelley et al. (Hrsg.), *Cose relationships* (S. 265-314). New York: Freeman.
- Kendrick, D. T., Groth, G. E., Trost, M. R. & Sadalla, E. K. (1993). Integrating evolutionary and social exchange perspectives on relationships: Effects of gender, self-appraisal, and involvement level on mate selection criteria. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 951-969.
- Kephart, W. M. (1976). Some correlates of romantic love. *Journal of Marriage and the Maily*, 28, 470-474.
- Kirkpatrick, L. A. & Davis, K. E. (1994). Attachment style, gender, and relationships stability: A longitudinal analysis. *Journal of Personality and Social Psychology*, 66, 502-512.
- Klages, H. (1992). Die gegenwärtige Situation der Wert- und Wertwandelforschung - Probleme und Perspektiven. In: H. Klages, H.-J. Hippler & W. Herbert (Hrsg.), *Werte und Wandel* (S. 5-39). New York: Campus.
- Klein, R. (1991). Modelle der Partnerwahl. In: M. Amelang, H.-J. Ahrens & H. W. Bierhoff (Hrsg.), *Partnerwahl und Partnerschaft. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen* (S. 31-69). Göttingen. Hogrefe.
- Klein, R. & Bierhoff, H. W. (1991). Liebesstile nach Lee in ihrer Beziehung zu den konkreten Rahmenbedingungen der Partnerschaft. *Gruppendynamik*, 22, 189-206.
- Klein, T. (1991). Auswirkung des Wertwandels auf die Familienbildung. In: H. Klages, H.-J. Hippler & W. Herbert (Hrsg.), *Werte und Wandel* (S. 579-594). New York: Campus.
- Klohn, E.C. & Bera, S. (1998). Behavioral and experiential patterns of avoidantly and securely attached women across adulthood: A 31-year longitudinal perspective. *Journal of Personality and Social Psychology*, 74, 211-223.
- Knox, D. H. (1970). Conceptions of love by married college students: *College Student Survey*, 4, 1970, 28-30
- Krampe, G. (1983). Eine Kurzform der Skala zur messung normativer Geschlechtsrollen-Orientierungen. *Zeitschrift für Soziologie*, 12, 152-156.
- Kurdek, L. A. (1993). Predicting marital dissolution: A 5-year prospective longitudinal study of newlywed couples. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 221-242.
- Lamm, H. & Stephan, E. (1986). Zur Messung von Einsamkeit: Entwicklung einer deutschen Fassung des Fragebogens von Russell und Peplau. *Psychologie und Praxis. Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie*, 30, 132-134.
- Lee, J. A. (1976). *The colors of love*. Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.
- Leisering, L. (1998). Sozialstaat und Individualisierung. In: J. Friedrichs (Hrsg.), *Die Individualisierungs-These* (S. 65-78). Opladen: Leske+Budrich.
- Levine, R., Sato, S. Hashimoto, T. & Verma, J. (1995). Love and marriage in 11 cultures. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 26, 554-571.
- Levinger, G. (1994). Figure versus ground. Micro- and macroperspectives on the social psychology of personal relationships. In: R. Erber & R. Gilmour (Hrsg.), *Theoretical frameworks for personal relationships* (S. 1-28). Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum. BO Fm33
- Levy, M. B. & Davis, K. E. (1988). Lovestyles and attachment styles compared: Their relations to each other and to various relationships characteristics. *Journal of Social and Personal Relationships*, 5, 439-471.
- Luckmann, T. (1992). *Theorie des sozialen Handelns*. Berlin: DeGruyter.
- Luhmann, N. (1994). *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: suhrkamp taschenbuch wissenschaft.

- Lüscher, K (1997b). Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In: L. A. Vaskovics (Hrsg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten (50-67). Opladen: Leske+Budrich.
- Lüscher, K. (1997a). Demographische Annäherung an die "Pluralität familiärer Lebensformen". Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 22, 2/3, 269-309.
- Luszyk, D. (1998). Partnerwahl - Befunde gegen die evolutionspsychologische Perspektive. Vortrag auf der 7. Fachtagung Sozialpsychologie in Kassel, Juni 1999.
- Main, M., Kaplan, N. & Cassidy, J. (1985). Security in infancy, childhood, and adulthood: A move to the level of representation. In I. Bretherton & E. Water (Hrsg.), *Growing points of attachment theory and research*. Monographs of the Society for Research in Child Development, 50, 66-104.
- Marbach, J., Bien, W., & Bender, D. (1996). Familiäre Lebensformen im Wandel. Vergleich der Lebensformen in den alten und neuen Bundesländern zwischen 1988 und 1994. In: W. Bien (Hrsg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familiärer Lebensformen*. DJI Familien-Survey 6 (S. 28-37). Opladen: Leske+Budrich.
- Marbach, J. & Meyer, F.J. (1996). Familiäre Lebensformen im Wandel. Wechsel zwischen Lebensformen, Persönlichkeit und Beziehungsnetzen im Westen. In: W. Bien (Hrsg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend. Wandel und Entwicklung familiärer Lebensformen*. DJI Familien-Survey 6 (S. 37-59). Opladen: Leske+Budrich.
- McCutcheon, L. E. (1998). Life Role Salience Scales: Additional evidence for construct validation. *Psychological Reports*, 83, 1307-1314.
- Meier, U. (1994). Die neue Beliebigkeit? Familie der 90er Jahre. *Diskurs*, 2, 6-13.
- Meuser, M. (1998). Gefährdete Sicherheiten und pragmatische Arrangements. Lebenszusammenhänge und Orientierungsmuster junger Männer. In: M. Oechsle & B. Geissler (Hrsg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis* (S.237-255). Opladen: Leske+Budrich.
- Meyer, S. & Schulze, E. (1992). *Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles*. München: Beck
- Meyer, T. (1994). Der Monopolverlust der Familie. Vom Teilsystem Familie zum Teilsystem privater Lebensformen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 23-40.
- Mikula, G. & Leitner, A. (1998). Partnerschaftsbezogene Bindungsstile und Verhaltenserwartungen an Liebespartner, Freunde und Kollegen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 29, 21-223.
- Mitterauer, M. (1989). Entwicklungstrend der Familie in der europäischen Neuzeit. In: R. Nave-Herz & M. Markefka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. I Familienforschung (S. 179-194). Neuwied: Luchterhand.
- Mitterauer, M. (1990). *Historisch-Anthropologische Familienforschung*. Wien: Böhlau.
- Müller, E. (1994). Zu Paaren getrieben - Die neuen Liebesspiele im Fernsehen. In: G. Grötzinger (Hrsg.), *Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends* (S. 149-167). Opladen: Leske+Budrich.
- Munro, B. & Adams, G. R. (1978). Love American style: A test of role structure theory on changes in attitudes toward love. *Human Relations*, 31, 215-228.
- Murray, S. L. & Holmes, J. G. (1997). A leap of faith? Positive illusions in romantic relationships. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 23, 486-604.
- Nave-Herz, R. (1989). Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Nave-Herz & M. Markefka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. I Familienforschung (S. 211-222). Neuwied: Luchterhand.
- Nave-Herz, R. & Krüger, D. (1992). *Ein-Eltern-Familie. Eine empirische Studie zur Lebenssituation und Lebensplanung alleinerziehender Mütter und Väter*. Materialien zur Frauenforschung. Bielefeld: Kleine.

- Nave-Herz, R. (1997). Pluralisierung familialer Lebensformen - ein Konstrukt der Wissenschaft? In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), Familienleitbilder und Familienrealitäten (S. 36-49). Opladen: Leske+Budrich.
- Neyer, F. J. (1999). Die Persönlichkeit junger Erwachsener in verschiedenen Lebensformen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 491-508.
- Niketta, R. (1989). Das eigene Geschlecht mit den Augen des anderen Geschlechts sehen. Gibt es bei Attraktivitätsschätzungen geschlechtsspezifische Unterschiede? Zeitschrift für Sozialpsychologie 103-110.
- Oechsle, M. (1998). Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung junger Frauen. In: M. Oechsle & B. Geissler (Hrsg.), Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis (S.185-200) Opladen: Leske+Budrich.
- Opaschowski, H. W. (1994). Singles: die Hätschelkinder der Konsumgesellschaft. In: G. Grötzinger (Hrsg.), Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends (S. 25-39). Opladen: Leske+Budrich.
- Osmond, M. W. (1987). Radical-critical theories. In: M. B. Sussman & S. K. Steinmetz (Hrsg.), Handbook of marriage and the family (103-124). New York: Plenum Press.
- Oyama, S. (1991). Bodies and minds: Dualism in evolutionary theory. Journal of Social Issues, 47, 27-42.
- Peplau, L. A., Hill, C. T. & Rubin, Z. (1993). Sex role attitudes in dating and marriage: A 15-year follow-up of the Boston Couples Study. Journal of Social Issues, 49, 31-52.
- Pérusse, D. (1993). Cultural and reproductive success in industrial societies: Testing the relationships at the proximate and ultimate levels. Behavioral and Brain Sciences, 16, 267-284.
- Petty, R. E. & Cacioppo, J. T. (1986). Communication and Persuasion: central and peripheral routes to attitude change. New York: Springer-Verlag.
- Peuckert, R. (1996). Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske+Budrich.
- Pleck, J. H., Sonenstein, F. L. & Ku, L. C. (1993). Masculinity Ideology: Its impact on adolescent males' heterosexual relationships. Journal of Social Issues, 49, 11-29.
- Pohl, K. (1994). Singles im Alltag. Sozio-demographische Aspekte der Lebenssituation Alleinstehender. In: G. Grötzinger (Hrsg.), Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends (S. 41-64). Opladen: Leske+Budrich.
- Pratto, F., Sidanius, J., Stallworth, L. M. & Malle, B. F. (1994). Social dominance orientation: A personality variable predicting social and political attitudes. Journal of Personality and Social Psychology, 67, (4), 741-763.
- Rapoport, A. (1991). Ideological commitments in evolutionary theories. Journal of Social Issues, 47, 83-99.
- Regan, P.C., Kocan, E.R. & Whitlock, T. (1998). Ain't love grand! A prototyp analysis of the concept of romantic love. Journal of Social and Personal Relationships, 15, 411-420.
- Rholes, W.S.; Simpson, J.A.; Blakely, B.S.; Lanigan, L. & Allen, E.A. (1997). Adult attachment styles, the desire to have children, and working models of parenthood. Journal of Personality, 65, 357-385.
- Rokeach, M. (1973). The nature of human values. New York: Free Press.
- Rubin, L. B. (1976). Worlds of pain. Life in the working-class family. New York: Basic Books.
- Rubin, Z. (1970). Measurement of romantic love. Journal of Personality and Social Psychology, 16, 265-273.
- Rubin, Z. (1984). Toward a science of relationships. Contemporary Psychology, 29, 856-852.
- Runciman, W. G. (1966). Relative deprivation and social justice. Berkeley, CA: University of California Press.
- Runge, T. E., Frey, D., Gollwitzer, P. M., Helmreich, R. L. & Spence, J. T. (1981). Masculine (instrumental) and feminine (expressive) traits. A comparison between students in the United States and West Germany. Journal of Cross-Cultural Psychology, 12, 142-162.

- Rusbult, C. E. (1983). A longitudinal test of the investment model: The development (and deterioration) of satisfaction and commitment in heterosexual involvement. *Journal of Personality and Social Psychology*, 45, 101-117.
- Rusbult, C. E. (1987). Responses to dissatisfaction in close relationships. The exit-voice-loyalty-neglect model. In: D. Perlman & S. Duck (Hrsg.), *Intimate relationships* (S. 209-237). Newbury Park, CA: Sage.
- Rusbult, C. E., Johnson, D. J. & Morrow, G. D. (1986). Impact of couple patterns of problem solving on distress and nondistress in dating relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50, 744-753.
- Rusbult, C. E., Zembrodt, I. M. & Gunn, L. K. (1982). Exit, voice, loyalty, and neglect: Responses to dissatisfaction in romantic involvement. *Journal of Personality and Social Psychology*, 43, 1230-1242.
- Russell, D., Peplau, L. A. & Cutrona, C. (1980). The revised UCLA Loneliness Scale: Concurrent and discriminant validity evidence. *Journal of Personality and Social Psychology*, 39, 472-480.
- Schäfers, B. (1998). *Sozialstruktur und sozialer Wandel in Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Schlemmer, E. (1994). "Singles" in den neuen Bundesländern und ihre Netzwerke. In: G. Grötzinger (Hrsg.), *Das Single. Gesellschaftliche Folgen eines Trends* (S. 65-91). Opladen: Leske+Budrich.
- Schmid, J. (1997). *Familiendemographie (Einführung)*. In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 151-155). Opladen: Leske+Budrich.
- Schmitt, D. P. & Buss, D. M. (1996). Strategic self-promotion and competition derogation: Sex and context effects on the perceived effectiveness of mate attraction tactics. *Journal of Personality and Social Psychology*, 70, 1185-1204.
- Schmitt, H. & Hofrichter, J. (1991). One or two ideological dimension? On the relationship of new politics - and left-right-orientations in Western Europe. In: H. Klages, H.-J. Hippler & W. Herbert (Hrsg.), *Werte und Wandel* (S. 187-207). New York: Campus.
- Schmohr, M., Küpper, B. & Rohmann, E. (1999). Partnerbezogener Bindungsstil: state oder trait? Poster auf der 7. Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie in Kassel.
- Schneewind, K. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schneider, N., Rosenkranz, D. & Limmer, R. (1998). *Nicht-konventionelle Lebensformen - Entstehung, Entwicklung, Konsequenzen*. Opladen: Leske+Budrich.
- Schofer, B., Bender, H. & Utz, R. (1991). Sind Singles individualisiert? Lebenslage und Lebensstil Alleinlebender. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 17, 4, 461-488.
- Schormann, G. (1986). *Hexenprozesse in Deutschland: Göttingen*
- Schulze, G. (1995). *Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt: Campus.
- Schwartz, S. H. & Bilsky, W. (1987). Toward a psychological structure of human values. *Journal of Personality and Social Psychology*, 53, 550-562.
- Schwartz, S. H. (1992). Universals in the content and structure of values: Theoretical advances and empirical tests in 20 countries. In: M. P. Zanna (Hrsg.), *Advances in Experimental Social Psychology* (Vo. 25, S. 1-65). San Diego, CA: Academic Press.
- Schwartz, S. H. & Bilsky, W. (1990). Toward a theory of the universal content and structure of values: Extensions and cross-cultural replications. *Journal of Personality and Social Psychology*, 58, 878-891.
- Schwarzer, R. & Leppin, A. (1994). Soziale Unterstützung und Wohlbefinden. In: A. Abele & P. Becker (Hrsg.), *Wohlbefinden* (S. 175-189). Weinheim: Juventa.
- Secord, P. F. (1983). Imbalances sex ratios. The social consequences. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 9, 525-543.
- Sekaran, U. (1986). *Dual-career families: Contemporary organizational and counseling Issues*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Seligman, M. E. P. (1975). *Helplessness*. San Francisco: Freeman.

- Shaver, P.R. & Brennan, K.A. (1992). Attachment styles and the "Big Five" personality traits: Their connection with each other and with romantic relationship outcomes. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 536-545.
- Shaver, P.R., Papalia, D., Clark, C.L., Koski, L.R., Tidwell, M.C. & Nalbone, D. (1996). Androgyny and attachment security: Two related models of optimal personality. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 22, 582-597.
- Shostak, A. B. (1987). Singlehood. In: Sussman, M. B. & Steinmetz, S. K. (Hrsg.), *Handbook of Marriage and the Family* (S. 355-367). New York: Plenum Press.
- Sidanius, J., Cling, B.J. & Pratto, F. (1991). Ranking and linking as a function of sex and gender role attitudes. *Journal of Social Issues*, 47, (3), 131-149.
- Sidanius, J., Pratto, F. & Bobo, L. (1994). Social dominance orientation and the political psychology of gender: A case of invariance? *Journal of Personality and Social Psychology*, 67, 998-1011.
- Sieverding, M. & Alfermann, D. (1992). Instrumentelles (maskulines) und expressives (femini-nes) Selbstkonzept: ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 6-15.
- Simpson, J. A. (1990). Influence of attachment styles on romantic relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 971-980.
- Simpson, J. A., Campbell, B. & Berscheid, E. (1986). The association between romantic love and marriage: Kephart (1967) twice revisited. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 12, 363-372.
- Simpson, J. A. & Gangestad, S. W. (1991). Individual differences in sociosexuality: Evidence for convergent and discriminant validity. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60, 870-883.
- Simpson, J. A. & Gangestad, S. W. (1992). Sociosexuality and romantic partner choice. *Journal of Personality*, 60, 31-51.
- Simpson, J. A., Gangestad, S. W. & Biek, M. (1993). *Journal of Experimental Social Psychology*, 29, 434-461.
- Simpson, J. A., Gangestad, S. W. & Lerma, M. (1990). Perception of physical attractiveness: Mechanisms involved in the maintenance of romantic relationships. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 1192-1201.
- Snyder, M., Simpson, J. A. & Gangestad, S. (1986). Personality and sexual relations. *Journal of Personality and Social Psychology*, 51, 181-190.
- Spangler, G. & Grossmann, K. (1995). Zwanzig Jahre Bindungsforschung in Bielefeld und Regensburg. In G. Spangler & P. Zimmermann (Hrsg.), *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung* (S. 335-350). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Spence, J. T. (1993). Gender-related traits and gender ideology: Evidence for a multifactorial theory. *Journal of Personality and Social Psychology*, 64, 624-635.
- Spence, J. T., Helmreich, R. & Stapp, J. (1973). A short version of the attitudes toward woman scale. *Bulletin of the Psychonomic society*, 2, 219-220.
- Spence, J. T., Helmreich, R. & Stapp, J. (1974). The Personal Attributes Questionnaire: A measure of sex-role stereotypes and masculinity and femininity. *JSAS: Catalog of Selected Documents in Psychology*, 4, 43-44.
- Spiegel, E. (1983). Neue Haushaltstypen - Alternativen zu Ehe und Familie? In M. Baethge & W. Eßbach (Hrsg.), *Soziologie: Entdeckungen im Alltäglichen*. Frankfurt.
- Spieß, E. & Nerdinger, F. W. (1991). Die Vorhersage generativen Verhaltens durch Werte - Ergebnisse einer Langzeitstudie. In: H. Klages, H.-J. Hippler & W. Herbert (Hrsg.), *Werte und Wandel* (S. 567-578). New York: Campus.
- Sprecher, S. & Metts, S. (1989). Development of the 'romantic beliefs scale' and examination of the effects of gender and gender-role orientation. *Journal of Social and Personal Relationships*, 6, 387-411.

- Sprecher, S., Sullivan, Q. & Hatfield, E. (1994). Mate selection preferences: Gender differences examined in a national sample. *Journal of Personality and Social Psychology*, 66, 1074-1080.
- Stephan, E. & Fäth, M. (1989). Zur Validität der deutschen Fassung der UCLA-Einsamkeitsskala. *Diagnostica*, 35, 152-166.
- Sternberg, R. J. (1986). A triangular theory of love. *Psychological Review*, 93, 119-135.
- Stroebe, W. & Stroebe, M. (1994). Partnerschaft, Familie und Wohlbefinden. In: A. Abele & P. Becker (Hrsg.), *Wohlbefinden* (S. 155-174). Weinheim: Juventa.
- Strohmeier, P. (1993). Pluralisierung und Polarisierung der Lebensformen in Deutschland. Aus *Politik und Zeitgeschichte - Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament"* (B17), S. 11-29. (1993, 1995).
- Strohmeier, P. (1997). Strukturierung familialer Entwicklung - ein europäischer Vergleich. In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 289-307). Opladen: Leske+Budrich.
- Tabachnick, B. G. & Fidell, L. S. (1989). *Using multivariate statistics*. New York: Harper Collins Publishers.
- Tölke, A. (1991). Partnerschaft und Eheschließung - Wandlungstendenzen in den letzten fünf Jahrzehnten. In: H. Bertram (Hrsg.), *Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen*. DJI: Familien-Survey 1. Opladen: Leske+Budrich.
- Tölke, A. (1998). Beruflich erfolgreich durch Ehe und Familie? Zum Zusammenhang von Lebensform und Berufskarriere. In: M. Oechsle & B. Geissler (Hrsg.), *Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis* (S.131-150). Opladen: Leske+Budrich.
- Toubert, P. (1997). Die karolingischen Einflüsse. In: A. Burguière et al. (Hrsg.), *Geschichte der Familie*, Bd. 2 Mittelalter (S. 89-124). Frankfurt: Campus-Verlag.
- Triandis, H.C., et al. (1995). Multimethod probes of allocentrism and idiocentrism. *International Journal of Psychology*, 30, 461-480.
- Trost, J. (1989). Nichteheleiche Lebensgemeinschaften. In: R. Nave-Herz & M. Marckfeldt (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. I Familienforschung (S. 363-373). Neuwied: Luchterhand.
- Tucker, J. S. & Anders, S.L. (1999). Attachment style, interpersonal perception accuracy, and relationship satisfaction in dating couples. *Personal and Social Psychology Bulletin*, 25, 403-412.
- Tucker, J. S. & Friedman, H. S. (1993). Sex differences in nonverbal expressiveness: Emotional expression, personality, and impressions. *Journal of Nonverbal Behavior*, 17, 103-118.
- Tyrell, H. (1988). Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In K. Lüscher et al (Hrsg.), *Die "postmoderne" Familie*. Konstanz.
- Van de Vijver, F. J. R. & Leung, K. (1997). Methods and data analysis of comparative research. In: J. W. Berry, Y. H. Poortinga & J. Pandey (Hrsg.), *Handbook of cross-cultural psychology*. Vol. I: Theory and Method (S. 257-300). Needham Heights, MA: Allyn & Bacon.
- Van Ijzendoorn, M. H. & Kroonenberg, P.M. (1988). Cross-cultural patterns of attachment: A meta-analysis of the strange situation. *Child Development*, 59, 147-156.
- VanYperen, N. W. & Buunk, B. P. (1991). Sex-Role attitudes, social comparison and satisfaction with relationships. *Social Psychology Quarterly*, 54, 169-180.
- Vaskovics, L.A. (1996). Veränderte Familien- und Lebensformen: Entscheidungsfeld und Optionen. In: *Ehe und Familie im sozialen Wandel. Familiäre Lebenswelten und Bildungsarbeit. Interdisziplinäre Bestandsaufnahme 1* (S. 35-68). Opladen: Leske+Budrich.
- Vaskovics, L.A. (1997). Wandel und Kontinuität von Familienleitbildern und Familienrealitäten im Spiegel der Familienforschung. In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 20-35). Opladen: Leske+Budrich.
- Wallen, K. (1998). Mate selection: Economics and affection *Behavioral and Brain Sciences*, 12, 37-38.

- Walster, E., Aronson, E., Abrahams, D. & Rottmann, L. (1966). The importance of physical attractiveness in dating behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 508-516.
- Weber, S. & Gaedemann, C. (1980). *Singles. Report über das Alleinleben*. München.
- Willi, J. (1997). The significance of romantic love for marriage. *Family Process*, 36, 171-182.
- Williams, J. E. & Best, D. L. (1983). *Measuring sex stereotypes: A thirty-nation study*. Beverly Hills, CA: Sage.
- Wimmer-Puchinger, B. (1997). Empirische Probleme der Schwangerschafts-Konfliktforschung. In: L.A. Vaskovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 156-167). Opladen: Leske+Budrich.
- Winstead, B.A. & Derlega, V.J. (1993). Gender and close relationships: An introduction. *Journal of Social Issues*, Vol. 49, 3, 1-9.
- Worell, J. (1993). Gender in close relationships: Public policy vs. personal prerogative. *Journal of Social Issues*, 49, 203-218.
- Zammichieli, M. E., Gilroy, F. D. & Sherman, M. F. (1988). Relation between sex-role orientation and marital satisfaction. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 14, 747-754.

Anhang

A: Fragebogen der Hauptuntersuchung (Version Singles)

Anhang A EINSTELLUNGEN UND MEINUNGEN VON SINGLES

- eine Untersuchung der Ruhr-Universität Bochum -

Liebe Teilnehmerin, lieber Teilnehmer!

Wozu dient diese Befragung?

Die Untersuchung der Ruhr-Universität Bochum, an der Sie sich bereit erklärt haben, teilzunehmen, will mehr über das Leben und die Einstellungen von Singles und Paaren herausfinden. Unterscheiden sich Menschen mit und ohne feste Partnerschaft wesentlich voneinander oder sind sie im Grunde genommen einander doch recht ähnlich? Wir stellen deshalb Fragen über Vorstellungen von Beziehungen, möglichen oder derzeit vorhandenen Partnern bzw. Partnerinnen, aber auch zu allgemeinen gesellschaftlichen Themen, wie z. B. dem Verhältnis von Männern und Frauen. Wir wollen wissen, welche Gefühle, Einstellungen und Meinungen die Menschen haben, die sich zur Gruppe der Singles zählen und diejenigen, die derzeit in einer festen Beziehung leben.

Der Fragebogen:

Der Fragebogen beginnt mit einigen Fragen zu Ihrer Person. Manche Fragen mögen Ihnen recht persönlich erscheinen. Es ist jedoch wichtig für uns, uns ein Bild über ihre Person machen zu können. Bitte beantworten Sie deshalb alle Fragen offen und lassen Sie bitte keine der Fragen aus. Selbstverständlich werden die Daten streng vertraulich behandelt und Ihre Angaben bleiben anonym, d.h. Ihre Antworten können nicht mit Ihrem Namen in Verbindung gebracht werden.

Die folgenden Fragen und Feststellungen können mehr oder weniger gut auf Sie zutreffen. Deshalb bietet sich bei den meisten Frage die Möglichkeit, zwischen verschiedenen Abstufungen der Zustimmung zu wählen. Die unterschiedlichen Abstufungen sind jeweils durch Zahlen gekennzeichnet.

Beispiel:

	stimmt				stimmt
	nicht				völlig
Sport zu treiben ist für mich sehr wichtig.	1	2	3	4	5

Was sollen Sie tun?

Nehmen Sie sich bitte Zeit, jede Frage oder Feststellung zunächst sorgfältig zu lesen. Überlegen Sie kurz, inwieweit die Feststellung auf Sie persönlich zutrifft und kreuzen Sie dann die Abstufung an, die Ihrer Einschätzung am ehesten entspricht. Kreuzen Sie immer nur eine der Antwortmöglichkeiten an! Bezogen auf das oben angeführte Beispiel würden Sie, wenn Sie meinen, daß es für Sie sehr wichtig ist, Sport zu treiben, die "5" ankreuzen. Ist Sport für Sie persönlich nicht besonders wichtig, würden Sie die "2" ankreuzen. Ist Sport zu treiben für Sie überhaupt nicht wichtig, würden Sie die "1" ankreuzen.

Achten Sie bitte darauf, wirklich jede Frage zu beantworten, auch wenn Ihnen manchmal eine Antwort schwierig erscheint.

Denken Sie daran: Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten. Uns interessiert Ihre persönliche Einschätzung!

*Dipl.Psych. Beate Küpper - Arbeitseinheit Professor Dr. Hans W. Bierhoff
Fakultät für Psychologie - Sozialpsychologie - Ruhr-Universität Bochum*

Zunächst ein paar Fragen zu Ihrer Person:

Geschlecht: männlich weiblich Ihr Alter ____ Jahre

Sind Sie zur Zeit Single? In einer festen Beziehung? Verheiratet?

Familienstand: ledig

verheiratet

geschieden

verwitwert

Schulbildung: kein Hauptschulabschluß

Hauptschulabschluß

Mittlere Reife / Höhere Handelsschule

Fachabitur

Abitur

abgeschlossenes Studium

Sind Sie zur Zeit berufstätig? ja nein Ihr Beruf _____

momentane Tätigkeit: Vollzeitbeschäftigung als _____

Teilzeitbeschäftigung als _____

Studentin/Student Hausfrau/Hausmann Arbeitslos

Einkommen: unter 1400 DM brutto im Monat

zwischen 1400 DM und 4000 DM brutto im Monat

zwischen 4000 DM und 6000 DM brutto im Monat

über 6000 DM brutto im Monat

Welche Konfession haben Sie? keine evangelisch katholisch sonstige

Als wie religiöse würden Sie sich bezeichnen? gar nicht eher nicht teils-teils eher sehr

Haben Sie Kinder? ja nein Wenn ja, wie alt? _____ Jahre

Möchten Sie später einmal Kinder bzw. weitere Kinder haben? ja nein

Wenn ja, wieviele Kinder möchten Sie insgesamt haben? _____ Kinder

Ich wohne zusammen mit:

1. allein

2. Freunden/Bekanntem

3. meinen Kindern/Geschwistern

4. meinen Eltern/Elternteil

5. meinem Partner/meiner Partnerin

6. sonstigen Personen

Mein Wohnort hat:

unter 5000 Einwohner

5000 bis 20.000 Einwohner

20.000 bis 100.000 Einwohner

über 100.000 Einwohner

Wieviele Freunde und engere Bekannte, mit denen Sie sich regelmäßig treffen, haben Sie? ca: _____

Wie oft pro Woche/Monat treffen Sie sich mit Verwandten, Freunden oder Bekannten?

(fast) nie einmal pro Monat einmal pro Woche mehrmals pro Woche täglich

Wie glücklich sind Sie insgesamt, wenn Sie Ihr derzeitiges Leben betrachten?

sehr unglücklich 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 sehr glücklich

Wie häufig haben Sie sich in den vergangenen beiden Monaten einsam gefühlt?

- 1 €nie einsam
- 2 €selten einsam
- 3 €manchmal einsam
- 4 €oft einsam

Würden Sie sich selbst eher als freiwilligen Single oder unfreiwilligen Single bezeichnen?

- €freiwillig
- €unfreiwillig

Wieviele feste Beziehungen (mind. 6 Monate) hatten Sie bisher? ____ Beziehungen

Wie lange sind Sie schon ohne eine feste Partnerschaft? ____ Jahre ____ Monate

Wenn Sie frei entscheiden könnten, wie lange würden Sie dann noch Single bleiben?

- 1€gar nicht
- 2€nicht mehr lange
- 3€noch eine Weile
- 4€noch ziemlich lange
- 5€für immer

Wenn ich es mir wünschen könnte, würde ich noch ca. ____ Jahre ____ Monate Single sein.

Wie lange glauben Sie, realistisch gesehen, vermutlich noch Single zu sein?

Wahrscheinlich noch ca. ____ Jahre ____ Monate

Wünschen Sie sich manchmal einen Partner/eine Partnerin?

- 1€nie
- 2€selten
- 3€manchmal
- 4€oft
- 5€immer

Sind Sie auf der Suche nach einem Partner/einer Partnerin?

- 1€gar nicht
- 2€kaum
- 3€etwas
- 4€stark
- 5€sehr stark

Wenn Sie auf der Suche nach einem Partner/einer Partnerin sind, was unternehmen Sie, um ihn oder sie zu finden? (hier sind auch mehrere Antworten möglich)

1. €nichts
2. €ich warte ab und bin offen für den Zufall
3. €ich gucke mir Männer/Frauen an, und überlege, ob ich sie anspreche, tue es aber nicht
4. €ich spreche Männer/Frauen, die mir gefallen an und verabrede mich mit ihnen
5. €ich melde mich auf Kontaktanzeigen oder gebe selber welche auf
6. €anderes _____

Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Partner/eine Partnerin, wie glücklich wären Sie dann im Vergleich zu jetzt? 1€weniger glücklich als jetzt 2€genauso glücklich 3€glücklicher als jetzt

Als nächstes bitten wir Sie, einige Fragen zu Ihrem Liebesleben zu beantworten. Auch wenn einige dieser Fragen sehr persönlich sind, bitten wir Sie, alle Fragen offen zu beantworten und keine Frage auszulassen.

Wie wichtig ist es für Sie, einen Partner/eine Partnerin zu haben?
gar nicht wichtig 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 sehr wichtig

Wenn Sie nicht verheiratet sind: Möchten Sie später einmal heiraten? €ja €nein €weiß nicht

Wenn Sie heiraten möchten, in wieviel Jahren würden Sie gerne heiraten? in ca. ____ Jahren
Wenn Sie verheiratet sind, wie lange sind Sie verheiratet? ____ Jahre ____ Monate

Haben Sie manchmal einen "Verehrer"/eine "Verehrerin", also jemanden, mit dem Sie eine Beziehung eingehen könnten, wenn Sie es wollten?

€nie €selten €manchmal €häufig €sehr oft

Verlieben Sie sich hin und wieder ein in jemanden (außer ihren Partner/ihre Partnerin)?

€nie €selten €manchmal €häufig €sehr oft

Wie oft haben Sie sich in Ihrem Leben bisher so richtig verliebt (glücklich und unglücklich)? ____mal

Haben Sie schon einmal eine sehr unglückliche Erfahrung mit einem Partner/einer Partnerin gemacht, so daß Sie sich irgendwie als 'gebranntes Kind' bezeichnen würden? €ja €nein

Wieviele kurzfristige und längerfristige Partnerschaften hatten Sie bisher in ihrem Leben?

1. one-night-stands _____
2. Liebesaffären _____
3. feste Beziehungen _____
4. feste Partnerschaften mit der Aussicht zu heiraten _____
5. Ehen _____

Wie lange hat ihre längste Beziehung mit einem Mann/einer Frau gedauert? ____Jahre ____Monate

Wenn Sie schon einmal eine feste Beziehung hatten: wer hat diese (letzte) feste Beziehung beendet?

1€ich 2€der/die andere 3€beide

Welche Note würden Sie zur Zeit Ihrem Sexualleben geben?

€ungenügend 6 €mangelhaft 5 €ausreichend 4 €befriedigend 3 €gut 2 €sehr gut 1

Mit wieviel Personen haben Sie bisher in ihrem Leben geschlafen? (einschließlich Partner/in) _____

Glauben Sie, daß Sie mit mehr oder weniger Personen geschlafen haben als andere Personen Ihres Geschlechts?

- 1€mit weniger Personen als die meisten anderen (Männer bzw. Frauen)
- 2€mit mehr Personen als die meisten anderen (Männer bzw. Frauen)

1. Mit wieviel verschiedenen Partnern/innen haben Sie im letzten Jahr geschlafen? _____
2. Mit wieviel verschiedenen Partnern/innen werden Sie voraussichtlich in den nächsten fünf Jahren schlafen? (Bitte geben Sie eine genau benannte und realistische Schätzung) _____
3. Mit wieviel verschiedenen Partnern/innen haben Sie nur ein einziges Mal geschlafen? _____

4. Wie oft stellen Sie sich vor, mit jemandem Sex zu haben?

- 1 €nie
- 2 €einmal alle 2 oder 3 Monate
- 3 €einmal im Monat
- 4 €einmal in vierzehn Tagen
- 5 €einmal in der Woche
- 6 €ein paar mal in der Woche
- 7 €fast jeden Tag
- 8 €mindestens einmal am Tag

ich stimme
gar nicht zu

ich stimme
voll zu

5. Sex ohne Liebe ist ok.

1 2 3 4 5 6 7 8 9

6. Ich kann mir vorstellen, daß ich mich dabei wohl fühle und es genieße, gelegentlichen Sex mit unterschiedlichen Partnern/innen zu haben.

1 2 3 4 5 6 7 8 9

7. Ich muß mich eng mit jemandem verbunden fühlen (gefühlsmäßig und vom Kopf her), bevor ich mich wohl fühle und es genieße, mit jemandem Sex zu haben.

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Als nächstes geht es um Ihre Einstellung zur Liebe und zum Sich-Verlieben. Entscheiden Sie auch hier wieder, inwieweit die jeweilige Aussage auf Sie persönlich eher zutrifft, Sie ihr also zustimmen (= 7), oder die Aussage nicht auf Sie zutrifft, Sie ihr also nicht zustimmen (= 1). Es besteht wieder die Möglichkeit zwischen verschiedenen Abstufungen der Zustimmung zu wählen.

stimme
nicht zu

stimme
völlig zu

1. Die Beziehung, die ich mit meiner 'wahren Liebe' haben werde, wird nahezu perfekt sein.

1 2 3 4 5 6 7

2. Wenn ich jemanden liebe, werde ich einen Weg für uns finden, zusammen zu sein, unabhängig vom Widerstand gegen die Beziehung, räumlicher Distanz oder irgendwelchen anderen Barrieren.

1 2 3 4 5 6 7

3. Es wird nur eine wirkliche Liebe für mich geben.

1 2 3 4 5 6 7

4. Die Person, die ich liebe, wird der perfekte romantische Partner sein; z.B. wird er/sie mich völlig akzeptieren, lieben und verstehen.

1 2 3 4 5 6 7

5. Eigentlich warte ich insgeheim auf meinen „Traumpartner“/
meine „Traumpartnerin“.

1 2 3 4 5 6 7

6. Ich bin davon überzeugt, eines Tage meinem „Traumpartner“/
meiner „Traumpartnerin“ zu begegnen.

1 2 3 4 5 6 7

Als wie attraktiv würden Sie sich im Vergleich zu anderen Männern/Frauen in Ihrer Altersgruppe einschätzen? gar nicht attraktiv 1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6 - 7 - 8 - 9 - 10 sehr attraktiv

Im folgenden Fragebogen geht es um Ihre Einstellungen zu Beruf und Karriere, Partnerschaft und Familie und darum, was Sie sich diesbezüglich für Ihre Zukunft wünschen. Bitte entscheiden Sie bei jeder der Aussagen, ob sie Ihrer Einstellung entspricht, Sie also zustimmen, oder ob die Aussage gar nicht Ihrer Meinung entspricht, Sie ihr also nicht zustimmen. Auch hier besteht wieder die Möglichkeit, zwischen völliger Zustimmung (= 5), leichter Zustimmung (= 4), Unentschiedenheit (= 3), (leichter Ablehnung (= 2) oder völliger Ablehnung (= 1) zu wählen.

- | | stimme
nicht zu | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | stimme
völlig zu |
|---|--------------------|---|---|---|---|---|---------------------|
| 1. Ich glaube, daß ich sehr in die Alltagsdinge der Kindererziehung eingebunden sein werde. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 2. Ich glaube, daß die Ehe mir mehr wirkliche persönliche Zufriedenheit gibt, als alles andere, in das ich eingebunden bin. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 3. Ich denke, daß ich eine beachtliche Menge Zeit dem Aufbau meiner Karriere widmen werde und dem Erwerb von Fähigkeiten, die dazu nötig sind, um voranzukommen. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 4. Auch wenn Elternschaft eine Menge Zugeständnisse fordert, die Liebe und das Vergnügen eigene Kinder zu haben, ist es wert. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 5. Eine erfolgreiche Ehe zu führen, ist das für mich das wichtigste in meinem Leben. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 6. Ich glaube, daß ich einen beachtlichen Teil meiner Zeit und Energie dafür verwenden werde, eigenen Kinder großzuziehen. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 7. Ich schätze es, in eine Karriere eingebunden zu sein und erwarte, daß ich viel Zeit und Aufwand investieren werde, um weiterzukommen. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 8. Ich erwarte eigentlich nicht, besonders in Kindererziehung eingebunden zu sein. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 9. Ich erwarte, daß ich welche Zeit und Energie auch immer nötig ist, investieren werde, um in meinem Beruf aufzusteigen. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 10. Mit einem Menschen verheiratet zu sein, den ich liebe, ist für mich wichtiger als alles andere. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 11. Es ist wichtig für mich, daß ich einen Beruf habe, in dem ich etwas von Bedeutung erreichen kann. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |
| 12. Ich erwarte, hart am Aufbau einer guten Ehe zu arbeiten, auch wenn dies bedeutet, beim Erreichen anderer persönlicher Ziele zurückzustecken. | | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | |

Wer sind die drei wichtigsten Menschen in Ihrem Leben?

1. _____ 2. _____ 3. _____

Sie werden auf den folgenden Seiten eine Reihe von Aussagen über bestimmte Verhaltensweisen, Einstellungen und Gewohnheiten finden. Sie können jede entweder mit "stimmt" oder mit "stimmt nicht" beantworten. Setzen Sie bitte ein Kreuz in das dafür vorgesehene Kästchen. Es gibt keine richtigen oder falschen Antworten, weil jeder Mensch das Recht zu eigenen Anschauungen hat. Antworten Sie bitte so, wie es für Sie zutrifft.

	stimmt	stimmt nicht
1. Ich habe einen Beruf (Tätigkeit), der mich voll befriedigt.	€	€
2. Ich lebe mit mir selbst in Frieden und ohne innere Konflikte.....	€	€
3. Wenn ich noch einmal geboren würde, dann würde ich nicht anders leben wollen. €	€	€
4. In meinem bisherigen Leben habe ich kaum das verwirklichen können, was in mir steckt.....	€	€
5. Ich bin immer guter Laune.....	€	€
6. Oft habe ich alles gründlich satt.....	€	€
7. Ich bin selten in bedrückter, unglücklicher Stimmung.	€	€
8. Ich grübele viel über mein bisheriges Leben nach.....	€	€
9. Ich bin mit meinen gegenwärtigen Lebensbedingungen oft unzufrieden.	€	€
10. Alles in allem bin ich ausgesprochen zufrieden mit meinem bisherigen Leben..	€	€
11. Mein Beziehungsleben ist gut.	€	€
12. Meistens blicke ich voller Zuversicht in die Zukunft.	€	€

Als nächstes geht es um Streit in Partnerschaften. Stellen Sie sich vor, Sie hätten eine Partnerschaft. Wie würden Sie sich vermutlich in der Regel verhalten, wenn Sie mit Ihrem Partner / Ihrer Partnerin eine Auseinandersetzung über etwas hätten? Versuchen Sie die Fragen so zu beantworten, wie Sie sich vermutlich *gewöhnlich* verhalten würden, unabhängig davon, ob Sie dieses Verhalten immer richtig finden würden oder sich vielleicht manchmal wünschen würden, sich anders zu verhalten. Auch hier gibt es keine richtigen und falschen Antworten. Wir wollen herausfinden, wie sich Menschen vermutlich *tatsächlich* bei einem Streit in ihrer Partnerschaft verhalten würden. Deshalb ist es auch hier wieder wichtig, daß Sie die Fragen ehrlich und genau beantworten.

	<i>Ich tue das ...</i>	nie				immer
1. Wenn ich mit meinem/r Partner/in unglücklich bin, überlege ich, die Beziehung zu beenden.	1	2	3	4	5	
2. Wenn ich wütend auf meine/n Partner/in bin, rede ich mit ihm/ihr darüber, Schluß mit unserer Beziehung zu machen.	1	2	3	4	5	
3. Wenn wir ernsthaft Probleme in unserer Beziehung haben, unternehme ich etwas, um die Beziehung zu beenden.....	1	2	3	4	5	
4. Wenn ich mich über meine/n Partner geärgert habe, denke ich darüber nach, die Beziehung zu beenden.	1	2	3	4	5	
5. Wenn wir Probleme haben, spreche ich darüber, die Beziehung zu beenden.	1	2	3	4	5	
6. Wenn die Dinge zwischen uns nicht so gut laufen, tue ich Dinge, um meine/n Partner/in zu vertreiben.	1	2	3	4	5	
7. Wenn ich mit unserer Beziehung unzufrieden bin, denke ich darüber nach, Verabredungen mit anderen (Männern/Frauen) zu haben.	1	2	3	4	5	

Bitte bewerten Sie nun die folgenden Gesichtspunkte bei der Auswahl eines festen Partners/einer festen Partnerin. Halten Sie den Gesichtspunkt für unbedingt notwendig (=4), wichtig, aber nicht unbedingt notwendig (=3), wünschenswert, aber nicht sehr wichtig (=2) oder für bedeutungslos/völlig unwichtig (=1)?

	bedeutungslos/ unbedingt völlig unwichtig notwendig				bedeutungslos/ unbedingt völlig unwichtig notwendig				
1. guter Koch/Hausmann oder gute Köchin/Hausfrau.....	1	2	3	4	12. gutes Aussehen.....	1	2	3	4
2. angenehmes Wesen.....	1	2	3	4	13. gleicher religiöser Hintergrund..	1	2	3	4
3. Geselligkeit	1	2	3	4	14. Ehrgeiz und Fleiß	1	2	3	4
4. vergleichbare Bildung.....	1	2	3	4	15. gleicher politischer Hintergrund	1	2	3	4
5. Eleganz, Gepflegtheit.....	1	2	3	4	16. gegenseitige Anziehung, Liebe .	1	2	3	4
6. gesicherte finanzielle Zukunft...	1	2	3	4	17. Gesundheit.....	1	2	3	4
7. keine vorhergehenden sexuellen Erfahrungen.....	1	2	3	4	18. Bildung und Intelligenz.....	1	2	3	4
8. vertrauenswürdiger Charakter...	1	2	3	4	19. verantwortliche Persönlichkeit ..	1	2	3	4
9. gefühlsmäßige Stabilität u. Reife	1	2	3	4	20. Sinn für Humor.....	1	2	3	4
10. Wunsch nach Heim u. Kindern.	1	2	3	4	21. Sex appeal / sexuelle Anziehungskraft	1	2	3	4
11. angesehener sozialer Status	1	2	3	4					

Bei den folgenden Fragen geht es um Ihre Beziehung zu einem möglichen Partner/einer möglichen Partnerin. Wenn Sie schon einmal eine längere feste Beziehung hatten, überlegen Sie bitte, welche Gefühle Sie in einer Partnerschaft gewöhnlich hatten. Wenn Sie noch keine feste Beziehung hatten, überlegen Sie bitte, welche Gefühle Sie vermutlich in einer Partnerschaft hätten. Schätzen Sie ein, wie sehr die folgenden Aussagen Ihr Erleben mit einem Partner/einer Partnerin (einem anderen nahen Menschen) wiedergeben. Für die Antwort haben Sie eine 7-stufige Skala zur Verfügung. Ist eine Aussage überhaupt nicht zutreffend, kreuzen Sie die 1 an, ist sie voll zutreffend, kreuzen Sie die 7 an. Die übrigen Zahlen geben Ihnen die Möglichkeit, Ihre Einschätzung abzustufen.

	stimmt nicht							stimmt völlig						
1. Ich finde es schön, mich an einen Partner/eine Partnerin zu binden.	1	2	3	4	5	6	7	1	2	3	4	5	6	7
2. Ich habe leicht das Gefühl, daß ein Partner/eine Partnerin mich vereinnahmen will.	1	2	3	4	5	6	7							
3. Ein Partner/eine Partnerin zögert oft, mir so nahe zu kommen, wie ich es gerne hätte.	1	2	3	4	5	6	7							
4. Ich mache mir oft Sorgen, daß ein Partner/eine Partnerin mich nicht genug mag.	1	2	3	4	5	6	7							
5. Ich möchte einem Partner/einer Partnerin gefühlsmäßig so nahe wie möglich sein.	1	2	3	4	5	6	7							
6. Ich fühle mich durch eine intensive Beziehung schnell eingeengt.	1	2	3	4	5	6	7							
7. Ich habe Angst, das ein Partner/eine Partnerin die Beziehung zu mir abbricht.	1	2	3	4	5	6	7							

8. Ich frage mich manchmal, ob ein Partner/eine Partnerin mich genauso intensiv liebt, wie ich ihn/sie liebe. 1 2 3 4 5 6 7
9. Wenn mir ein Partner/eine Partnerin zu nahe kommt, gehe ich auf Distanz. .. 1 2 3 4 5 6 7
10. Ich bin gewöhnlich lieber allein, als mit ein Partner/eine Partnerin zusammen. 1 2 3 4 5 6 7
11. Ein Partner/eine Partnerin sind wichtiger für mich als ich für ihn/sie. 1 2 3 4 5 6 7
12. Ich versuche einen Partner/eine Partnerin dazu zu bewegen, daß er/sie mehr Zeit mit mir verbringt. 1 2 3 4 5 6 7
13. Meine allerintimsten Gefühle gehen einen Partner/eine Partnerin nichts an. . 1 2 3 4 5 6 7
14. Ein Partner/eine Partnerin will oft, daß ich vertraulicher bin, als es mir angenehm ist. 1 2 3 4 5 6 7
15. Ich bin besorgt, für einen Partner/eine Partnerin nicht genügend wichtig zu sein. 1 2 3 4 5 6 7
16. Mein großes Bedürfnis nach Aufmerksamkeit wird von einem Partner/eine Partnerin nicht erfüllt. 1 2 3 4 5 6 7
17. Einem Partner/einer Partnerin erzähle ich durchaus nicht alles über mich. 1 2 3 4 5 6 7
18. Wenn ich Ärger habe oder krank bin, bin ich am liebsten allein. 1 2 3 4 5 6 7
19. Ich mache mir Sorgen darüber, daß einem Partner/einer Partnerin an meiner Freundschaft nichts liegt. 1 2 3 4 5 6 7
20. Es frustriert mich manchmal, daß mir ein Partner/eine Partnerin nicht die Liebe gibt, die ich brauche. 1 2 3 4 5 6 7

Im folgenden geht es um Ihre Verhaltensmuster und Gefühle in Partnerschaften.

Bitte stellen Sie sich vor, Sie hätten einen Partner/eine Partnerin. Wenn Sie schon einmal eine längere Partnerschaft hatte, erinnern Sie sich bitte an diese letzte Partnerschaft. Wenn Sie noch keine längere Partnerschaft hatten, stellen Sie sich vor, wie eine mögliche Partnerschaft für Sie aussähe. Denken Sie sich dabei an eine möglichst wirklichkeitsnahe Partnerschaft.

Bitte geben Sie an, inwieweit die einzelnen Verhaltensmuster und Gefühle, die im folgenden aufgeführt sind, auf Sie und Ihren (letzten bzw. vorgestellten) Partner / Ihre (letzte bzw. vorgestellte) Partnerin zutreffen oder nicht zutreffen. Je weiter *rechts* Sie ankreuzen, desto *mehr* trifft die Aussage auf Sie zu ('5' = die Aussage ist absolut richtig und zutreffend). Je weiter *links* Sie ankreuzen, desto *weniger* trifft die Aussage auf Sie zu ('1' = die Aussage ist absolut falsch und unzutreffend).

- | | absolut
falsch | | absolut
richtig | |
|--|-------------------|---|--------------------|-----|
| 1. Die beste Art von Liebe entsteht aus einer engen Freundschaft..... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 2. Meine befriedigendsten Liebesbeziehungen entstanden aus guten Freundschaften. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 3. Erst wenn eine gewisse Vertrautheit besteht, kann ich jemanden wirklich lieben. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 4. Liebe entsteht nicht 'auf den ersten Blick' sondern wächst mit der Zeit..... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 5. Ich versuche mein Leben sorgfältig zu planen, bevor ich meine/n Partner/in wähle. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 6. Ich gehe nur dann mit einer Person eine Liebesbeziehung ein,
wenn ihre Pläne mit den meinen in Einklang zu bringen sind..... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 7. Ich lege Wert darauf, daß mein/e Partner/in und ich zusammen
genug verdienen werden. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 8. Liebe kann sich dann am besten entwickeln, wenn die Zukunft gesichert ist. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 9. Wenn mein/e Partner/in mir keine Aufmerksamkeit schenkt, fühle ich mich ganz krank. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 10. Meine Stimmung ist stark von der Qualität meiner Beziehung abhängig. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 11. Wenn ich mit meinem/r Partner/in Streit habe, bin ich sehr deprimiert..... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 12. Wenn ich in meiner Liebesbeziehung Ärger habe, färbt das auf
alle anderen Lebensbereiche ab. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 13. Ich würde lieber selbst leiden, als daß ich meine/n Partner/in leiden sehe..... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 14. Ich würde alles aushalten für das Wohl meines/r Partners/in. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 15. Ich lasse oft alles stehen und liegen, um meine/n Partner/in zu unterstützen. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 16. Für meine/n Partner/in würde ich alles tun, wenn es für ihn/sie wichtig wäre.... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 17. Mein/e Partner/in und ich erleben die gleiche sexuelle Wellenlänge. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 18. Unser Sexualleben ist sehr intensiv und befriedigend. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 19. Mein/e Partner/in hat für mich eine große erotische Ausstrahlung. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 20. Unsere sexuelle Beziehung ist so gut, daß keine Wünsche offenbleiben. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 21. Manchmal mußte ich verhindern, daß zwei meiner Partner/innen
etwas übereinander herausfanden. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 22. Es macht mir großen Spaß, mit mehreren Partner/innen das Spiel der Liebe'
zu spielen..... | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 23. Wenn mein/e Partner/in nicht dabei ist, flirte ich gerne mal mit anderen. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |
| 24. Seitensprünge verschweige ich lieber, um meine/n Partner/in nicht zu verletzen. | 1 | 2 | 3 | 4 5 |

Die folgenden Fragen sollen untersuchen, wie Sie sich selbst sehen. Jede Frage besteht aus einem Eigenschaftspaar, das durch die Buchstaben A,B,C,D,E getrennt ist. Zum Beispiel:

nicht sportlich A B C D E *sehr sportlich*

Jedes Paar beschreibt gegensätzliche Eigenschaften. Das bedeutet, daß Sie nie beide gleichzeitig haben könne, wie etwa 'nicht sportlich' und 'sehr sportlich'. Die Buchstaben stellen Abstufungen zwischen den Extremen dar (z.B. 'A' = gar nicht sportlich; 'E' = sehr sportlich). Wählen Sie den Buchstaben, der Sie auf diesen Abstufungen am besten beschreibt. Lassen Sie bitte auch hier möglichst keine Frage unbeantwortet, auch wenn Sie Schwierigkeiten haben, sich zu entscheiden.

Ich halte mich für ...

1. nicht unabhängig A.....B.....C.....D.....E.....sehr unabhängig
2. nicht gefühlsbetont A.....B.....C.....D.....E.....sehr gefühlsbetont
3. sehr passiv A.....B.....C.....D.....E.....sehr aktiv
4. fähig, auf andere einzugehen..... A.....B.....C.....D.....E.....völlig unfähig auf andere einzugehen
5. sehr rau..... A.....B.....C.....D.....E.....sehr zart
6. nicht hilfreich..... A.....B.....C.....D.....E.....sehr hilfreich
7. nicht wettbewerbsorientiert..... A.....B.....C.....D.....E.....sehr wettbewerbsorientiert
8. sehr unfreundlich..... A.....B.....C.....D.....E.....sehr freundlich
9. der Gefühle anderer nicht bewußt. A.....B.....C.....D.....E.....der Gefühle anderer sehr bewußt
10. fälle leicht Entscheidungen..... A.....B.....C.....D.....E.....fälle schwer Entscheidungen
11. gebe leicht auf..... A.....B.....C.....D.....E.....gebe nie leicht auf
12. nicht selbstsicher..... A.....B.....C.....D.....E.....sehr selbstsicher
13. fühle mich unterlegen..... A.....B.....C.....D.....E.....fühle mich überlegen
14. nicht verständnisvoll..... A.....B.....C.....D.....E.....sehr verständnisvoll
15. sehr kühl in Beziehungen sehr herzlich in Beziehungen
zu anderen A.....B.....C.....D.....E.....zu anderen
16. kann Druck nicht standhalten..... A.....B.....C.....D.....E.....kann Druck gut standhalten

Als nächstes geht es darum, sich manchmal allein zu fühlen.

Ich empfinde das so ...

- | | nie | selten | manchmal | oft |
|---|-----|--------|----------|-----|
| 1. Ich habe nicht genügend Gesellschaft. | 1 | 2 | 3 | 4 |
| 2. Niemand kennt mich wirklich. | 1 | 2 | 3 | 4 |
| 3. Ich fühle mich von anderen isoliert. | 1 | 2 | 3 | 4 |
| 4. So zurückgezogen, wie ich bin, fühle ich mich unglücklich. | 1 | 2 | 3 | 4 |
| 5. Menschen sind zwar um mich herum, jedoch nicht bei mir. | 1 | 2 | 3 | 4 |

Bitte geben Sie an, welches Empfinden die folgenden Aussagen und Begriffen jeweils bei Ihnen auslösen. Entscheiden Sie sich dabei für eine Möglichkeit zwischen '1' = 'sehr negativ' und '7' = 'sehr positiv'.

- | | sehr negativ | | | | sehr positiv | | |
|---|--------------|---|---|---|--------------|---|---|
| 1. mehr soziale Gleichheit | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
| 2. Gleichheitsberechtigung aller | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
| 3. Wenn die Menschen stärker gleichwertig behandelt würden, hätten wir weniger Probleme in dieser Gesellschaft..... | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
| 4. In einer idealen Welt wären alle Länder gleichrangig. | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
| 5. Alle Menschen sollen gleich behandelt werden. | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |
| 6. Es ist wichtig, daß wir andere Länder gleichberechtigt behandeln. | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 |

Als nächstes geht es um die Frage der Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen. Welche Aufgaben sollten eher von Frauen, welche von Männern übernommen werden? Bitte geben Sie auch hier wieder Ihre spontane und ehrliche Meinung an und lassen Sie bitte keine der Aussagen aus. Wählen Sie wieder die Abstufung zwischen '1' ("absolut falsch") und '6' ("absolut richtig"), die Ihrer persönlichen Meinung am ehesten entspricht.

	absolut falsch						absolut richtig
1. Der alte Ausspruch "die Frau gehört ins Haus und zur Familie" ist im Grunde richtig, und es sollte auch so bleiben.	1	2	3	4	5	6	
2. Eine Frau sollte gegenüber Männern nicht zu strebsam sein.	1	2	3	4	5	6	
3. Eine Frau, die in der Öffentlichkeit arbeitet (z.B. eine Verkäuferin) sollte nicht mehr arbeiten, wenn zu sehen ist, daß sie schwanger ist.	1	2	3	4	5	6	
4. In einer Gruppe mit weiblichen und männlichen Mitgliedern sollte ein Mann die Führungsposition innehaben.	1	2	3	4	5	6	
5. Wenn sich ein gut qualifizierter Mann und eine etwas besser qualifizierte Frau um eine Arbeitsstelle bewerben, so sollte der Mann die Stelle erhalten, da er eine Familie ernähren muß.	1	2	3	4	5	6	
6. Eine Frau sollte lieber auf ihre Karriere verzichten, als darauf bestehen, daß ihr Mann wegen einem für sie notwendigen Ortswechsel eine neue Arbeitsstelle suchen muß.	1	2	3	4	5	6	
7. Es ist gut, wenn Frauen lokalpolitische Ämter innehaben.	1	2	3	4	5	6	
8. Man sollte Mädchen raten, einen weiblichen Beruf wie Krankenschwester, Schneiderin oder Grundschullehrerin zu wählen.	1	2	3	4	5	6	
9. Auch wenn eine Frau arbeitet, sollte der Mann der „Haupt-Brotverdiener“ sein und die Frau sollte die Verantwortung für den Haushalt tragen.	1	2	3	4	5	6	
10. Es ist nicht gut, wenn ein Mann zu Hause bleibt und die Kinder versorgt und seine Frau arbeitet.	1	2	3	4	5	6	
11. Der einzige Grund, warum Mädchen einen Beruf erlernen sollten, besteht darin, daß sie evtl. nicht heiraten oder geschieden werden.	1	2	3	4	5	6	

Stellen Sie sich sich vor es ist Samstagabend. Sie möchten etwas bestimmtes tun, was Ihnen Spaß macht, z.B. einem Hobby nachgehen, ins Kino oder in eine Kneipe gehen. Ihr Partner/Ihre Partnerin hat aber heute keine Lust, Sie dabei zu begleiten, sondern möchte lieber mit Ihnen gemeinsam zu Hause bleiben. Wie entscheiden Sie sich?

1 €ich gehe allein

2 €ich frage einen Freund/eine Freundin, ob er/sie mich begleitet

3 €ich bleibe bei meinem Partner/meiner Partnerin zu Hause

4 €sonstiges _____

Geschafft! Bitte überprüfen Sie nun als letztes, ob Sie auch wirklich alle Fragen beantwortet haben und tragen Sie die fehlenden Antworten ggf. nach. Vielen Dank für Ihre Mitarbeit!